

Yongphil Kim

Die Sittlichkeit der Sprache

Zur Sprachphilosophie
Friedrich Nietzsches

λογος

Die Open-Access-Stellung der Datei erfolgte mit finanzieller Unterstützung des Fachinformationsdiensts Philosophie (<https://philportal.de/>)



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz CC BY-SA (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>). Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



DOI: <https://doi.org/10.30819/3266>

Yongphil Kim

Die Sittlichkeit der Sprache

Zur Sprachphilosophie Friedrich Nietzsches

Das Promotionsverfahren wurde an der Philosophischen Fakultät I der Humboldt Universität zu Berlin durchgeführt.

Amtierender Dekan: Prof. Michael Seadle (Humboldt Universität zu Berlin)
1. Gutachter: Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Gerhardt
(Humboldt Universität zu Berlin)
2. Gutachter: Prof. Dr. Karl-Heinz Pohl (Universität Trier)
Tag der Promotion: 17. November 2010

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

©Copyright Logos Verlag Berlin GmbH 2012

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8325-3266-6

Logos Verlag Berlin GmbH
Comeniushof, Gubener Str. 47,
10243 Berlin
Tel.: +49 (0)30 42 85 10 90
Fax: +49 (0)30 42 85 10 92
INTERNET: <http://www.logos-verlag.de>

Vorwort: Leben, Lethe, Lenz

Da gab es Beileibe sowie Beiseele keine Zeit, wo ein Winterzeitloser lethargisch einen Raum mit dem Traum überbrückend mit der Rache der Sprache zu tun hatte. Er war in Wirklichkeit nur ein bloßer Berliner, doch in der Tat ein außergewöhnlicher Bärliner. Ein Ort Berlin verleiht nämlich diesem gar keinen richtigen Hort. Der Grat zwischen zeitlich und zeitlos, mehr noch, zwischen sprachlich und sprachlos, ja zwischen Berlin und Bärnin ist äußerst schmal. Diese schwindelerregende Gratwanderung jenes Raum-Zeit-Fahrers und Traum-Aorist-Fahrers insgleichen ist gerade der eigentliche Beweggrund für die vorliegende Arbeit.

Wie kann man denn überhaupt in unserer sprach-zeitlich durchstrukturierten Welt einerseits seine textuelle Bedeutung, andererseits seinen sinnlichen Sinn ausmalen? Meine eigene Antwort lautet: Nicht mehr Zeit, sondern nunmehr Zeitraum, besser noch Raumzeit! Beileibe keine bloße Sprache als Instrument, sondern eben die Mutter-Sprache als Verkörperung der Sittlichkeit schlechthin! Sie ist am liebsten nur mit der Mutter als dem abgründigen Meer zu vergleichen.

Der Winter war dahin. Aber der Winterzeitlose schläft noch da. Er lechzte sehnsüchtig nach dem Grünen, womit er sich einen wunderschönen Lenz zu machen pflegt. Er ist sprach-zeitlich eher tötlich als tätig. Aber wie? Seine Urtragödie ist, dass er mittels der Sprache als Täter, genauer gesagt, als Intensiv-Täter sein Dasein zu führen hat. Solange der Mensch eine Sprache spricht, wird er keineswegs das Leben des Intensiv-Täters los. Was für ein Komplex von Tat und Untat des Sprachlers! Aus diesem unheimlichen Hintergrunde sollte er sich gelegentlich und rechtzeitig sprachlos in der Lethe baden wie reinigen. Ist der Abgrund der Mutter-Sprache eben nicht die Lethe?

Der Winterzeitlose weidet sich wieder am giftgrünen Täter, der ja die Sprache halt zweckmäßig zu instrumentalisieren weiß. Aber dieser vergisst bedauerlicherweise völlig, dass sie ihn unsichtbar sittlich durch und durch kanalisiert. Die Lethe schenkt jedem Sprachnutzer ganz gleichgültig die Vergessenheit, damit er bewusst und unbewusst seine seelische Gesundheit nicht gefährdet. Aber die bisherige Philosophiegeschichte war trotzdem eine recht eigentlich erzfeindliche Kampfgeschichte des sprach-zeitlichen Täters gegen sie. Der Winterzeitlose war es auch, der sich antilethargisch und energisch der Sprache bedient.

In Berlin war der Winterzeitlose ein purer Barbar im ursprünglichen Sinne dieses griechischen Worts. Dieser Fremdsprachler von der fernostasiatischen Halbinsel Korea präsentiert doch seine Einzigartigkeit und Einmaligkeit in Berlin mit den eudynamischen Bedeutungsdimensionen der Sprache. Er muss nun als

Autor aus dem Licht in den Schatten zurücktreten, weil sein Leser nunmehr als Lichtbringer dieses interkulturelle Werk philosophisch zu illustrieren und zu erläutern hat. Er kommt deshalb nur dann nuancen- und facettenreich zum Vorschein, wenn er es kritisch zu beleuchten im Stande ist. Aber es ist zumindest ganz klar, dass sich sein Werk aus dem ungemein langen leidenschaftlichen Wechselspiel von Raum und Traum, von Ort und Hort im Zeichen der Sprache ergab. Ausgesprochen und unausgesprochen bei Fräulein Sarah Bergmann bedanke ich mich aus tiefstem Herzen für Ihre hingebungsvolle Korrekturarbeit. Der Winterzeitlose begibt sich nun endlich im tiefgrünen Schatten der Lethe zur Ruhe! Lebe wohl, Berlin!

Berlin und Seoul, den 5. Mai, 2012

Yongphil Kim

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Vorrede: Die Instrumentalisierung der Sprache	7
Hauptrede: Dem einen <i>Intensiv-Täter</i> auf den Grund zu gehen	43
1. Die <i>Täter-schaft</i> des Subjekts.....	44
2. Der öffentliche Anstand des Ichs	65
3. Die Sprache für die höfliche <i>Verhältnis-mäßigkeit</i>	83
4. Das kausgebundene und zwar das aspektvollgeladene Ich	95
5. Verbalaspekt und Tempus: das Schicksal des Prädikats: vom Tunwort zum Zeitwort.....	108
6. Die Kausalität als die geistige Waffe des täterischen Ichs	131
7. Unter der verführerischen Führung des Seins	144
8. Die tänzerische Freiheit des „Wu“s	156
9. Hat Nietzsche in der Tat außermuttersprachlich philosophieren können als Antiontologe?.....	165
10. Mehr Werden als Sein.....	179
11. Die kausale Retrospektivität und die sittliche Respektivität	190
Schlussrede: Dank der Sprache, zum ausgesprochen-ausgezeichneten <i>Intel-lekt</i> im <i>Kon-text</i> hin	201
Anhang	223
Verzeichnis der Abkürzungen	223
Literaturverzeichnis.....	224
Personenregister.....	226
Sachregister.....	226

Vorrede

Die Instrumentalisierung *der* Sprache

Schon seit geraumer Zeit spricht der Mensch seine eigene, gar eigentümliche und endlich noch selbstbewusste Sprache. Aber sprechen andere lebende Geschöpfe nicht auch ihre eigene besondere, bedeutungsvolle Sprache? Was die gesprochene, ausgesprochene Sprache angeht, so können wir uns keineswegs wesentlich von ihnen abheben. Wieso denn und wie so eigentlich? Denn jedes Lebewesen spricht eben in so einer einzigartigen Art und Weise, dass es beileibe nicht ohne Schwierigkeiten von anderen Lebewesen zu verstehen ist. Dabei handelt es sich, im Grunde genommen, erst recht nicht um das Sprechen, sondern eher um das Aussprechen, nämlich Artikulieren. Diese überaus eigenständige Art und Weise der Artikulierung jedes Lebewesens verunmöglicht uns, weder mittelbar noch unmittelbar akustisch eindeutig seine ausgesprochene Sprache einzugliedern, geschweige denn richtig zu verstehen. Wir können sie bestenfalls nur mit einer witzigen oder gar irrsinnigen Lautmalerei nachplappern.

Stellen wir uns gerade einmal vor, wie grobsinnig in Bausch und Bogen wir mit unserer stolzen menschlichen Sprache das Gesprochene und gleichsam Ausgesprochene des Getiers behandeln und herabwürdigen: eben da das Schnattern, wenn die Enten unangenehm unablässig ihre Laute ausstoßen, eben da das Brummen, wenn der Bär barsch und harsch, aber doch mächtig und prächtig brüllt, eben da das Zwitschern, wenn der Vogel anscheinend für uns fröhlich singt. Aber wessen Artikulierung ist denn eigentlich am feinsten und gleichsam am höchsten entwickelt? Wonach könnte es wohl gemessen werden? Sind die Artikulierungen der anderen Lebewesen mit unseren menschlichen Konsonanten und Vokalen allein einzuordnen? Vielleicht und vielmehr haben sie ein ganz anderes Lautsprachsystem zur Verfügung als unser eigenes kontrastreiches? Wenn ja, wie könnten wir es dann doch eigentlich mit dem Alphabet zurückartikulieren lassen? Die bis jetzt und sogar später auch ganz und gar nicht auszuräumenden Fragen überhaupt!

Davon völlig abgesehen, wie klingt in der Tat unsere menschliche und gar unsere allzu menschlich euphonische Artikulierung für die Ohren der anderen Lebewesen, insbesondere für die ungleich schärferen Ohren? Welch ein Attribut, mehr noch, welches Prädikat braucht gerade der zottelige Bär, welcher von uns gerne für grobsinnig gehalten und mithin für die Metaphorik der Dummheit zur Verfügung gestellt wird, um sie zu bezeichnen? Es kann durchaus sein, dass er eben deshalb leider unsere klangvolle sowie sinnvolle Aussprache noch viel brummender, noch viel summender, als wir seine, wahrnimmt und wahrzunehmen hat, weil er zwar, so scheint es, rau, grau, grausam unentwickelte Stimmbänder hat, aber weil er trotzdem über das bei weitem feinsinnigere Hörvermögen verfügt. Doch ohnehin ist bereits leicht anzunehmen, dass jede menschliche Sprache, sei es Deutsch oder sei es Chinesisch, sei es die antike oder sei es die moderne Sprache, für seine Ohren indifferenziert, ja fast ganz gleich, gleichgültig, nicht zuletzt

sinnlos klingen mag und sogar muss, eben da er unsere Artikulierung wie das Unverdauliche überhaupt beileibe nicht zu verarbeiten vermag, ganz genau so wie wir seine auch beileibe nicht. In diesem Falle gibt gar nicht die Aussprache selbst, sondern eher das Vernehmen und Verstehen insgleichen den Ausschlag für den äußerst schmalen Unterschied zwischen dem harmonischen, symphonischen Klang und dem krachenden, nervenden Lärm. Das gilt selbst für eine menschliche Fremdsprache, die ganz und gar nicht zu verstehen, aber trotzdem weiter zu hören ist.

Und doch wie steht es denn überhaupt mit unserem niedlichen menschlichen Säugling? Wo er, um sich auszudrücken, nicht bloß plötzlich weint, lacht, bestaunt und einschläft, sondern geradezu lautlich, voller Freude etwas von sich zu geben, zu brabbeln anfängt, da sind wir beispielsweise selbst als Eltern erst recht nicht ihn zu verstehen im Stande. Ungeachtet dieser sprachlich, aussprachlich in keiner Weise zu überbrückenden Diskrepanz zwischen ihm und seinen Eltern treiben sie weiter ungestört, nein vielmehr total begeistert das sprachspielerische Gebrabbel! Selbst wenn gar kein eigentlich richtiges Gespräch, sondern eines, welches im üblichen Sinne weder zu verstehen noch zu missverstehen ist, erfolgt, so vermögen sie indessen erstaunlicherweise mittels, ja lieber kraft dieses anscheinend unsinnigen, aber doch tatsächlich unerhört sinnvollen Gebrabbels füreinander ihr Herz zu geben und zu nehmen. Was gehen denn überhaupt diese bedeutungslosen aussprachlichen Hürden und Hindernisse das ungleich engere Herzensverhältnis zwischen der Mutter und dem Sohn an? Überraschenderweise, vielmehr wunderlicherweise scheint er trotz seiner eindeutigen Unfähigkeit, sich mit der artikulierten Sprache unmissverständlich mitzuteilen sowie seine Eltern, welche sie schon fast nur konventionell zu sprechen haben, richtig zu verstehen, zum ersten Male seine akribische Lesekunst zu üben, wobei er sie sich ja voller Konzentration anschaut und anhört und zugleich intensiv, was gemeint ist, herauszulesen und herauszuhören versucht. Mit dieser kaum wahrgenommenen, weniger noch, ernstgenommenen, aber doch unausgesprochen ausgezeichneten Lesekunst entwickelt er nach und nach jegliches Sprachvermögen. Wo er, dieser unermüdlich umhertobende Krabbelkrause nicht mehr blabla brabbelt, sondern so urplötzlich und mühelos zuguterletzt Mama und Papa nachspricht, gleichsam als ob er eben vom boshafte[n] und doch geistreichen Hermes gesegnet würde, gerade da bildet sich der unheimliche, mehr noch, ungeheuerliche Horizont der Sprache gleich für ihn und für sein ganzes Leben, welcher sich von nun an nicht zurückbilden lässt, wie dieser ihn als Hintergrund des Scheins nicht nur tagsüber, sondern sogar nachtsunter, wo er träumerisch wie dichterisch weiterspricht, begleitet und beleuchtet, und eben wo allein er, sich *mit-teilend*, seine eigene einzige *Bedeutung* für das Dasein weitererschließen und herausfinden darf und kann. Schon damit ist er unbewusst, aber doch ganz tief in „die Sittlichkeit der

Sprache“ hineingeraten, womit er sich sprachstetlich weiter einprägen wie ausbilden lassen muss. Und nicht zuletzt das Wohl und Übel seines individuellen Daseins liegt als *gemeinsames Schicksal* darin unausweichlich vorbereitet. Die Sprache ist nämlich das höchste Gemeingut par excellence. Der vorsprachliche Säugling befindet sich *un-mittelbar* in der Natur, da er in erster Linie instinktiv und intuitiv empfindet und handelt, noch beileibe nicht, geschweige denn bei Seele nicht in der Kultur, da er lieber sprachlich, sprachvernünftig als derartig denkt und tut.

An dieser Stelle aber stellt sich eine unvermeidlich dringende Frage: Gibt es denn wirklich gar keinen entscheidenden Unterschied zwischen der menschlichen und tierischen Sprache? Wir wissen schon längst recht gut, dass die anderen Lebewesen auch ihre eigene Sprache sprechen und selbst das mündliche Weitergeben somit von Generation zu Generation erfolgen kann. Aber leider konnte es dennoch nicht richtig ernstgenommen, geschweige denn eingeschätzt werden, nämlich dass sie beileibe keine schriftliche Sprache in der Hand haben. Erst mit diesem außergewöhnlichen Vermögen, besser noch, mit dieser der hüllenlosen Würde des Menschen nimbusgebenden Kunst ohne Gleichen, seine eigene Artikulierung endlich, letztendlich in Worte fassen und sogar verfassen zu können, konnte er *definitiv* die doch paradoxerweise nicht mehr selbstgefällig, geschweige denn freiwillig - sei es individuell oder sei es gemeinschaftlich - zu verschiebenden Grenzen gegen sie ziehen, und erst recht mit jenem alten stolzen Gedanken, vernünftig zu denken. Denn wir lernen ja zunächst die Sprache zu sprechen, zu schreiben und so dann nicht mehr sprachwidrig, sondern richtig, vernünftig, systematisch zu denken. Eben vermöge, selbst noch, macht dieser sprachlichen, genauer gesagt, schriftsprachlichen Instrumentalität überhaupt konnte er ein für alle Male die nackte Natur loswerden und sich dergestalt weit den Zugang zur modischen Kultur auftun, dass er nie wieder in seinem Leben das sogenannte „Zurück zur Natur“ erleben kann, nein vielmehr darf. Diese indessen klischeehaft klingende Bezeichnung „*homo faber*“ ist erst dann wieder zu aktualisieren, wenn wir die Sprache, vornehmlich die geschriebene Sprache, als das bei weitem feinste und höchste aller Instrumentarien, welche je hervorgebracht worden sind, richtig einzuschätzen wissen. Sogar als Waffe, als tödliche Waffe ausgerechnet für den *Täter*! Hat man sich je einmal vorgestellt oder versucht vorzustellen, wie ungleich schärfer die Sprache als Messer der Messer, um *mit-zu-teilen*, schneidet? Mit ihrer maschinellen Zacke schneidet sie sich vorher alles, was für den Sprachler zum Ausdruck kommen muss, zurecht gleich Elementarteilchen, aber gleich einem Magneten lässt sie es auch zum Zwecke der *Mitteilung* wieder zusammenstellen. Nicht bloß aus diesem Grunde allein wird sie gerade oben die tödliche Waffe genannt. Den geheimnisvollen weiteren Hintergrund dazu werden wir später sicherlich im Detail gemeinsam erfahren.

Die Sprache ist nicht von einem einzigen meisterlichen Künstler, geschweige denn von Gott - denn mit der Existenz der vielen unterschiedlichen Sprachen auf dieser Erde begründet sich leider nicht seine Allmächtigkeit, sondern bereits seine Absurdität allein oder bestenfalls nur seine schlitzohrige Klugheit, eben weil wir darin nicht selten erneut solch ein sprachliches, sprach-gewaltiges Wirrwarr aufzudecken haben, dass wir das stärkste Bedenken gegen seine Koordinationsfähigkeit, sie einheitlich, konsequent, nicht zuletzt harmonisch miteinander entstehen und weiterentwickeln zu lassen, zu hegen nicht umhin können, oder ferner deshalb, weil er die Bevölkerungen, welche jenen legendären Turm zu Babel aufgebaut hätten, sprachlich verwirrwarrend, zerstreut habe, und seine neidische Klugheit darin läge, dass er frühzeitig der himmelsstürmischen Macht und gar Übermacht des „gemeinsamen Verstehens“, ja Verstands in der gesellschaftlichen Sprache den Riegel vorgeschoben habe, indem er das sprachliche Gegenmittel und zwar die sogenannte „babylonische Verwirrung“ verordnet habe - einmalig hergestellt, sondern eben nach und nach, durch und durch, von Generation zu Generation über eine bei weitem längste Zeitstrecke hinaus geschmiedet, um vollständig abgerundet zu werden. Kein Sprachler, durchaus kein einziger Sprachler steht weder über der Sprache noch außerhalb von ihr. Das Umgekehrte ist in alle Ewigkeit hinaus der Fall. Er befindet sich immer nur innerhalb von ihr und zugleich darunter. Wie kann er doch in der Tat einmal darüber stehen? Und was soll das überhaupt heißen, dass er außer sie gerät? Sie ist nämlich ein *immenser*, auf Deutsch, unermesslicher Horizont, der, sei es von einem Individuum allein oder sei es von einer Bevölkerung zusammen, ganz und gar nicht erschlossen und überschritten werden kann, ja sich vielmehr nicht überschreiten lässt. Eben dadurch unterscheidet sie sich ganz wesentlich von den übrigen sogenannten „Mitteln“.

Die Sprache ist nicht nur ein Instrumentum, womit ein Sprachler jedes Mal einfach *freiwillig und bewusst* insgleichen sein Ziel erreichen kann. Im Gegenteil ist sie ein Instrumentarium, mit welchem sie ja zielstrebig den Sprachler sprechen und schreiben, denken und tun lässt. Trotz ihrer Instrumentalität ist ihre eigentliche Finalität keineswegs und niemals endgültig festzustellen, eben aus ihrer besonderen Entstehungs- und Weiterentwicklungsgeschichte heraus. Gar nicht mehr zu reden davon, dass sie, um sich miteinander zu verständigen oder um den Gedanken in Worte zu fassen oder um sich einprägsam zu erinnern, und dergleichen erfunden sei! Das kann alles höchstens nur als ein nützlicher Zweck der Sprache dienen, aber doch als gar kein definitiver. Wann ein grammatischer Punkt, wo sie nicht als bloßes Hilfsmittel mehr für ihn zur Verfügung gestellt stand, sondern ganz umgekehrt ihn in ihren Weg, ja darüber hinaus sogar in ihren unwiderstehlich verführerischen Bann zu stellen anhub, historischerweise und dramatischerweise erreicht wurde, das wissen sowohl wir als auch die Götter gar

nicht genau. Trotzdem vielleicht nicht erst ganz später, sondern bereits da, wo die Sprachbildner kläglich und mühsam, doch gemeinsam ungemein glücklich und selbstbewusst insgleichen gerade an ihrer Sprache arbeiten, als sie damit gleich ebenso mit dem schrecklich entsetzenden Missverstehen als mit dem erfreulichen, erfolgreichen Verstehen eine ambivalente Erfahrung machen müssen. Eben deshalb, weil die zunächst unerwartete und dann unerwünschte Nebenwirkung, welche das Erstere mit sich gebracht hat, nicht immer harmlos, sondern gelegentlich lebensgefährlich und sogar tödlich wirkte und sie sich, um das Missverstehen um jeden Preis für das Leben auszurotten, gezwungenermaßen sprachlich, sprach-gewaltig vereinheitlichen lassen mussten. Diesbezüglich dürfen wir überhaupt nicht darüber hinwegdenken, dass jedes Verstehen, genauer gesagt, jedes Verstanden-Haben das Ein-Verstanden-Sein voraussetzt. Bereits mit jenem gemeinsamen Verstehen und für dieses gemeinsame Ein-Verstanden-Sein hat sich die unausweichliche Sprachbahn und doch gleichsam der ungeheuerliche Sprachbann einmal unbemerkt einsetzen und sich sofort, sei es den betroffenen Sprachlern bewusst oder gar nicht, vornehmlich mit den Sprachregeln, ja mit der sogenannten „Grammatik“ gegen sie immer weiter durchsetzen müssen und können.

Wofür wurde denn eigentlich dieser unheimlich beleidigende und gar herablassende Begriff „Barbar“ bereits in Griechenland geprägt? Nicht um diejenigen, welche unkultiviert und roh, grausam und grauenerregend umhertoben, zu bezeichnen, sondern ursprünglich um gerade die Fremden, welche dermaßen unverständlich und armselig stammelnd das Altgriechische sprechen, dass sie elenderweise im wahrsten Sinne dieses Worts keinen Respekt, sondern eben das despektive Verachten verdienen müssen, herabzuwürdigen. Diese *un-gemein* unerträgliche Sprachwidrigkeit des Fremden als eine Art von Sittenwidrigkeit schlechthin war für die alten Griechen ein entscheidender Maßstab dafür, ob er bei Leibe kultiviert oder beileibe nicht kultiviert ist. Wie und inwiefern die Sprache, ganz gleichviel, ob sie zur indoeuropäischen Sprachfamilie oder zu den ostasiatischen Sprachen zählt, grammatisch als systematisch oder strukturell den Gedanken, ja unseren philosophischen Gedanken vorherbestimmt, selbst noch, durch und durch eingelenkt hat, eben dieser fragwürdigen Frage werden wir später des Längeren nachgehen.

Einerseits die scheinbare, sofort wahrzunehmende Instrumentalität der Sprache für den Sprachler, aber doch andererseits ihre unscheinbare, schwerlich zu bemerkende und gar wahrzuhabende Gesetzmäßigkeit über ihn, eben in dieser äußerst entgegengesetzten „*Rolle und Kontrolle der Sprache*“ strömt das ungeheuerliche Hochspannungsfeld stürmisch, wo er nicht nur als Herr allein, sondern zugleich auch als Diener der Sprache das lebenslängliche Sprachspiel zu treiben und am schlimmsten eben darum an der „*Rache der Sprache*“ wohl zu

scheitern hat, weil er einer Nacht plötzlich in die Sprachlosigkeit, ja in die sogenannte „Aphasie“, undank derer er gleich wie eine einsame, einsamste Insel von dem gemeinsamen Kontinent der Gesellschaft völlig isoliert wird, hineingeraten kann und doch trotzdem daraus gar nicht einfach herauszutreten in der Lage ist. Dies ist für jeden, der gerade einmal einen verhängnisvoll tieferen Blick auf den urdunklen Abgrund der Sprache, welcher in keiner Art und Weise weder auszuloten noch auszuschöpfen ist, getan hat, gar keine kleine abzuwendende Gefahr, sondern vielmehr eine unheilbare, tödliche Krankheit, woran er seelisch das ganze Leben lang darben muss. Nicht immer nur zu erinnern und erinnern zu wollen, sondern schon gelegentlich und rechtzeitig zu vergessen und vergessen zu können, eben das ist eine kleine, doch wahre Weisheit gegen die Sprachstörung und zugleich gegen das Überbewusstsein! Niemals sich sprachlich gar zu tief einprägen zu lassen, um nicht mehr weggerubbelt werden zu können! Denn die Sprache vermehrt zuerst und verewigt zuschlechtert die furchtbar gefurchten Narben des Daseins. Wo dieser instinktive Ausgleich zwischen dem-Sprache-Erlernen und dem-Sprache-Verlernen völlig zusammengebrochen ist, da entsteht und gleich schon wuchert jede Menge kultureller, psychologischer Krankheit.

Angesichts dieser ausgesprochen-unausgesprochen verfänglichen „*Instrumentalisierung des Sprachlers*“ im doppelten Sinne dieses Genitivs ist gar keine wesentliche, gar keine definitive Lösung zu finden. Besteht der Anfang aller Tragödie, ja die „*bedeutungsschwangere Urtragödie*“ nicht eben darin? Wie konnte denn eigentlich der damalige Sprachbildner trotzdem, mehr noch, ungeachtet dieser sprachlichen Urtragödie seine Sprache so unermüdlich, so engagiert weiter herausentwickeln, dass wir uns als Nachkommen über die Feinheit und Komplexität der antiken Grammatik zu wundern nicht umhin können? Welche grundlegende, tiefgreifende und nicht zuletzt nachhaltige Rolle „die Instrumentalität der Sprache“ insbesondere in der indoeuropäischen Sprachfamilie gespielt hat, dazu sollten wir uns zunächst ganz kurz daran zurückerinnern, nämlich dass das Instrumental beispielsweise im Sanskrit ein selbstständiger Kasus ist, ganz anders als im Altgriechischen und Lateinischen, wo es jeweils in einen anderen Kasus übergegangen ist. Aber was noch viel bewunderungswürdiger ist, das ist die nackte Tatsache, dass die Sprachbildner dort wie damals nicht gegen, sondern eben für die „Instrumentalität der Sprache“ aus dem Instrumental sehr sorgfältig, sehr fein, nicht zuletzt sehr ergiebig weiter herausgearbeitet haben. Natürlich werden wir ausführlich diese ebenso prachtvollen als geheimnisvollen Früchte der Instrumentalität in der indoeuropäischen Sprachfamilie behandeln zumal im Zusammenhang mit dem subjektivischen Ich als Substanz, bestimmter noch, als Täter. Aber wie kann denn überhaupt das substanzielle Ich als Sein mit Recht ausgerechnet oder gerade mit

dem Täter verglichen werden? Das ist doch erstaunlicherweise der Fall eben bei Nietzsche.

Zunächst von dieser unerhörten Täterschaft des wirkenden Ichs als Sein in der europäischen philosophischen Geschichte ganz unabhängig, kommen wir doch zum Wesen der Sprache zurück. Sie waren es, es waren die Sprachbildner, welche zwar als Künstler und als Mörder insgleichen hingebungsvoll ihre Arbeit daran zu verrichten hatten, aber sich dennoch gar keinen ernsthaften Gedanken darüber machen konnten, dass sie sie gerade *mörderischerweise* hervorbringen müssen. Denn die Sprache konnte überhaupt erst dadurch entstehen und weiter systematisch aufgebaut werden, dass die Sprachbildner mit ihrer Sprache messerscharf und punktgenau für die syntaktische Zusammenstellung die auszudrückende Welt abschneiden mussten und eben dadurch die in der Tat lebendigen Dinge gar nicht mehr lebendig, sondern bestens lebhaft übertragen konnten. Die Sprache tötet das Lebendige und trotzdem trägt sie anscheinend sein Wesen! Das ist das weitaus längste Paradox gemeinhin gewesen. Insbesondere damit sie effektiv und gleichsam *kommunikativ* dem betreffenden Sprachler zugutekommen kann und muss, eben dazu muss man sie ironischerweise ganz gleich wie eine Verfassung gleichgültig gegen einen selbst machen lassen auf Kosten der un-gemein persönlich differenzierten Umstände. In welcher Art und Weise hätte denn überhaupt die Sprache zu Stande gebracht werden können ohne diese ungleich mörderische Gewalt? Aber wie konnte der Sprachbildner doch indessen über seine eigene Mörderschaft als Wortschöpfer hinwegdenken? Womit konnte er sich *in der Tat* rechtfertigen für seine Unschuldigkeit aus der Sauberkeit gegen sich selbst? Wenn die Welt gleich ganz und gar nicht weder mittels noch vermöge der Sprache lebendig getragen werden kann, so lässt sie sich trotzdem in Bezug auf ihre ausdrückliche Dynamik lebhaft übertragen. Eben mit dieser hohen, besser noch, großartigen Kunst, sie möglichst ein- und ausdrucksvoll darstellen zu wollen, wahnsinnig bildlich und zugleich musikalisch und mithin lebhaft zu sprechen und zu schreiben, welche nicht zuletzt die Sprachbildner durch diese sehnsüchtige Begierde zum Künstler der Künstler erst werden lässt, konnten die bei weitem härtesten Anstrengungen, aus ihrer eigenen Perspektive als aus der *Dynamik des Lebens* strukturell ganz filigran, systematisch ganz komplex die Sprache aufzubauen, gemeinsam erheblich erleichtert sogar spielerisch, sprachspielerisch unternommen werden. So unheimlich mörderisch sie in Bezug auf die Wortschöpfungsgeschichte und die syntaktische Verbindlichkeit insgleichen auch waren, so unglaublich künstlerisch waren sie dennoch dabei im Zusammenhang mit dem „*Aspekt der Sprache*“, worunter sie erst, farbenfroh und zugleich lebensfroh ausmalend, auf die menschliche Art und Weise die ganze Welt zum Ausdruck zu bringen vermögen. An dieser Stelle bekommen wir am unzweideutigsten das geradezu janusartige Gesicht der Sprachbildner und

Sprachnutzer in die Hände, welches links blutig befleckt, aber doch rechts farbenprächtig ausgestrichen ist.

Bevor die Sprache, sei es als das schreckliche Werkzeug zur verbalen Schlammschlacht oder zum vernünftigen Wortgefecht, sei es als das literarische Kunstmittel des begnadeten Sprachkünstlers oder des vermessenen Schreiberlings, instrumental eingesetzt werden konnte, musste die ganze Welt schon instrumentalisiert zurechtgeschnitten sein. Das bedeutet, wir können solange beileibe nicht und beiseele auch nicht diese mehrschichtige „Instrumentalität der Sprache“ loswerden, als wir sie sprechen, weitersprechen, selbst wenn wir nicht mehr sprechen wollen und können. Sie stellt sich selber anscheinend so mechanisch wie eine Maschine, welche gar keine Emotion, gar kein Herz kennt, sondern halt so und so wirkt, ganz gleichgültig gegen und für jeden Sprachler zur Verfügung, jedoch bedient er sich ihrer auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Mal als mörderische Waffe zum verbalen Schlagabtausch, mal als wissenschaftliches Objekt zur Begründung und Widerlegung, mal als hilfreiches Mittel zum Kommunizieren, mal sogar als bloßes Mittel zum Gerede und dergleichen. Aufgrund dieser diversen Mittel-mäßigkeiten glaubt fast jeder noch immer so überzeugt, sogar so selbstbewusst an die Instrumentalität der Sprache für uns als Sprachler, dass er unter keinen Umständen zugeben will und kann, ja ich spreche nicht immer, sondern gelegentlich und ungelegentlich werde ich auch gesprochen, es sei denn, wie ein sprachgewaltiger Dichter voller poetischen Begeisterung vor sich hin flüstern würde: Ja, sie überkommt mich endlich wieder und dann sofort, so fort übermannt mich die Sprache, dass ich halt dichterisch wie ein Narr, selbst noch, wie ein Wahnsinniger weitersprechen muss. Ich will lieber weiter gesprochen werden. Aber bedient sie uns in der Tat so gehörig wie geglaubt oder im ganzen Gegenteil bedienen wir *uns* eben ihrer selbst so oder so?

Von dieser durchgängig gegenseitigen Instrumentalität zwischen der Sprache und dem Sprachler gänzlich abgesehen, steht immerhin ganz fest, dass er sie, keineswegs umgekehrt, eigentlich hergestellt hat. Und jede Sprache richtete sich grundsätzlich eben nach seinem Aspekt ein und aus, worunter und womit er der Welt sein menschliches Gesicht verlieh und sie grammatisch vervollständigen konnte. In dieser Hinsicht ist sie gar kein blanker Spiegel, welcher das Wesen jedes Dings ganz genau so, wie es ist, widerspiegelt, sondern eher wie die hinterlassene Fährte in einer heißen Wüste, welche doch früher der überaus belebte Weg zu einer aufgeblühten Kultur war und in der wir eben deshalb der Wertlegungen und Verhältnissen der ehemaligen Sprachbildner und Sprachnutzer auf die Spur zu kommen vermögen, weil jeder sprachliche Aspekt erst recht mit ihrem Wertgeföhle zusammengesetzt und weiter erfolgreich und gar demonstrativ intensiviert werden konnte. Gibt es denn wirklich irgendwo eine wertfreie Sprache? Darüber sollten und müssen wir uns gar nichts vormachen.

Schon das Schriftzeichen selbst konnte nur mit dem wertvollen Aspekt des Sprachlers vollbracht werden, noch gar nicht zu reden von dem Wort und der Grammatik. Als Beispiel nehmen wir doch mal das europäische Alphabet! Damit jedem Buchstaben sein eigener zuständiger Laut zugeschrieben werden kann und muss, eben dazu hatte man am festesten daran zu glauben, dass es die notwendige Übereinander-stimmung zwischen den beiden gibt. Aber wie steht es denn eigentlich damit? Gar kein notwendiger, sondern eigentlich und ausschließlich ein willkürlicher, vom Sprachbildner in einer sittenden Bevölkerung beliebig, aber doch ohne wenn und aber voller Überzeugung angesetzter Einklang zwischen jedem Buchstaben und seinem jeweiligen *Laut-Wert*! Zwischen dem Buchstaben A und seinem Laut-Wert a ist keine, durchaus keine notwendige Übereinstimmung herauszufinden. Wir sind nämlich einstimmig darüber einig gewesen, um die Sprache zu sprechen, und werden darauf vollkommen einig sein müssen, um sie weitersprechen zu können. Wenn ein Sprachler wiederholt falsch, sei es beliebig oder sei es unfreiwillig, einen bestimmten Laut-Wert ausspricht, so wird er, sofort als ungebildet und sogar unkultiviert stigmatisiert, gleich wie ein Barbar verspottet. Denn er ist überhaupt nicht in der Lage, ganz korrekt diesen vereinbarten, besser noch, versprochenen und jedenfalls einzuhaltenen *Laut-Wert* auszusprechen.

Der Wortbruch ist wirklich eine spätere Sache, zumal es sich vorerst um den Lautbruch allein handelt. Eben das ist die allererste „*Sittlichkeit der Sprache*“ überhaupt! Diese „geschriebene und gesprochene Sittlichkeit der Sprache und Aussprache“ insgleichen kennt beileibe keine Ausnahme und verleiht keinem, gar keinem einzigen Sprachler, ganz gleich, ob einem Muttersprachler oder einem Fremdsprachler, ob einem Gebildeten oder einem Ungebildeten, Immunität gegen sich selbst. Aus demselben Grunde ist die Sprache, wenn gleich erst nicht bemerkt, die allererste und zugleich allerhöchste Sittlichkeit ohne Gleichen. Gar keine Sprache mehr ohne diese *wertvoll* grundlegende Aussprache und ihre strenge Einhaltung! Ihre willkürliche Herkunft aber mindert um keinen Preis den Wert ihrer Sittlichkeit, welche vorbildlich und nachhaltig von den Sprachlern von Generation zu Generation geübt und sogar weiterentwickelt, ja weiterintensiviert werden muss, vielmehr teilt sie uns unmittelbar mit, dass wir seit je her ein „*homo politicus*“ im weitesten Sinne des Worts, der besten Willens zur Sittlichkeit der *polis* ist und welcher, selbst wenn er sprachlich, *sprachsittlich* sein Dasein zu führen hat, erst dann trotzdem so wohl individuell als auch gesellschaftlich *voller Bedeutung* sein darf und kann, sind.

Und noch einen Schritt weiter! Wonach konnte denn überhaupt das Alphabet eingerichtet werden? Eben nach diesem Kontrastprinzip zwischen den stimmhaften und stimmlosen Konsonanten, zwischen den hellen und dunklen Vokalen! So wunderschön wie eine symmetrische Architektur! Wie prachtvoll, wie

fulminant die Griechen und Römer bereits in der Antike mit ihrer *machtvollen* Sprachen einzigartig den eutektonischen Satzbau - da könnte man sich humorvoll oder gar ernsthaft fragen, ob die grandiosen griechischen und römischen Architekturen allesamt eben aus den baulichen Sprachen ihren eigentlichen Ursprung haben nehmen müssen - haben errichten können, das wissen wir längst. Aber was wäre das grundlegende Alphabet ohne diesen lebensspendenden Glauben an die entgegengesetzten, ja kontrastreichen Lautwerte zwischen den Konsonanten, zwischen den Vokalen? Gibt man diesen lebensnotwendigsten Glauben preis, so muss man gleich das ganze System der Aussprache und zugleich der Wörter im Alphabet und nicht zuletzt die Sprache selbst auch aufgeben. Aus diesem lebenswichtigen Hintergrunde muss daran zweifellos und einwandfrei weiter geglaubt werden. Aber dennoch haben wir selbst als Täter, als tatkräftige Täter in jeden Buchstaben die wirkende Energie hineingelegt und wieder vollkommen vergessen. Überhaupt nicht das Wort, sondern zuallererst das Schriftzeichen selbst muss ebenso wie eine Substanz wirken, damit die Wörter regelrecht systematisch aufgebaut und praktisch *bruchsicher* angewendet werden können. Ansonsten wie könnte das Ich als das Subjekt wirken gleich wie eine Substanz? Diese phonetische Willkürlichkeit geht immer der wörtlichen voraus. Nicht das Verhältnis zwischen dem Bezeichnenden und Bezeichneten, sondern vorerst eben das zwischen den Buchstaben, das zwischen ihnen selbst und den damit gebildeten Wörtern ist „arbiträr“. Damit sind wir schon weit über die Meinung des modernen sprachwissenschaftlichen Vorreiters, nämlich Saussures, der ungewollt, doch einschneidend die einflussreichste sprachphilosophische Strömung im 20. Jahrhundert, ja jenen sprachlichen Strukturalismus insbesondere in Frankreich eingeleitet hat, hinaus. Sie ist, im letzten Grunde genommen, der elementare Grundstein für jenen alten, uralten philosophischen Glauben, dass jedes Wort nicht nur eine bloße Bezeichnung, sondern eben das Substantiv, mit dem sich das Wesen jedes Dings deckt und decken lässt, sei. Selbst wenn die phonetische Substantialität hinter diesem philosophischen Glauben drahtzieherisch unaufhaltsam wirkte, so konnte es trotzdem schwerlich wahrgenommen werden, eben weil man von Kindesbeinen an dermaßen pflichtig sowie einwandfrei das Alphabet auswendig zu lernen hatte, dass es einem ganz buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen ist, und es nicht mehr als problematisch, fragwürdig, sondern eher als natürlich, selbstverständlich zu betrachten hat. Die sprachliche Sittlichkeit hebt erstaunlicherweise schon mit der Aussprache allein an, nicht zunächst mit der Sprache selbst. Damit sie noch viel gesetzlicher als Gesetz wirken und weiterwirken kann und muss, eben dazu darf daran keineswegs gezweifelt werden, dass jeder Buchstabe *wirklich* jeden Laut-Wert repräsentiert, ganz genau so wie das Wort das Wesen der Dinge. Das ist es, um das sich die sprachliche Mythologie und darüber hinaus die sprachliche Metaphysik geheimnisvoll ranken.

Diese Metaphysik, welche den Kern der europäischen philosophischen Kerne ausgemacht hat, ist beispielsweise und insbesondere für das Chinesische, genauer gesagt, für die chinesischsprachigen Denker - man besinne sich mal darauf zurück, dass das Altchinesische nicht lediglich in China, sondern bereits seit der späteren Antike in Korea sowie in Japan als Schriftzeichen von den dortigen Gelehrten angewendet wurde, ganz genau so wie das Latein als das von den europäischen - kaum möglich gewesen. Warum denn? Eben darum, weil es bekanntermaßen eine malerische Zeichensprache und außerdem keine Lautsprache, sondern ausschließlich eine Bedeutungssprache ist. Erst in den 50ern im letzten Jahrhundert wurde ausgerechnet das Alphabet - es war gerade inmitten des sogenannten „Kalten Kriegs“ - von der damaligen kommunistischen Regierung selbst, welche sich mit ihrer eigenen Bodenständigkeit gegen den Westen behaupten wollte, eingeführt, um lautlich ihre Sprache wiederzugeben, während die jeweilige Lautsprache, eine Gruppe von bestimmten altchinesischen Zeichen, jeweils vereinfacht und eigentümlich verbuchstablicht, in den beiden Nachbarländern, nämlich in Korea und Japan schon längst völlig selbstständig entwickelt worden war. Diese eigenständige Herausbildung der Lautsprache gleichwohl in Korea als auch in Japan war eine kulturelle Revolution mehr! Fragwürdigerweise und bedauerlicherweise konnte nur in China als Gastgeberland, das seine ursprünglichen Bilderzeichen allesamt an die beiden östlichen Nachbarländer weitergegeben hat und diese dadurch kulturell weiter hat beeinflussen können, gar keine eigene Lautsprache souverän herausentwickelt werden. Noch einmal hinzuerklärt: So konnte im Chinesischen beileibe keine Übereinstimmung zwischen dem Abbildenden und dem Abgebildeten, geschweige denn die zwischen dem Buchstaben und seinem Lautwert, für den Denker in Frage kommen, eben weil es ihm einfach an Phonetik fehlt. Wie konnte man denn überhaupt Abbildendes und Abgebildetes miteinander gleichsetzen, es sei denn, dass man in den ehemaligen ostasiatischen Ländern mit unserer modernen verführerischen photographischen Kunst anscheinend noch viel origineller die Dinge hätte abfotographieren können? Wir wissen ja aus Selbsterfahrung sehr genau, dass sogar die malerisch Begabten sie ganz und gar nicht gleich, sondern höchstens, bestens wahnsinnig ähnlich und lebhaft abzuzeichnen in der Lage sind.

Nehmen wir nun den weiteren Gang zum Aspekt der Sprache im Zusammenhang mit der „Sittlichkeit der Sprache“ wieder auf. Angenommen, dass sich jede Sprache aspektuell, sittlich-aspektuell weiterentwickelt hat, so muss man sinnvollerweise diesen alten Spruch „andere Länder, andere Sitten“ umbenennen: „andere Sprachen, andere Sitten!“ Und hinzugenommen, dass die Sprache der grundlegende Anfang ebenso aller Sittlichkeit als Kommunikation ist, so muss man sogar dazu sagen: ohne Sprache gar keine Sitte mehr! Eben der Begriff „Wenhua(文化)“, welcher in den ostasiatischen Ländern für die Bezeichnung der

Kultur steht, gibt uns bildlich nahelegend zu verstehen, wie sie von der Sprache gründlich eingepägt werden kann und muss, zumal es eigentlich die qualitative Verwandlung mit der Sprache, ja mit dem Schriftzeichen - diese *qualitative* Verwandlung des Menschen von der Schriftlosigkeit ohne die Sprache zur Schriftlichkeit mit der Sprache ist für die Unterscheidung zwischen der Natur und Kultur und zwischen dem Instinkt und der Vernunft insgleichen von entscheidender Bedeutung, denn, wenn wir nicht mehr damit systematisch denken können, so können wir das unsere Denkvermögen auch nicht mehr mit Recht als Vernunft bezeichnen - bedeutet. Das Zeichen „Wen(文)“ bildet gerade einen Menschen ab, welcher in seiner Brust ein Bildzeichen, das Sprache symbolisiert, trägt. Und schon seit der Antike bedeutet es im übertragenen Sinne allgemein Schriftbezogenes wie Schriftzeichen, Schreiben, Sprache, Text und nicht zuletzt diejenigen, welche nicht kriegerisch, sondern schriftlich gebildet und gleichsam gelehrt sind. In der ostasiatischen Geschichte überhaupt entwickelte es sich dann merkwürdigerweise zum markanten Kontrast mit dem „Wu(武)“, welches eigentlich eine Waffe wie den Speer und dann später Waffenkunst, Krieg, diejenigen, die sich als Gegenteil zu ihm mit der Waffenkunst kriegerisch ausgebildet haben, bedeutet, und waltete immer als souveräner Herr über das Wu. Wie kam es denn eigentlich, dass die Schriftkunst so lange dominant und gebieterisch die Waffenkunst im Zaum zu halten hatte? Denn die Sprache ist ja die allerfeinste und allerhöchste Waffe schlechthin. Die anderen Mittel, sei es Kochmesser oder sei es Jagdmesser, die einfach und primitiv hergestellt sind, sei es Computer oder sei es Kampfmaschine, die komplex und hochtechnisiert hervorgebracht sind, gehen hinkend der „Instrumentalität der Sprache“ hinterher. Der englische Volksmund propagiert nicht ohne Grund von alters her: The pen is mightiger than the sword. Ferner ist jedes ursprüngliche Schriftzeichen derartig heilig gewesen, dass es nicht für jeden, sondern fast nur für die Herrscher und Priester allein zugänglich sein durfte, und dass das heilige Zeichen in Griechenland „Hieroglyphen“, in Indien „Devanagari“ getauft werden musste, damit seine Heiligkeit in der Öffentlichkeit unmissverständlich und *unbedingt* angenommen werden konnte. Diese Heiligkeit des Schriftzeichens, wenn es gleich in unserem späteren Zeitalter kaum einmal wahrzunehmen ist, verlieh der Sprache eben die Immunität gegen die verhältnismäßig einfach gesprochene Sprache, womit sich die Krieger ganz gleich wie die normale Bevölkerung zufrieden zu geben hatten, und zugleich die *Im-munität* gegen die *Kom-munität*, welche sich ganz wesentlich von ihr unterscheiden lassen kann. Nicht nur die „Wenhua“, sondern vielmehr ein weiterer Begriff, nämlich „Lunli(倫理)“, welcher in den ostasiatischen Ländern dem europäischen Begriff Sitte entspricht, liefert den anschaulichen und vielmehr zwingenden Hinweis darauf, dass die Sittlichkeit, ganz fest an die Sprache gebunden, geübt werden muss und kann, eben weil das

erstere Zeichen „Lun(倫)“ in jenem Begriff, bildlich betrachtet, ursprünglich eine Szene, wo man im öffentlichen Gebäude nach einer Sitzung die beschlossenen Sachen in der Bambusspaltungsammlung als Buch, ja in diesem Falle sinngemäß als Buch für die Sittenlehre protokolliert, darstellt. Eben wo ein Säugling voller Lächeln die menschliche Artikulierung letztendlich glücklich nachmacht wie ausstrahlt, eben wo der Mensch zuguterletzt mit seinem hochkarätigen Schriftzeichen, was er meinen will, ein- und ausdrucksvoll mitteilt wie demonstriert, da bildet sich die klaffende und sogar kläffende Kluft zwischen der Natur und Kultur gleich unüberbrückbar heraus, weil die Letztere mit der „Sittlichkeit der Sprache“ zusammen voller Macht in den Vordergrund der menschlichen Gemeinsamkeit tritt.

Der Aspekt als das sprachliche Spektrum nahm daraus seinen Ursprung, auf welche Art und Weise der Sprachler lebhaft und *dynamisch* die Welt erst ausmalend übertragen wollte und so dann begreifend systematisieren konnte. Aus demselben Grunde besteht das aspektuelle Spektrum einer Sprache aus den bunten Facetten von vielen verschiedenen Farben, womit er in einer unterschiedlichen Art und Weise einzigartig seinem Perspektivismus malerischen Effekt verleihen konnte. Je nach dem, worauf er den größeren Wert gelegt hat, konnten bestimmte Farben aufhellend zur Aspektualisierung der Sprache eingesetzt werden. Aber diese akzentuierenden Farben selbst sind in einer Sprache, bzw. in einer Sprachfamilie allein trotz ihrer schillernden Augenfälligkeit schwerlich zu entdecken, weil sie mit unserer sprachlichen Gewohnheit, vornehmlich als Muttersprachler möglichst schnell und selbstverständlich alle sprachlichen Bedeutungen und Regeln zu behandeln, und mit unserem Unvermögen, die Muttersprache in Frage zu stellen, völlig, vollständig überdeckt sind. Ist das wirklich nicht unanständig, wenn wir keine Fremdsprache, sondern gerade unsere eigene Muttersprache selbst als problematisch betrachten und sogar zur Rechenschaft ziehen wollen? Um festzustellen, welcher Aspekt in einer Sprache grundlegend für die systematische Grammatikalisierung eine dominante Rolle und zugleich Kontrolle gespielt hat, dazu müssen wir einen besonderen Weg gehen, auf dem wir die unterschiedlich und vielfältig herauskristallisierten, doch noch verborgen liegenden Aspekte ans Licht zu fördern haben. Natürlich steht im vordergründigen Interesse dieser Forschung ja der überwiegende Aspekt der indoeuropäischen Sprachfamilie im unmittelbaren Zusammenhang mit dem philosophischen Gedanken. Zum interkulturellen Vergleich werde ich eben darum gelegentlich das Koreanische und gelegentlich das Chinesische aufgreifen, weil die beiden Sprachen trotz oder vielmehr aufgrund der unterschiedlichen Sprachfamilienzugehörigkeit eine optimale Vergleichsbedingung darbieten, womit erst die sprachlichen Charakteristika der betreffenden Sprachen und Sprachfamilien kontrastiert ersichtlich werden. Kurz gesagt ist die Erstere, selbst

wenn in jüngster Zeit manche Sprachwissenschaftler dies bestreiten, der altaischen Sprachfamilie zugeordnet, wohingegen die Letztere unumstritten der sinotibetischen Sprachfamilie zugerechnet wird. Ob das Koreanische definitiv in die altaische Sprachfamilie gehört, das spielt gar keine wesentliche Rolle für diesen Vergleich, da es die wichtigsten Merkmale der altaischen Sprachen schon in sich schließt, welche später als Beispiele zum Ausdruck kommen. Vielmehr handelt es sich dabei nämlich darüber hinausgehend um seine eigenen sprachlichen besonderen Grundzüge.

Dieser Begriff „Aspekt“ stammt vom lateinischen Verb „aspicio“, das sich ohne weiteres mit dem deutschen Anschauen oder Anblicken wiedergeben lässt. Das Grundverb darin bezieht sich direkt auf unsere optische Tätigkeit. Eben mit dieser Richtung des Blicks hängt die aspektuelle Art und Weise einer Sprache zusammen, wie die Handlungen und Ereignisse zum Ausdruck, selbst noch, zur Geltung gebracht werden konnten und mussten. Wir blicken in der Regel nach vorne gleich wie die anderen Lebewesen und ganz umgekehrt schauen wir aus bestimmten Bedürfnissen gerne auch zurück, nicht zuletzt nach oben und nach unten. Je nach dieser Blickrichtung bekommen wir schon die vier signifikanten Attribute zum Aspekt, nämlich „prospektiv, retrospektiv, respektiv, despektiv“. Wir können zwar auch mal einen Seitenblick tun, aber aufgrund unserer biologischen Kondition ist dieser dennoch sehr eingeschränkt und kann mithin für unsere Optik gar nicht viel bedeuten. Also kommen lauter die oben genannten vier maßgebenden Attribute allein in Frage.

Das Prospektiv und das Retrospektiv stehen, im Grunde genommen, in derselben Linie, können aber doch ein richtiges Gegenteil bilden, wobei sich das Schwergewicht des Betrachters verlagert. Das ist auch der Fall für das Respektiv und das Despektiv. Trotzdem stehen das Erstere und das Letztere überhaupt nicht in einer gemeinsamen Linie, weil jenes nach unserem menschlichen Maßstab in der waagerechten und dieses in der senkrechten Richtung seine eigene Linie zieht. Das bedeutet uns für den späteren aspektuellen Vergleich schon etwas äußerst Wichtiges. Wie das Prospektiv und das Retrospektiv ungeachtet des gelegentlich gegenseitigen Ausschließens Hand in Hand gehen, genau so dicht gehen das Respektiv und das Despektiv im Schulterschluss zusammen. Die ersteren beiden bilden also einen ungleich wesentlicheren Kontrast mit den letzteren beiden, als die ersteren beiden und die letzteren beiden jeweils miteinander. Aber im welchen Sinne müssen denn überhaupt die vier aspektuellen Attribute verstanden werden? Immerhin können wir sofort eindeutig verstehen, auf welcher Bedeutungsebene sich das Respektiv und das Despektiv befinden, weil sie sich im üblichen Sinne unmittelbar auf die sittliche Wertlegung beziehen. Dann bleibt uns noch übrig, richtig die Sinnrichtung des Prospektivs und des Retrospektivs herauszulokalisieren. Aber wo können wir wirklich auf einen ganz deutlichen

Wegweiser blicken? Er ist überraschenderweise eben dort zu finden, wo es auf die „Instrumentalität der Sprache“ ankommt. Aber wie lässt sie sich eigentlich mit der Blickrichtung verbinden? Ja, eben via die räumliche Analogie, wobei sie sich als Mittel notwendigerweise ihren Zweck setzt und sich dadurch konsequenterweise das Vorher und Nachher schafft. Da könnte oder sogar wollte man meinen, dass es sich gar nicht um etwas Räumliches, sondern eher um etwas Zeitliches handelt. Aber doch ist der Grat zwischen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit äußerst schmal. Überdies konnte diese in der indoeuropäischen Sprachfamilie merkwürdig sowie aufschlussreich nur in Anlehnung an jene allein ausgedrückt werden. Man stelle sich doch mal beispielsweise den griechischen Akkusativ als räumliche und zeitliche Angabe vor! Er ist im Deutschen auch ohne weiteres wieder zu finden. Was teilt uns denn eigentlich dieser Ausdruck „den ganzen Tag“ im Deutschen mit? Aus welchem Grunde muss ausgerechnet der Akkusativ, welcher in der Hauptsache das direkte Objekt zum Ausdruck bringt, für die Zeitangabe eingesetzt werden? Das Problem von der Zeit und dem Tempus werden wir später im Zusammenhang mit dem Verbalaspekt im Detail wieder aufnehmen.

Die „Instrumentalität der Sprache“, in diesem Falle bestimmter noch, das Instrumental als Kasus - im Altgriechischen und Lateinischen ist das bereits kein unabhängiger Kasus mehr, aber dies mindert seinen Stellenwert überhaupt nicht, weil es grammatisch, doch nicht nur grammatisch tiefgreifend und folgenschwer weiterwirkt - drückt nicht bloß das Mittel zu einem Zweck, sondern zugleich auch den Ort aus, wo gerade eine Handlung *statt-findet*. Diese metaphorische Verknüpfung zwischen dem ursprünglichen Instrumental und seiner übertragenen Räumlichkeit unterstützt gleich meine oben ausgeführte räumliche Erklärung. Dann dürfen wir die noch nicht aufgelöste Sinnrichtung der beiden aspektuellen Attributive einfach instrumental interpretieren? Leider reicht die eigentliche Instrumentalität allein noch bei weitem nicht aus, um sie angemessen herauszulokalisieren. Dazu haben wir noch einen weiteren Schritt zu tun! Es gilt nämlich endlich dahinterzukommen, wie grammatisch fein, mehr noch, wie grammatisch delikate sich diese Instrumentalität, so unbemerkt sie sonst auch bleiben mag, in der indoeuropäischen Sprachfamilie aspektuell weiterentwickelt hat. Je nach dem, worauf das Gewicht, besser noch, das Schwergewicht des Sprachlers als des sichtenden Ichs zwischen dem mittel-mäßigen Vor und zweckmäßigen Nach gelegt wird, können weitere wichtige Aspekte demgemäß aus der Instrumentalität hervorgehoben, hervorgebracht werden. Wenn es eben auf das Erstere gelegt wird, so tritt vorwiegend die Kausalität, das Mittel als Ursache umgedeutet, in den Vordergrund, aber wenn es dagegen auf das Letztere gelegt wird, so kommt überwiegend die Finalität, der Zweck als Absicht umgestaltet, zum Vorschein. An dieser Stelle vermögen die scharfsinnigen Leser bereits zu erahnen, welche grundlegende, welche gewaltige Wirkung die Kausalität und Finalität,

ganz gleichviel, ob sie gemeinsam verbündet oder markant entgegengesetzt oder ganz unabhängig voneinander allein auftreten, in der philosophischen und gar wissenschaftlichen Geschichte Europas ausgeübt haben. Ungeachtet ihrer unterschiedlichen aspektuellen Gewichtlegungen setzen sie dennoch gleich wie die beiden Seiten einer Medaille im Namen der „Instrumentalität“ ausnahmslos notwendigerweise das Zeitverhältnis und zwar das relative Zeitverhältnis voraus. Zunächst merken wir uns diese ausgesprochen-unausgesprochen bedeutungsvolle Tatsache, nämlich dass die Temporalität, objektiver noch, die Zeit als Kategorie um jeden Preis für die Kausalität und Finalität unabdingbar und gleichsam unentbehrlich ist. Während die beiden aspektuellen Attribute in der vertikalen Richtung sittlich, will sagen, moralisch geprägt sind, so sind die beiden anderen dahingegen in der horizontalen Richtung erkenntnistheoretisch und zugleich ontologisch orientiert.

Mit diesen beiden Merkmalen, also mit der Epistemologie und Metaphysik insgleichen, ist die lange traditionsreiche europäische Liebesgeschichte zur Weisheit, ja lieber zur „Wahrheit“ überhaupt, gekennzeichnet oder vielmehr, dadurch zeichnet sie sich aus. Und dabei spielte eben die Kausal-Interpretation eine *grund-legende* und führende Rolle. Dass dieses kausal ein- und ausgerichtete Ich, philosophischer noch, das subjektivische Ich, oder das denkende Ich als Sein überhaupt nicht plötzlich von einigen großen Philosophen aus dem Nichts herausphilosophiert, sondern innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie als Vor- und Nachschublieferant, mittels, sittlich ausgedrückt, *dank* seiner kerngrammatischen Grundzüge auf eine *einzigartige* Weise immer von Neuem vorangetrieben werden konnte und musste, eben das ist es, was in dieser interkulturellen Forschung als Hauptthema zu thematisieren ist. Aber mit dieser Thematisierung zusammen manifestiert sich am unzweideutigsten, wie und wieso der Begriff, nämlich das so recht eigentlich epistemologisch sowie ontologisch beschaffene Ich gerade in den ostasiatischen Ländern verhältnismäßig schwerlich herausentwickelt und weiterintensiviert werden konnte und musste. Im markanten Gegenteil entwickelte sich ein ganz anderer Ich-Begriff interessanterweise dort bodenständig, dort endemisch, nämlich das weder erkenntnistheoretisch noch metaphysisch, sondern eben sittlich orientierte Ich. Dies signalisiert schon eine sprachlich signifikante Besonderheit in den ostasiatischen Ländern, welche ja nur dort so systematisch und so eigentümlich herausgebildet ist und dementsprechend von uns eine besondere Augenmerkbarkeit verdienstermaßen fordert, die genau so wie die in den indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliederländern nicht bloß sprachlich, sondern zugleich auch gedanklich, ja philosophisch einen sehr starken Einfluss ausgeübt hat. Das heißt, wir können mit den sittlichen Attributiven des Aspekts, dem Respektiv und dem Despektiv, die *eine* ostasiatische philosophische

Eigenschaft, mit seinen erkenntnistheoretischen und zugleich ontologischen Attributiven, dem Prospektiv und dem Retrospektiv, die indoeuropäische Philosophie illustrierenderweise beleuchten lassen. Eben das Respektiv von den ersteren beiden und eben das Retrospektiv von den letzteren beiden dienen für diese Forschung als Leitbegriff. Außerdem wird dabei auch ganz deutlich, in welcher Art und Weise jenes den „aspektuellen“ Gedanken, der hauptsächlich mit dem Fragewort Wie und Wie-so fragt und antwortet, aber doch dieses den „substanziellen“ Gedanken, der grundsätzlich mit dem Warum und Was sucht und findet, fordernd gefördert hat. Diesbezüglich sollte man sich, um im Voraus Missverständnisse abzuwenden, gar keinen falschen Gedanken als Vorurteil machen, etwa dass die ostasiatischen Länder ohne ihre eigene Wissensgeschichte nur sittlich oder moralisch durch und durch geprägt sind und ganz umgekehrt die indoeuropäische Sprachfamilie ohne ihre Moralgeschichte lediglich epistemologisch und ontologisch über und über ausgemalt ist, eben weil schon gleich mit der Entstehung und Weiterentwicklung einer Sprache sowohl die Sitte als auch die Erkenntnis bei einer Bevölkerung grundlegend und einschneidend etabliert worden sind, doch ferner deshalb, weil es sich überhaupt nicht bloß darum, ob sie beide gleichzeitig hier und da zu betrachten sind, sondern eben darum, ob sie als ein ausgezeichnetes Charakteristikum für eine Kultur überhaupt zu erachten sind, handelt. Jede Sprache hat nämlich ihr eigenes, eigentümliches Attribut, womit sie sich einzigartig noch viel weniger unterscheiden als auszeichnen lässt.

Was mich besonders interessiert und zugleich, wofür ich mich außergewöhnlich interessiere, ist dasjenige, was eben deshalb nur in einem bestimmten Sprachraum allein gedanklich möglich gewesen ist, weil die Sprache dort *exklusiv* schon den philosophischen Rahmen, welchen die anderen Sprachen entweder ganz und gar nicht oder halt so oder so darzubieten haben, wie zugeschnitten vorbereitet hat. Das ist eben der Fall für die europäische Ontologie. Wie? Und wieso? Noch ein wenig Geduld! Zunächst aber sollte man sich ganz klar machen, dass es innerhalb von einer Sprache begrifflich etwas äußerst Besonderes und Bedeutungsvolles, das sich in eine andere gar nicht einfach, sondern zumindest oder bestens mit einer Reihe von Anmerkungen und Fußnoten übersetzen lässt, und sogar etwas, das sich in andere Sprachen ganz und gar nicht übertragen lässt, gibt. Also nochmal ein wenig Geduld! Und wie steht es denn mit der Syntax? Kurz gesagt, stellen die syntaktisch wesentlichen Unterschiede zwischen den Sprachen für einen Fremdsprachler noch viel schwierigere Probleme dar, welcher freilich mit den Bedeutungen die Wörter auswendig gelernt hat, aber sie trotzdem überhaupt nicht richtig anzuwenden weiß, weil ihn seine Muttersprache erzieherisch ganz streng eine völlig andere Zusammenstellung und Erweiterung derselben Wörter gelehrt hat. Im schlimmsten Fall muss er sich für

eine fremdsprachlich besondere Syntax mehrere Eselbrücken zusammen erbauen, um sicher die bösen Hürden und Hindernisse zu überqueren. Was uns sprachlich fehlend und gar mangelnd ist, aber was dagegen in unserer Sprache verhältnismäßig hoch entwickelt und gar übermäßig konzentriert ist, das können wir erst dann auswitern und gar anschaulich darstellen, wenn wir mit äußerst feinsinnigem Fingerspitzengefühl einen externen, ja lieber interkulturellen Vergleich erfolgreich durchzuführen in der Lage sind. Nicht um irgendwelche philosophische Ähnlichkeit oder sogar Gleichheit im unmittelbaren Zusammenhang mit der Sprache herauszufinden, noch viel weniger, um wie Chomsky irgendeine „universale Grammatik“ zu finden, sondern lieber um die wesentlichen, bedeutungsvollen Differenzen zwischen den Sprachen und zwischen den Kulturen zum Ausdruck zu bringen, mehr noch, um uns dadurch neue fruchtbare Perspektiven, welche uns bisher aufgrund der sprachlichen Bedingungen kaum möglich gewesen sind, zu eröffnen, nicht zuletzt um uns nicht in der schrecklich sich anfeindenden despektiven, sondern eben in der bereichernd-befreundeten *respektiven* Art und Weise miteinander und füreinander verständigen zu können, eben dazu will ich gerne meinen interkulturellen Vergleich anstellen, weil wir schon längst im sogenannten „globalisierten“ Zeitalter, wo nicht bloß kommunikativ, sondern darüber hinaus innovativ zu vergleichen ist, leben.

Aber an dieser Stelle nehmen wir endlich Nietzsche und seine sprachphilosophisch belangvollen Meinungen auf, weil sie eben als Ausgangspunkt dieser Forschung dienen. Er hat bekanntermaßen eigentlich als Philologe seinen außergewöhnlichen akademischen Weg eingeschlagen, obwohl er von vornherein nicht bloß philologisch, sondern eher philosophisch orientiert und interessiert war. Aber dieses eigentlich unzertrennbar engste Verhältnis zwischen dem „*logos*“ und der „*sophia*“ teilt uns schon unmissverständlich mit, dass die Wahrheit innerhalb vom Wort, will sagen, von der Sprache allein aufzusuchen und aufzufinden ist, ferner dass die Vernunft nur in der Sprache allein möglich ist. Insofern geht die Liebe zur Wahrheit, noch völlig abgesehen davon, in welcher Konstellation die beiden stehen, immer mit der Liebe zur Sprache einher. Gerade das war auch für Nietzsche der Fall. Hinzugenommen, dass er zugleich als Sprachkünstler dergestalt stilvoll seine Werke hervorgebracht hat, dass er heutzutage sogar literarisch gerne behandelt wird, so muss man wirklich sagen: Nietzsche ist in jeder Hinsicht ein verkörperter Sprachliebhaber par excellence! Aber damit endet noch überhaupt nicht die heimliche, doch unheimliche Freundschaft zwischen ihm und der Sprache. Denn er tut einen weiteren entscheidenden Schritt, nämlich die „Philosophierung der Sprache“. Selbst wenn er sich, so stilbewusst einerseits und so scharfsinnig sprachlich, sprachphilosophisch andererseits er gerne auch gewesen ist, niemals als Sprachphilosophen betrachtet und verkündet hat, so ist er trotzdem nicht nur

philosophisch, sondern insgleichen sprachphilosophisch von großer Bedeutung und vom großen Interesse, eben weil er so konsequent, gar so systematisch und schließlich noch so tiefgreifend, wenn gleich anscheinend gar nicht so, seine „Philosophierung der Sprache“ getan hat, dass sie gerade in diesem Zeitalter des Vergleichs, will sagen, der Interkulturalität nicht nur ihre Aktualität nicht verliert, sondern lieber aufmerksam und ausführlich aufzurollen ist.

Was aber Nietzsche philosophisch gegen den Geschmack und selbst gegen den Instinkt ging und welchem er um jeden Preis, um es mit ihm selbst zu sagen, als der europäischen philosophischen Idiosynkrasie, die immer von Neuem von verschiedenen Philosophen wie vereinbart und gleichsam wie konspiriert wiederholt wurde, Einhalt gebieten wollte, es ist nämlich überhaupt die dogmatische Wahrheit der Metaphysiker, mit der er sich, um der europäischen Philosophie eine andere, eine ganz andere zukunftsweisende Richtung zu geben, auseinanderzusetzen hatte. Das Ich als Substanz, Gott als die absolute Wahrheit, das Sein für die Idealität der Metaphysik und zugleich gegen die Realität des Werdens, nicht zuletzt der Wille, ja der sogenannte „freie Wille“ und dergleichen! Er grübelt ganz tief versunken darüber nach, wie so und warum sie die Philosophen und zwar diese europäischen Philosophen ungeachtet der philosophisch detaillierten Verschiedenheiten, im letzten Grunde genommen, an ein und demselben Laufkreis des Denkens hängen geblieben, nicht loswerden konnten. Dazu findet er erstaunlicherweise und doch interessanterweise seinen roten Ariadnefaden ausgerechnet in der Sprache und gleichsam in der Sprachfamilie gemeinhin. Zumal in der späteren Schaffensperiode, wo Nietzsche nicht vereinzelt, nicht gelegentlich mehr, sondern voller Macht bewusst und absichtlich eben mit dem sprachlichen Gründen und Hintergründen das ganze System der dogmatischen Wahrheit zu vernichten versucht, ist er ganz fest davon überzeugt, dass die philosophischen Grundströmungen von Indien über Griechenland bis hin zu Deutschland gerade von der sogenannten „indoeuropäischen Sprachfamilie“ durch und durch gelenkt und kanalisiert worden sind. Aber dieser bahnbrechende Gedanke ist für ihn bereits in seiner früheren Schaffensperiode gar nicht fremd gewesen, weil er ja beispielsweise in seiner einen Lateinvorlesung, welche im Wintersemester 1869-1870 unter dem Titel „Vom Ursprung der Sprache“ an der Basler Universität gehalten wurde, ganz deutlich sagte: „Die tiefsten philoso. Erkenntnisse liegen schon vorbereitet in der Sprache“. Wenn es sich wirklich so verhält, dann sind die Philosophen nicht die Urheber ihrer eigenen philosophischen Begriffe und Ideen mehr, sondern vielmehr sind sie tragischerweise unbewusst am Sprachgängelband geführt und sogar weiter verführt, völlig anders als sie stolz glauben. Mit diesem Gedanken Nietzsches kommt man zu großem Erstaunen dazu, dass nicht die Sprache selbst, wie üblicherweise geglaubt, ein Mittel zum Denken des Menschen ist, sondern dass er

selbst ganz umgekehrt Diener der Sprache ist. Vom unter den Nietzsche-Interpreten vielseitig debattierten Perspektivismus abgesehen, der ausnahmslos auch seine Behauptungen relativieren lässt, gerät er selber schon mit seiner Einsicht in das Wesen der Sprache deshalb in große Schwierigkeit hinein, weil er selbst, wie andere, unvermeidlich unter dem verhängnisvollen Bann der Sprache einen bestimmten Kreis von Philosophie zu ziehen hat, durch den seine Vorgänger schon mehrfach durchgelaufen sein müssten. Nietzsches Optik und Perspektive ist durch die indoeuropäische Sprachfamilie hindurch gerichtet, auch wenn er ein ausgezeichneter Philologe ist. Insbesondere er ist davon noch viel tiefer betroffen, da er ja einen neuen Weg, wodurch er die lange, sehr lange europäische Liebesgeschichte zur Wahrheit überwinden kann, eröffnen will, es sei denn, dass er über irgendeine göttliche Sprache über die Erde hinaus verfügt. Oder hat er wirklich, ja lieber tatsächlich außerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie, bestimmter noch, außermuttersprachlich seine Philosophie als eine Ausnahme treiben können, wobei er bei Zeiten jener schicksalsschwangeren Laufbahn der Philosophie, deren Weichen seine Muttersprache, im Grunde genommen, ganz gleich, ganz gleichgültig für und gegen jedes Familienmitglied gestellt hat, entlaufen ist? Diese spannende, hochspannende Frage schlechthin, ob er selbst, vom indoeuropäischen sprachlichen Bann befreit oder im ganzen Gegenteil daran fest gebunden, seine eigene Philosophie hat philosophieren können, das kommt erst ganz später, aber doch sehr aufschlussreich in Betracht.

Aber was gar aus dem sprachlichen Zusammenhang Nietzsches scharfe Kritik der dogmatischen Wahrheit der Metaphysiker angeht, so können wir sie im Großen und Ganzen in folgende zwei Richtungen einordnen, nämlich in die eine semantische und die andere syntaktische Richtung. Gerade jene kurze, doch überaus wichtige Abhandlung, die allerdings von ihm weiter geheim gehalten und zu seiner Lebzeiten nicht herausgegeben wurde, aber welche gleichwohl nicht nur im Hinblick auf seine Sprachphilosophie überhaupt voller Bedeutung ist, nämlich „*Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*“, handelt grundsätzlich von der Sprache und den sprachphilosophischen Fragen überwiegend auf der Bedeutungsebene der Semantik, wie die Wahrheit vorerst als Metapher entstanden ist und so dann dennoch für den absoluten gemeinschaftlichen Wert als Gegenteil zur Lüge erhalten musste, und in welcher Art und Weise der Begriff zu Stande gebracht werden konnte und musste. Mit diesem künstlerisch ausgeprägten, doch zerstörerisch auswirkenden Begriff Metapher stellt Nietzsche radikalerweise überhaupt die traditionelle Sprachauffassung der europäischen Philosophie auf den Kopf, wonach die Sprache als Mittel für das Repräsentieren des Gegenstands zur Verfügung steht, besser noch, *dient*. Seit Parmenides wurde immer wieder versucht, *vermittels* der Sprache lückenlos die Identität zwischen dem Sein und dem Denken wiederherzustellen.

„Es ist eine Besonderheit des metaphysisch geprägten europäischen Denkens, daß es zunächst denkend zum ‚Sein‘ und damit zu definitiv wahren Bestimmungen gelangen wollte.¹“

Um erfolgreich dieses metaphysische Programm auszuführen, musste ohne Zweifel daran ganz fest geglaubt werden, dass die Sprache quasi adäquat das Ding deckt, weil sein Wesen ansonsten keineswegs gegenwärtig vorzustellen ist und es mithin am Mittelmangel wohl scheitern muss. Wir denken nämlich, wie allgemein bekannt, immer nur mittels, will sagen, dank der Sprache. Sie spielt als Werkzeug bei Platon dann eine wesentliche Rolle für die exakte Wiederherstellung des Abbilds zum Urbild in der Ideenwelt, wenn die Vernunft zunächst nicht innerhalb, sondern gerade *oberhalb* von ihr *richtig* wirkt. Aber laut Nietzsches metaphorischer Herkunft der Sprache bildet sich dagegen nur ein bloßes Trugbild, welches ja anthropomorph projiziert zu Stande gebracht wird. Weder die Kongruenz noch die Adäquanz zwischen dem Begriff und dem Objekt, geschweige denn die Korrespondenz finden Eingang in der ebenso konventionsausgeprägten wie kunstschaftenden Metapherwelt Nietzsches. Den traditionellen Anspruch auf die absolute Wahrheit des Metaphysikers erklärt er aus diesem sprachlich und gleichsam ursprachlich anthropomorph herausentwickelten Grunde für haltlos bis zu untragbar. Wie durch die bisherigen Quellenforschungen gut nachgewiesen², hat Nietzsche für ÜWL sehr viele wichtige Begriffe wie „Metapher“, „Konvention“, „Kunsttrieb“ und sogar nicht wenige Passagen auch einem Buch Gerbers (*Die Sprache als Kunst*) ganz buchstäblich entnommen, der als Sprachtheoretiker unter dem großen Einfluss der sogenannten „romantischen“ Sprachauffassung von Herder über Hamann bis hin zu Humboldt die Unzulänglichkeit der Kantischen Kritik der Vernunft scharf bemängelt.

„...wenn empirische Forschung als grundlegend gefordert wird, so ist auch klar, dass was Kant als ‚Kritik der reinen Vernunft‘ zu untersuchen begann, fortzuführen ist als Kritik der unreinen Vernunft, der gegenständlich gewordenen, also als Kritik der Sprache.³“

¹ Simon, Josef: „Philosophie des Zeichen und Ethik“ in : Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Bd. 20, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 4

² Siehe dazu! Meijers, Anthonie: „Gustav Gerber und Friedrich Nietzsche. Einige Bemerkungen zum historischen Hintergrund der sprachphilosophischen Auffassungen des frühen Nietzsche“ in: Nietzsche-Studien Bd. 17, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1988, S. 369-390, Hödl, Hans Gerald: *Nietzsches frühe Sprachkritik*. Lektüren zu ‚Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne‘ (1873). Wien, 1997 und Benedetta Zaratta : „Die in der Sprache versteckte Mythologie und ihre Folgen fürs Denken. Einige Quellen von Nietzsche: Max Müller, Gustav Gerber und Ludwig Noiré“ in: Nietzsche-Studien Bd. 38, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2009, S. 269-298

³ Gerber, Gustav: *Die Sprache als Kunst* Bd. 1, Bromberg 1871, S. 244

Was gar die semantische Bedeutungsebene gegen den metaphysischen Wahrheitsanspruch anbelangt, so hat Nietzsche insgeheim Gerbers Vorarbeit für seine frühere Erkenntniskritik, doch noch nicht richtig für die Ontologiekritik vollständig in Anspruch genommen. Hat er vielleicht aus diesem Quellengrunde seinen geheimen Traktatus nicht an die Öffentlichkeit preisgeben wollen? Einige Nietzsche-Interpreten wie Kofman hatten sich intensiv mit ÜWL auseinanderzusetzen und gaben dementsprechend den früheren Schriften das Schwergewicht für Nietzsche als Sprachkritiker und Sprachphilosophen insgleichen.

„Das Thema der Sprache wird nie wieder aus seinen Texten verschwinden, hat aber nie wieder die grundsätzliche Bedeutung erlangt, die es in diesen frühen Texten von 1869 bis 1873 besitzt.“⁴

Aber trotz der schwerwiegenden Bedeutung seiner früheren semantischen Sprachkritik sollte diese nicht hochspielerisch überwertet, sondern eher im Zusammenhang mit ihrer die Bedeutungsebene breit modifizierten Weiterentwicklung ausgeglichen berücksichtigt werden. Denn Nietzsche hat ja bekanntermaßen in der späteren Schaffensperiode, wo einerseits seine Philosophie überhaupt ausgereift zum Höhepunkt kommt und seine um einen Schritt verschärfte Sprachkritik andererseits eben in den von ihm selbst herausgegebenen und hervorgehobenen Hauptwerken zum Ausdruck kommt, eine ganz andere sprachkritische Richtung und zwar die syntaktische eingeschlagen. Wie K. Schlechta in seinem Vortrag zu Recht erwähnte, sollte doch über „die Problematik des Nietzscheschen Gesamtverhältnisses zur Sprache“ nachgedacht werden, es sei denn, dass man seine vielschichtige sprachphilosophische Dimension einseitig interpretieren wollte.

An dieser Stelle aber nehmen wir doch mal Aristoteles auf, um in der europäischen philosophischen Geschichte prägnant die Rolle und zugleich den Wert der Grammatik zu versinnbildlichen. Im Vergleich zu Platon hat Aristoteles ein grundlegendes sowie nachhaltiges Vorbild für ihre Funktion und Stellung ausgemalt, was allerdings ganz direkterweise zu der Vollendung seiner Metaphysik führt. In den Topoi 6 definiert er den Menschen eben als „vernunftbegabtes Sinneswesen“. Aber warum der Mensch überhaupt eigentlich vernunftbegabt ist, diesen Grund sieht er in den Topoi 5 nirgendwo sonst als darin, dass er der Grammatik fähig und gleichsam kundig ist. Mit dieser tiefsinnigen Einsicht hat er als Erster eine allerwichtigste philosophische Tatsache festgestellt, nämlich dass die Vernunft mit der Grammatik und zwar Sprache unzertrennbar verzahnt am

⁴ Behler, Ernst: „Nietzsches Sprachtheorie und der Aussagecharakter seiner Schriften“ in: Nietzsche-Studien Bd. 25, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1996, S. 68

engsten einhergeht. Aber Aristoteles bewegt sich ungeachtet der detaillierten inhaltlichen Unterschiede solange noch in derselben Linie, wo sie Platon als Organon, ja als Werkzeug für die Vernunft bewertet und einsetzt, als er mittels der logischen Grammatik unbedingt die substantielle Welt kategorisch zu begreifen und zu repräsentieren versucht. Er schafft mit seinen unermüdlichen Bemühungen die festeste Grundlage überhaupt für die sogenannte „Erste Philosophie“, deren Kerngedanke aus der Metaphysik besteht, indem er vorwiegend in den Werken wie in den Topoi und Kategorien durch die Ausführung der grammatischen Analyse und die Etablierung der Logik insgleichen, welche für die spätere Funktion und Stellung der Grammatik und zwar Sprache ganz vorbildlich, ja ausschlaggebend sind, nicht lauter die bloßen Sprachregeln, sondern vielmehr eben die wahren Grundformen des Seienden be-greifend beschreibt. Was Parmenides zuvor als philosophisches Hauptproblem unwiderruflich in den Vordergrund des Wahrheitsgartens gerückt hat, das löst und gar meistert Aristoteles in seiner eigenen Art und Weise gekonnt mittels der Sprache und zugleich vermittelt der Grammatik. Denn das Sein lässt sich bei ihm ja dank der kategorischen Sprachanalyse nach einer überaus langen Suche endlich mit dem Denken identifizieren. Eben mit dieser Trinität zwischen dem Sein, dem Denken, dem Sprechen bestimmt Aristoteles als Wegweiser maßgeblich überhaupt die spätere philosophische Grundrichtung für die abendländische Metaphysik vor.

„Der Glaube an die Übereinstimmung von Metaphysik. Logik und Grammatik blieb lange Zeit unangefochten und bildete die Grundlage aller Sprachbetrachtung.“⁵

Aber den ersten Anlauf für die Feststellung der universalen Grammatik schlechthin macht die von Port Royal erst im 17. Jahrhundert, wobei sie unter dem großen Einfluss der cartesischen Philosophie durch den grammatischen systematischen Vergleich zwischen Griechisch, Latein und Französisch die aller Sprachen zugrundeliegende und somit allgemeingültige Grundzüge festzuschreiben versucht. In diesem unerhörten grammatischen Unterfangen sieht N. Chomsky das klare Vorbild für seine sogenannte „Universalgrammatik“. Das Hauptproblem der beiden hochambitionierten Sprachprogramme besteht doch ungeachtet ihrer abenteuerlichen Zielsetzung eben darin, nämlich dass das Erstere leider nur innerhalb von einigen kleinen Zweigsprachfamilien der übergeordneten indoeuropäischen Sprachfamilie und doch das Letztere, schlimmer noch, ausgerechnet auf der Grundlage der Sprache Englisch, welche darin, grammatisch gesehen, am meisten vereinfacht worden ist, das universale Standardmodell für die Grammatik aufstellen wollen. Wie idealistisch sich solch eine vermeintliche

⁵ Thurnher, Rainer: „Sprache und Welt bei Friedrich Nietzsche“ in: Nietzsche-Studien Bd. 9, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1980, S. 40

„Universalgrammatik“ die gefälschte Realität um die vielfältigen Weltsprachen einbildet, dies werden wir selbst ganz exemplarisch in den ersten Kapiteln der Hauptrede erfahren, was durch ebenso einen internen wie einen anderen externen Vergleich die grammatisch unterschiedlichen Regeln für das Subjekt angeht.

Die lange sprachphilosophische Tradition, nämlich dass die veritative Bedeutung für das Vermitteln des Seins der Sprache als Mittel zukommt, gar dass eine zeitlose allgemeingültige grammatische Struktur dem Netzwerk der bedeutungsvollen Wörter zugeschrieben wird, nicht zuletzt wie souverän die Vernunft, nicht darauf eingeschränkt, gleichermaßen ontologisch als auch epistemologisch die ganze auszudrückende Welt zu bestimmen im Stande ist, sie wurde, noch gar nicht zu reden vom mittelalterlichen Nominalismus, schon von den romantischen Sprachphilosophen gründlich in Frage gestellt, welche nicht mehr idealistisch, sondern realistisch, ja historisch und kulturell insgleichen die Sprache auffassen. Laut Humboldt liegt durchaus keine universale Grammatik, sondern eher die „Weltansicht“ jedes Volks allen Sprachen zugrunde.

„So liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht.“⁶

Mit seiner „Weltansicht“, mehr noch, mit seiner kulturabhängigen Sprachtypologie bildet er einen unversöhnlich scharfen Gegensatz zur Grammatik von Port Royal und unterbreitet die Unmöglichkeit zum einheitlichen Sprachmodell, das für jede Sprache in dieser Welt ganz gleich-gültig wirken soll. Ferner war jene sogenannte „vergleichende Grammatik“ gerade im 19. Jahrhundert in vollem Gange, welche von F. Schlegel initiativ programmiert und dann von F. Bobb erfolgreich ausgeführt wurde. Diesbezüglich sind die Gebrüder Grimm auch zu erwähnen. Nietzsche hat natürlich zeitgenössisch sehr genau diese bahnbrechende philologische Bewegung zur Kenntnis genommen und sich mehr oder weniger zu Nutze gemacht, welche uns unmissverständlich lebhaft dies vor Augen führt, dass sich die Sprache, mit der Zeit, sprachwissenschaftlich ausgedrückt, diachronisch verwandelt und sich keine allgemeingültige Grammatik mehr, aber doch gewisse grammatische Grundzüge gemeinhin zumindest innerhalb von einer bestimmten *Sprachfamilie* herausstellen lassen. Die dominante Rolle der Vernunft mit, besser noch, mittels der Sprache, an deren in der universalen Grammatik den Ausdrucksgegenstand wesenhaft re-präsentierenden Charakteristikum, im Grunde genommen, in der platonischen Tradition am festesten geglaubt worden war, wurde bereits stark bedenklich an den Pranger gestellt. Ebenso auf der *syntaktischen* wie der semantischen Bedeutungsebene

⁶ Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften, Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. v. Albert Leitzmann, Berlin 1907, Bd. 7, S. 60. Der siebte Band entspricht dem Werk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1836)

verliert die von Aristoteles grammatisch großartig inaugurierte Metaphysik auf die oben erwähnten modernen der Kultur eigentümlich historisch entwickeltesprachausgeprägten Sprachauffassungen hin am grundlegenden Nährboden für die absolute Wahrheit des Seins.

An dieser richtigen Stelle kommen wir doch wieder auf Nietzsches Sprachphilosophie zurück! Im markanten Gegensatz zu jener metaphorischen Sprache in der früheren Zeit, welche vorwiegend in ÜWL ihre Niederschläge findet, mittels welcher er, in erster Linie auf das Wort und Begriff fokussiert, schonungslos die Schein-Heiligkeit der absoluten, unkritisierbaren Wahrheit demaskiert, bringt er in der späteren Periode wiederholt-intensiviert hier und da eine besondere, merkwürdige grammatische Kritik, welche nicht an der semantischen Bedeutung mehr, sondern völlig neu an den syntaktischen Satzregeln und ihrer unbewussten, gewohnheitsmäßigen Anwendung des Sprachnutzers orientiert ist, im Zusammenhang mit der abendländischen Philosophie ins Spiel, um überhaupt dem substanzialen Gedanken der Metaphysiker einen lähmenden Hemmschuh endlich ganz fest anzuziehen. Zunächst handelt es sich diesbezüglich gerade um das Kapitel 20 seines späteren wohlberühmten Hauptwerks *Jenseits von Gut und Böse*, zumal er ebenda unübersehbar und gleichsam unüberhörbar eindrucksvoll seiner sprachphilosophischen Überzeugung freien Ausdruck gelassen hat. Mit diesem gravierenden Kapitel stellt Nietzsche indirekterweise, doch subversiv die Seinsmetaphysik Aristoteles' mittels der Sprache und gleichsam vermittels der kategorischen Logik auf den Kopf, deren atavistische, moderne, ganz typische Verkörperung er gerade in dem wohl bekannten ersten Satz Descartes, der, um es mit ihm selbst zu sagen, durch die gemeinsame Grammatik der indoeuropäischen Sprachfamilie zu seiner eigenen Ersten Philosophie unbewusst, doch gezwungenermaßen angespornt werden musste, sieht. Die Befindlichkeit der Vernunft steht nicht mehr souverän über der Sprache, sondern im ganzen Gegenteil liegt sie dienerisch in ihr, zumal sich jene, von der sprachlichen Auffassung Nietzsches her gesehen, nur von dieser allein angeführt, in der zunächst *kulturmenschenspezifischen* und dann *kulturmenschengerechten* Art bestimmen, identifizieren darf. Eben aus diesem Hintergrunde bezeichnet Nietzsche überhaupt die Erste Philosophie mittels der Vernunft in der Sprache ganz verunglimpfend als bloße „Sprach-Metaphysik“. Einesteils mit der früheren Metapher auf der semantischen Bedeutungsebene und doch anderenteils mit der späteren grammatischen, bzw. syntaktischen Kritik der von der Sprache völlig unbewusst und unwiderstehlich in die Ontologie verführte Philosophie versucht er *un-gemein* vehement eine endgültige Abrechnung mit der sehr langen europäischen Wahrheitsgeschichte zu machen.

Jener österreichische, relativ unbekannte Sprachphilosoph F. Mauthner, welcher unter dem großen Einfluss der Sprachphilosophie Nietzsches einen

radikalen sprachkritischen Skeptizismus verfechtet, hat bereits 1901 in dem ersten Bande von *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* ganz direkterweise das vorliegende Kapitel 20 zitiert. Er konnte immerhin ganz früh durch sein bloßes Zitieren eine große Aufmerksamkeit darauf lenken, aber leider war er völlig außer Stande kritisch und ergiebig darüber weiterzuphilosophieren. Obwohl Nietzsche als Sprachphilosoph überaus früh durchaus gut entdeckt wurde, so sind weitere intensive Auseinandersetzungen diesbezüglich indessen sehr lange ausgeblieben. Erst ganz später, d.h. im Jahr 1972 wurde dieses vielversprechende Kapitel zufälligerweise, doch interessanterweise eben in den Nietzsche-Studien Bd. 1 von zwei deutschen Nietzsche-Interpreten wieder unter die Lupe genommen, nämlich von K. Schlechta und J. Simon. Durch den Vortrag Schlechtas „*Nietzsche über den Glauben an die Grammatik*“ und den Beitrag Simons „*Grammatik und Wahrheit, über das Verhältnis Nietzsches zum spekulativen Satzgrammatik der metaphysischen Tradition*“ konnte die spätere grammatische Sprachkritik Nietzsches endlich schwerpunktmäßig thematisiert werden, während ihn J. Goth 1970 mit dem Begriff „Rhetorik“, S. Kofman 1972 mit einem anderen, „Metapher“, J. Derrida 1974 mit einem weiteren, „Stil“, in einer völlig anderen Richtung sprachphilosophisch herauszuinterpretieren versuchten. Schon in den 70ern war Nietzsche-Interpretation, ihn als sprachlich und zwar sprachphilosophisch, sei es als stilistisch oder als metaphorikerhaft, sei es als rhetorikerhaft oder grammatikerhaft, zu lesen, in vollem Gange und Zuge. Berücksichtigt, dass auf seine belangvolle sprachphilosophische Dimension kaum eine weitere scharfsinnige Aufmerksamkeit seit Mauthner bis dahin geschenkt wurde, so sind diese plötzlichen, doch divergierenderweise phänomenalen Interpretationserscheinungen durchaus erstaunlich, die bis jetzt nicht wesentlich nachlassen. Nietzsche wurde nämlich früher eher literarisch als sprachphilosophisch behandelt, was wohl aus seinem ausgesprochen auffälligen Stil unter dem Strich verständlicherweise resultiert. Ein vorläuferischer Verdienst ist eigentlich darum in der Nietzsche-Interpretationsgeschichte K. Schlechta und zugleich J. Simon anzurechnen, weil die beiden eben auf der *grammatischen* Bedeutungsebene zum ersten Male seine äußerst wichtige Sprachphilosophie problematisch thematisiert und die nachhaltige Auseinandersetzung damit angestachelt haben, während sie verschiedene französische Nietzsche-Interpreten, M. Foucault ausgenommen, kreativ, aber doch zu sehr einseitig, ja strukturalistisch textuell herausgelesen und damit ihre kultur-historische Facette weggemeißelt haben.

„Den Moralisten, d.h. den Philosophen, den Moral- und Kultur-Kritiker und – Schätzer Nietzsche zu eskamotieren, bedeutet eine weitere Idealisierung, die ihn von den

Kräften trennt, die sein Werk motivieren und seinen Schätzungswillen antreiben.⁷“

Ganz umgekehrt als E. Behler, der höheren Wert gerade auf Nietzsches frühere Sprachphilosophie legt, sieht J. Albrecht dagegen in seiner späteren Sprachkritik einen noch viel schwerwiegenderen Aspekt, der der Ontologie des Subjekts und zugleich des Seins zerstörerisch entgegenwirkt.

„Nietzsches ‚allgemeiner‘ und ‚spezieller‘ Sprachrelativismus artikuliert sich weniger im lexikalischen Bereich im Sinne einer vorrangigen Determinierung der Erfahrung durch die Strukturierung des muttersprachlichen Wortschatzes als auf syntaktischem Gebiet, wo der Subjekt-Prädikat(bzw. Objekt)-Gliederung des Satzes und der ‚syntaktischen Aufbereitung‘ des Lexikons durch Bereitstellung von Lexemen, die schon verschiedenen partes orationis angehören, besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird.⁸“

Während Nietzsches frühere metaphorische Sprachphilosophie verhältnismäßig recht gut debattiert und selbst deren Quellenforschung bereits beinahe abgeschlossen ist, so bleibt die Erforschung seiner späteren grammatischen Sprachkritik dagegen in *mancher bestimmten* Hinsicht leider nach wie vor revisionsbedürftig, obwohl diese auch, „die gemeinsame Philosophie der Grammatik“ von Schlechta und Simon hervorgehoben, seitdem mit großem Interesse und weiterer Aufmerksamkeit erneut vielseitig diskutiert worden ist. Wie schon längst durchaus wohl eingesehen, so steht eindeutig seine radikale Kritik der Seinsmetaphysik zu Recht immer wieder im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen.

„Nietzsches Bemühen geht deshalb dahin zu zeigen, wie die Struktur der Sprache ontologische und erkenntnistheoretische Vorurteile befördert.⁹“

Aber woran liegt denn eigentlich diese dringende Notwendigkeit trotz der bisherigen zahlreichen Forschungen, nämlich dass das eine meistzitierte Kapitel 20 von Anfang an erneut gründlich aufzurollen ist? Dieses Kapitel bedarf ohnehin einer gewissen Revision. Denn eben darin behauptet Nietzsche ja mit Ausdruck und gar Nachdruck, dass das ganze System der europäischen, bzw. indoeuropäischen Philosophie „dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik“ vorbereitet liegt. Hätte er nur diese kühne These bloß aufgestellt, so

⁷ Blondel, Eric: „Vom Nutzen und Nachteil der Sprache für das Verständnis Nietzsches: Nietzsche und der französische Strukturalismus“ in: Nietzsche-Studien Bd. 10/11, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1981/82 S. 534

⁸ Albrecht, Jörn: „Friedrich Nietzsche und das ‚sprachliche Relativitätsprinzip‘“ in: Nietzsche-Studien Bd. 8, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1979, S. 238

⁹ Seidel, Tom: „Sprach- und Erkenntniskritik bei Friedrich Nietzsche“ in: Nietzscheforschung Bd. 7, Berlin: Akademie Verlag 2000, S. 243

habe ich nun gar keinen besonderen Grund mehr, ihr akribisch im Detail nachzugehen. Denn die anderen Sprachwissenschaftler haben ja damals schon vor ihm diese Meinung, wie die Sprache das Denken vorherrschend bestimmt, vorreiterisch klar geäußert. Aber Nietzsche hat sie nicht lauter aufgenommen, sondern darüber hinausgehend ein konkretes Beispiel dazu in philosophischer Hinsicht demonstrativ angeführt, ja dass das Subjekt als Substanz, philosophischer noch, das Ich als Sein unmittelbar aus unserer *einen* grammatischen Gewohnheit herkomme, ferner dass kein geringerer als dieser Begriff Sein aus diesem grammatischen Ich projiziert einfach abgeleitet sei. Berücksichtigt, dass Nietzsches scharfe, aufschlussreiche, aber doch unvermeidlich nachzuprüfende Behauptungen hier und da in seinen späteren Werken, ganz zu schweigen von seinem Nachlass wiederholt für die endgültige Abrechnung mit der sogenannten „abendländischen Metaphysik“ überhaupt zum Einsatz kommen, so muss sich seine Formulierung „dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik“ sofort folgendermaßen umwandeln: *undank* der gemeinsamen Philosophie der Grammatik. Aber der Grat zwischen der Dankbarkeit und Undankbarkeit der Grammatik und gleichsam der Sprache ist eigentlich äußerst schmal. Das erwähnte Kapitel 20 steht, sprachphilosophisch gesehen, keineswegs allein, sondern hängt sinnvollerweise und sogar notwendigerweise am engsten mit dem Kapitel 5 der „Vernunft“ in der Philosophie von *Götzen-Dämmerung* zusammen. Die beiden Kapitel machen, voneinander isoliert, nur wenig Sinn, weil das Letztere ja als Parergon gerade für die direkte sowie konkrete philosophische Ergänzung des Ersteren zur Verfügung steht.

An dieser Stelle ist, mehr noch, gilt es das Hauptproblem, das die bisherige Interpretation der beiden Kapitel anbetrifft, festzustellen. Obschon K. Schlechta und J. Simon schon Anfang der 70er Nietzsches energische Kritik der absoluten Wahrheit mit den grammatischen Hintergründen richtig gut erkannt und sie in Anführungszeichen „die gemeinsame Philosophie der Grammatik“ unterstrichen haben, so konnten sie und die späteren Interessierten auch diese dennoch bedauerlicherweise nicht ausreichend behandeln, erst recht nicht unter dem eigentlichen Aspekt des Kapitels 20. Vorerst weil auf das geheimnisvolle Verhältnis des philosophischen Ichs zum grammatischen Subjekt innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie kaum eine tiefsinnige Aufmerksamkeit geschenkt wurde, obwohl es den vielversprechenden, doch noch verborgen liegenden Raum von seiner ungeheuerlichen Dimension bei sich trägt. Die scheinbar von Anfang an bestehende, allgemeingültige Grundregel der indoeuropäischen sprachfamiliären Grammatik, nämlich das Subjekt vom Prädikat *trennend* in den Vordergrund des Satzes *akzentuiert* zu stellen, stellt sich, im scharfen Lichte der sprachhistorischen Weiterentwicklung gesehen, als völlig irreführend heraus. Man besinne sich dazu doch kurz einmal auf die Subjektregulierung in der Antike zurück! Wie im

Altgriechischen, ebenso im Lateinischen wurde das Subjekt *in der Regel* ausgelassen, zumal es nicht verborgen, sondern ganz offensichtlich hörbar im Prädikat mit der selbstständigen Verbalendung enthalten ist. Diese ursprüngliche antike Subjektregel gilt unverändert noch immer sowohl für das Neugriechische als auch für das Italienische. Das ist ein ausgesprochen vehementes Gegenargument schlechthin ohne Gleichen gegen eine universale Grammatik wie von Port-Royal oder Chomsky. Dass das Subjekt nicht nur in der antiken gemeinhin, sondern zugleich auch in bestimmten modernen indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedssprachen in erster Linie gar nicht vom Prädikat *getrennt*, sondern im ganzen Gegenteil mit diesem *zusammenhängend unartikuliert* zum Ausdruck kommt, diese eigentlich grammatisch wohl bekannte und doch unheimlich vielbedeutende Tatsache konnte leider von den bisherigen Nietzsche-Interpreten in ihre Perspektive überhaupt nicht mit einbezogen werden. Selbst jener Ethnolinguist S. Whorf, der völlig unabhängig von Nietzsche freilich das Täter-Schema aus dem grammatischen Nexus vom Subjekt und Prädikat ganz scharf bemängelt, welcher gleichwohl ja auf der Grundlage der Subjekt-Prädikat gegliederten Syntax seine sogenannte „SAE (Standard Average European Languages)“ aufstellt, ist erstaunlicherweise ihrer Vergessenheit anheimgefallen. Das ist auch der Fall für B. Zaratta, weil sie in ihrer Quellenforschung in den Nietzsche-Studien 2009, auf die Subjekt-Prädikat-Objekt gegliederte Syntax der indoeuropäischen Sprachfamilie fokussierend und zugleich dabei die eigentlich rein unpersönliche Handlungen darstellende Verbalwurzel erwähnend, doch paradoxerweise deren historischen, bzw. diachronischen Werdegang gar nicht wahrgenommen hat. Aus Unwissen oder Vergessen dieses äußerst belangvollen sprachhistorischen Werdegangs eben innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie hatte J. Albrecht zu Unrecht folgendermaßen zu sagen.

„Vielleicht hatte es Aristoteles tatsächlich leichter, einer ‚Verdinglichung‘ und ‚Subjektivierung‘(im logischen Sinne) des Sprechens auszuweichen, da im klassischen Griechisch die Kategorie der historischen Einzelsprache vorwiegend als adverbialen Bestimmung des Sprechens (griechisch sprechen – nicht Griechisch sprechen!) ausgedrückt wurde.“¹⁰

In der Tat hätte Aristoteles, rein sprachlich betrachtet, wohl von der Subjektivierung ferngehalten werden müssen, nicht weil er als griechischer Muttersprachler, wie in diesem Zitat geglaubt, eher adverbial denn substantiv zu sprechen hatte, sondern vielmehr aus diesem entscheidenden Grunde, dass er als solcher nur dann gelegentlich zu Recht das Subjekt in Anspruch nehmen durfte,

¹⁰ Albrecht, Jörn: „Friedrich Nietzsche und das ‚sprachliche Relativitätsprinzip‘“ in: Nietzsche-Studien Bd. 8, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1979, S. 244

wenn dies als bedeutungsvoller Handlungsträger richtig gut akzentuiert in den Vordergrund der verbalen Aktion gerückt werden sollte. Aber hierbei stellt sich eine fragwürdige Frage aufrichtig, ja wie er trotz der subjektivierungshemmenden und zugleich verbalhandlungsfördernden Muttersprache unbedingt zur substanziellen Welt gelangen wollen kann. Die Antwort ist nicht in der Subjektregel, sondern eher ungeahnterweise in dem Verb Sein zu suchen. Damit gelangen wir wieder zu Nietzsches merkwürdigen und doch bisher noch nicht ernst zu prüfenden zweiten These, dass das Sein aus dem subjektivistischen Ich projiziert abgeleitet sei.

Gibt es denn *in der Tat* so, wie Nietzsche lauter instinktiv vermutet und doch richtig betont, einen verborgen liegenden, ja schwer wahrzunehmenden Zusammenhang zwischen dem Ich und dem Sein auf der rein sprachlichen Bedeutungsebene? Dieser geheimnisvolle, rätselhafte und nicht zuletzt widersprechende grammatische Zusammenhang zwischen den beiden philosophischen Kernbegriffen sollte und sogar muss in erster Linie innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gemeinhin endlich klar herausgestellt werden. Es reicht aber an dieser Stelle bereits aus, darauf hinzuweisen, dass er sich, historisch gesehen, zumindest seit der Antike bis jetzt ununterbrochen ganz tief verborgen, doch einflussreich auswirkt. Ob das Sein so einfach, wie Nietzsche aus dem grammatischen Nexus halt so intuitiv zurückgeschlossen hat, aus dem grammatisierten Ich projiziert hervorgebracht werden konnte und musste, diese zu fragende Frage par excellence ist um jeden Preis zu beantworten.

Aber hätte dieses womöglich unter dem dominanten Einfluss jenes gefördert zu Stande gebracht werden können ganz anders, ja ganz umgekehrt, als er instinktiv nur vermutungsweise argumentiert? Es steht immerhin ganz fest, dass ein gewisser, doch schwerlich zu erkennender Zusammenhang des Ichs mit dem Sein, vielleicht besser noch, des Seins mit dem Ich innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie unentdeckt verborgen liegt. Es muss auch schon erwähnt werden, wie charakteristisch, wie typisch die Philosophie des Ichs und des Seins insgleichen nur für sie ganz allein durch die sprachlichen Rahmenbedingungen herauszuentwickeln und zu kulminieren war, ferner eben dass somit die Ontologie, will sagen, die Seinsmetaphysik gar keine für jede Kultur dieser Erde allgemeingültige, geschweige denn universale, sondern lediglich, doch bestens die ihr eigene, ja eigentümliche Wahrheitsform schlechthin ohne Gleichen ist. Wieso und wie so? Weil das Verb Sein solch eine einzigartige Rolle für den substanziellen Gedanken überhaupt gespielt hat, dass nicht bloß die Ontologie allein, sondern erstaunlicherweise zugleich auch die Epistemologie in der *europäischen* Philosophiegeschichte als Höhepunkt und gleichsam Blütepunkt prächtig entstehen und weiterhin mächtig wiederholt und intensiviert werden konnten und gar *mussten*.

In der späteren Hauptrede dieser interkulturellen Forschung werden wir sicherlich gemeinsam ganz lebhaft damit Erfahrung machen, wo der unheimlich einzigartige philosophische Zusammenhang zwischen dem Verb Sein und der Ontologie, der Epistemologie im funktionell markanten Unterschied zu dem des Koreanischen und des Chinesischen ersichtlich klar beleuchtet wird. Es steht bereits fest, dass der grammatische Nexus vom Subjekt und Prädikat und das Verb Sein die beiden grundlegenden Achsen für die substanzielle und gleichsam metaphysische Welt sind. Aber nicht das Erstere, sondern eher und vielmehr das Letztere funktioniert als das Zünglein an der Waage des substanzialisierten Gedankens, ganz umgekehrt als Nietzsche intuitiv betont. Steht das Erstere an der Oberfläche verhältnismäßig leicht erkennbar, dann liegt das Letztere eher an der Wurzel zu tief verborgen, um einfach bewusst wahrgenommen zu werden. Die bisherige Nietzsche-Interpretation hat sich, überwiegend auf den sichtbaren Vordergrund des Subjekt-Prädikat-Nexus fokussiert, eben deshalb leider nicht auf die unsichtbare, aber doch ausschlaggebende Rolle des Verbs Sein bezogen. Da kaum eine tiefsinnig hinterfragende Aufmerksamkeit bisher darauf verliehen worden ist, so haben wir nun deswegen einen guten Grund dazu, akribisch jenen Zusammenhang auszugraben.

Das Punkt für Punkt zu revidierende Kapitel 20 beinhaltet auch einen bedeutenden Denkwort für unser wohl globalisiert multikulturell ausgeprägtes Zeitalter. Es handelt sich nämlich dabei um die kulturkritische Bedeutungsebene der Sprachkritik Nietzsches. Aber anders, als er darin intuitiv erwartet, wurde sie leider weder besonders interessiert befragt noch gesucht.

„Verallgemeinernd darf man jedoch sagen, daß grob ‚weltanschauliche‘ Ausdeutungen des Nietzscheschen Denkens heute eine vergleichsweise geringe Resonanz finden.“¹¹

Selbst wenn sie einmal, beispielsweise in Hennigfelds Aufsatz „*Sprache als Weltansicht. Humboldt – Nietzsche – Whorf*“ gut herauslokalisiert behandelt wurde, so konnte sie jedoch keineswegs unter dem eigentlichen Aspekt Nietzsches kritisch weiter thematisiert werden. Um sie richtig anzupacken, dazu bedarf es einer besonderen philosophischen Vergleichsperspektive, welche die indoeuropäische Sprachfamilie im kontrastreichen sowie nuancenreichen Vergleich zur ural-altäischen nicht bloß sprachlich oder sprachwissenschaftlich, sondern darüber hinaus sprachphilosophisch überdimensional zu überblicken in der Lage ist. In demselben Kapitel erörtert Nietzsche nämlich noch einen weiteren interessanten philosophischen Fall für die „Welt-Ausdeutung“, die bei Humboldt der „Weltansicht“ entspricht, welche überhaupt nicht universal, sondern gerade

¹¹ Albrecht, Jörn: „Friedrich Nietzsche und das ‚sprachliche Relativitätsprinzip‘“ in: Nietzsche-Studien Bd. 8, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1979, S. 225

kulturabhängig, ja *kulturspezifisch* ihre eigene Form hat ausformen müssen. Er ist instinktiv davon überzeugt, dass die Philosophen in dem am subjektsschlechtest entwickelten ural-altaischen Sprachraum anders, als die in der indoeuropäischen Sprachfamilie, die Welt zu interpretieren hätten.

Wir wissen ja schon recht gut, dass das Subjekt und gleichsam das Ich, philosophisch gesehen, am engsten mit dem Sein zusammenhängt, mehr noch, dass gerade die *substanzielle* Weltanschauung den beiden insgesamt zugrundeliegt. Aus diesem einfachen, kleinen Kontext ist eine Annahme doch bereits aufzustellen, also dass das Gegenteil zum substanziellen Ich und Sein innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie kaum eine Chance auf positive Philosophierung hatte. Es handelt sich eben um das Werden und zugleich das Nichts. In der europäischen Philosophiegeschichte wurden diese beiden in der Tat im markanten Gegensatz zum Sein meistens und hauptsächlich nicht recht verfochten, sondern regelrecht angefochten. Hochwahrscheinlich gibt es dazu auch einen bestimmten, ja vielmehr notwendigen sprachlichen Hintergrund? Und wenn das Ich und das Sein gemeinsam verbündet um jeden Preis ihre Antipoden zu überwinden hatten und demgemäß kaum einen Platz für ihre günstige philosophische Weiterentwicklung zugelassen haben, so könnte man daraus sehr leicht zur Vermutung kommen, dass das Nichts und das Werden da, gerade wo gleichermaßen das grammatische Subjekt als auch das Verb Sein am schwächsten entwickelt worden sind, in einer positiven Art und Weise hätten herausphilosophiert werden können und sogar müssen. Denn das Werden und das Nichts hätten unter keinem Druck, geschweige denn Unterdruck des substanziellen Seins mit dem Ich stehen müssen. Sollte dies dann auch der Fall für den ural-altaischen Sprachraum sein? Diese bloße Annahme lässt sich gleich dann zu einer überzeugenden Tatsache bestätigen, wenn eine beispielhafte Fallstudie, welche freilich leider bisher weder von den europäischen noch von den ural-altaisch sprachigen Nietzsche-Interpreten versucht werden konnte, worin die fernostasiatische Sprache, Kultur und nicht zuletzt Philosophie dennoch im ungleich kontrastreicherem Vergleich zu denen der indoeuropäischen Sprachfamilie von mir selber unter die Lupe genommen werden, in der Hauptrede später zum Ausdruck kommt.

Also kommt in der Hauptrede zuerst natürlich in Frage, ob jene folgenschweren, vielversprechenden Behauptungen Nietzsches in der Tat überzeugend und vielleicht darüber hinaus sogar zwingend sind. Da ich sie für sehr zutreffend halte, habe ich in dieser Forschung als ihr Advokat dafür weiter zu argumentieren vornehmlich mit meiner eigenen Beweiskette, allerdings unter dem Vorbehalt, dass ich seiner zweiten widersprechen will. Dass nicht das Sein aus dem grammatischen Ich, sondern ganz umgekehrt das Ich eben aus dem grammatischen Sein projiziert abgeleitet ist, dies wird sich später noch viel

aussagekräftiger bestätigen. Außerdem kommt mein Bedenken, mein argwöhnisches Bedenken gleich hinzu, nämlich dass es außer jenem von Nietzsche selbst hervorgeworfenen grammatischen Nexus etwas Weiteres, das hinter der sprachlichen Kulisse als Hintermann unbemerkt gemeinsam zum Gedanken der Metaphysiker, unbedingt das Ich als Sein be-greifend begreifen zu wollen, beigetragen hat, geben muss. Ich will dazu aus meiner eigenen Sicht die weiteren der indoeuropäischen Sprachfamilie allein eigentümlichen und für den festen Glauben ans Subjekt entscheidenden grammatischen Tatsachen präsentieren, wobei ich sie allerdings mit denen der ostasiatischen Sprachen vergleiche. Dass das Leben kurz, zu kurz, gar zu kurz, aber dagegen die Sprache immer, für immer, ein für alle Male da ist, eben dieses grammatische Drama spielt sich dabei lebhaft vor unseren Augen ab, zumal die sprachlichen, ja grammatischen Umwandlungen, welche von den Sprachlern, die ja mit oder sogar trotz ihrer verhältnismäßig allzu kurzen Lebenserwartungen die sich *diachronisch* nur im Schneckentempo glücklich vollziehende Sprachgeschichte zu betrachten und zu erfassen haben, zu ihrer eigenen Lebzeiten kaum oder schon meistens ganz und gar nicht wahrgenommen werden konnten, ausgegraben, zum Ausdruck kommen.

Ganz kurz zusammengefasst, steht das Problem vom Ich daraufhin im Vordergrund dieser intersprachlichen, intersprachphilosophischen und nicht zuletzt interkulturellen Forschung, aus welchem sprachlichen, bestimmter noch, aus welchem grammatischen Grunde und Hintergrunde das epistemologische, ebenso ontologische und aspektuell gesehen retrospektive Ich in der indoeuropäischen Sprachfamilie, aber doch das sittliche und aspektuell gesehen respektive Ich in den ostasiatischen Ländern notwendigerweise vorangetrieben werden konnte und musste. Dabei werden wir unvermeidlich auch erfahren, auf welcher *Bedeutungsebene* und in welcher Art und Weise gerade das Ich - oder wiederum das Subjekt? - überhaupt nicht existieren kann, darf, aber ganz umgekehrt in der Tat, sogar *gezwungenermaßen* einesteils und *verdientermaßen* anderenteils anerkannt werden muss. Die Sprache sollte eben darum nicht bloß als *instrumental* (mittels und vermittels der Sprache), sondern zugleich auch als *sittlich*¹² (dank und undank der Sprache) angesehen werden, weil sie, im Grunde genommen, unter dem *weltanschaulich-wertvollen Aspekt* jeder ethisch werdenden Bevölkerung zu Stande zu bringen war, selbst wenn sie anscheinend für uns als Spätere wertfrei neutral wirkt. Um es mit Nietzsches Worten zu sagen, musste „der Zeichen-erfinderische Mensch“ nämlich eben mit „dem souveränen Individuum“

¹² Diesbezüglich sind J.Simon und W. Stegmaier zu erwähnen. Denn die beiden haben schon gerade die bisher selten interessierte und befragte, doch unausgesprochen wichtige *ethische* Bedeutungsebene der Sprachkritik Nietzsches herausgearbeitet. Siehe dazu! Simon, Josef: „Philosophie des Zeichen und Ethik“ in : Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Bd. 20, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 3-18 und Stegmaier, Werner: „Nietzsches Zeichen“ in: Nietzsche-Studien Bd. 29, Berlin/New York: Walter de Gruyter 2000, S.41-69

einhergegangen sein. Also schenken wir an dieser richtigen Stelle Nietzsche, ja seiner späteren, gravierenden sprachphilosophischen Meinung das Gehör, um endlich diese Forschung in Gang zu bringen!

Hauptrede

Dem einen Intensiv-Täter auf den Grund zu gehen

1. Die *Täter-schaft* des Subjekts

„Dass die einzelnen philosophischen Begriffe nichts Beliebiges, nichts Für-sich-Wachsendes sind, sondern in Beziehung und Verwandtschaft zu einander emporwachsen, dass sie, so plötzlich und willkürlich sie auch in der Geschichte des Denkens anscheinend heraustreten, doch eben so gut einem Systeme angehören als die sämtlichen Glieder der Fauna eines Erdtheils: das verräth sich zuletzt noch darin, wie sicher die verschiedensten Philosophen ein gewisses Grundthema von möglichen Philosophien immer wieder ausfüllen. Unter einem unsichtbaren Banne laufen sie immer von Neuem noch einmal dieselbe Kreisbahn: sie mögen sich noch so unabhängig von einander mit ihrem kritischen oder systematischen Willen fühlen: irgend Etwas in ihnen führt sie, irgend Etwas treibt sie in bestimmter Ordnung hinter einander her, eben jene eingeborene Systematik und Verwandtschaft der Begriffe. Ihr Denken ist in der That viel weniger ein Entdecken, als ein Wiedererkennen, Wiedererinnern, eine Rück- und Heimkehr in einen fernen uralten Gesamt-Haushalt der Seele, aus dem jene Begriffe einstmals herausgewachsen sind: - Philosophiren ist insofern eine Art von Atavismus höchsten Ranges. Die wunderliche Familien-Ähnlichkeit alles indischen, griechischen, deutschen Philosophirens erklärt sich einfach genug. Gerade, wo Sprach-Verwandtschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, dass, Dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik - ich meine Dank der unbewussten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen - von vornherein Alles für eine gleichartige Entwicklung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen andern Möglichkeiten der Welt-Ausdeutung der Weg wie abgesperrt erscheint. Philosophen des ural-altaischen Sprachbereichs (in dem der Subjekt-Begriff am schlechtesten entwickelt ist) werden mit grosser Wahrscheinlichkeit anders ‚in die Welt‘ blicken und auf andern Pfaden zu finden sein, als Indogermanen oder Muselmänner: der Bann bestimmter grammatischer Funktionen ist im letzten Grunde der Bann physiologischer Werthurtheile und Rasse-Bedingungen.“

(Jenseits von Gut und Böse, Erstes Hauptstück: von den Vorurtheilen der Philosophen, Kapitel 20. KGW VI-2, S.28-S.29)

In diesem Zitat bringt Nietzsche nachdrücklich zum Ausdruck, dass die Sprache, völlig unabhängig vom Un-bewusstsein der Philosophen von ihrem unmittelbaren entscheidenden Einfluss auf ihre bewusste und gar selbstbewusste Philosophie, *für und gegen sie* das eine bestimmte philosophische Denksystem und seine Entwicklungsrichtung bereit, vorbereitet stellt, wobei sie einesteils dafür die Tür ganz weit offen, aber doch anderenteils eine andere ganz fest geschlossen hält, so dass sie immer wieder, immer weiter und doch immer nur einen gewissen Kreis von Philosophie zu treiben haben und damit die Möglichkeit zu einer anderen leider schon ausgeschlossen ist. Aus dieser heißen, brenzligen Aussage Nietzsches ergeben sich die drei großen fragwürdigen Fragen im Detail, also zunächst was „Dank der unbewussten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische

Funktionen“ in der indoeuropäischen Sprachfamilie von Indien über Griechenland bis hin zu Deutschland für ein Grundthema von der Philosophie zu thematisieren war, und so dann in welcher Art und Weise die Philosophen in den ural-altaisch sprachigen Ländern, wo gerade das grammatische Subjekt am schlechtesten entwickelt ist, einen anderen Ich-Begriff, als den indoeuropäischen oder arabischen herausphilosophieren konnten, und schließlich noch viel spannenderweise, ob eine andere, vielleicht eine völlig andere Weltinterpretation wirklich irgendwo in den subjektschwachentwickelten Ländern, welche dort ausgeprägt die eigenständige, vielmehr bodenständige Philosophie ausmacht, die insgleichen aus der indoeuropäischen Gedankenwelt ganz klar ausgegrenzt ist, möglich gewesen ist.

Bevor ich diese drei wichtigen Fragen anpacke, will ich davor kurz dem unnötigen, unzeitgemäßen Missverstehen und Aufregen der überempfindlichen Leser vorbeugen, was die letzte Anmerkung dieses ersten Zitats anbelangt, zumal sie ihr so willkürlich, so oberflächlich die eigentlich gemeinte Bedeutung entnehmen, dass sie ihr, Nietzsche gleich wie einen schrecklichen Rassisten betrachtend, den furchtbar fruchtbaren Boden für die interkulturelle Untersuchung entziehen. Wir haben nämlich schon längst den Nationalsozialismus hinter uns und dürfen demgemäß beileibe nicht, durch ein einziges Wort völlig verblendet, so hektisch, so allergisch auf sie reagieren, es sei denn, nein selbst wenn einer von uns gerade Nachkomme damaliger Opferfamilien ist. Im ganzen Gegenteil ist sein letzter Satz oben deshalb nicht bedenklich, sondern nachdenklich aufzunehmen und nicht kontraproduktiv, sondern produktiv weiter zu untersuchen, weil er sich ganz direkterweise auf „die Sittlichkeit der Sprache“ bezieht. Also kommen wir völlig entspannt wieder auf unsere Probleme zurück!

Was gar die zuerst gestellte Frage anbelangt, so müssen wir noch einmal aufmerksam Nietzsches Erklärung hören, da er selbst zutreffenderweise und hervorragenderweise den Kern der Sache zur Sprache und gleichsam auf den Punkt gebracht hat, ferner deshalb, weil er sich voller philosophischen Überzeugung, erneut hier und da hervorhebend, gegen die dogmatische absolute Wahrheit oder, mit seiner „*Genealogie*“ ausgedrückt, gegen das asketische Ideal der Metaphysiker über den bei weitem engeren Zusammenhang eines allerwichtigsten europäischen philosophischen Themas mit dem sprachlichen, ja grammatischen Hintergrunde äußert. Aber welche unbewusste Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen er bei seinen philosophischen Vorgängern bemerkt hat, im Hinblick auf diese ungemein spannende Frage spielt er doch bereits im ersten Zitat indirekterweise mit dem vorletzten Satz auf seine markante Analyse des Ichs unter dem Aspekt der indoeuropäischen Grundgrammatik an. Also rücken wir endlich mal seine unmittelbare Anmerkung in den Blick!

„Was den Aberglauben der Logiker betrifft: so will ich nicht müde werden, eine kleine kurze Thatsache immer wieder zu unterstreichen, welche von diesen Abergläubischen ungern zugestanden wird, - nämlich, dass ein Gedanke kommt, wenn ‚er‘ will, und nicht wenn ‚ich‘ will; so dass es eine Fälschung des Thatbestandes ist, zu sagen: das Subjekt ‚ich‘ ist die Bedingung des Prädikats ‚denke‘. Es denkt: aber dass dies ‚es‘ gerade jenes alte berühmte ‚Ich‘ sei, ist, milde geredet, nur eine Annahme, eine Behauptung, vor Allem keine ‚unmittelbare Gewissheit‘. Zuletzt ist schon mit diesem ‚es denkt‘ zu viel gethan: schon dies ‚es‘ enthält eine Auslegung des Vorgangs und gehört nicht zum Vorgange selbst. Man schliesst hier nach der grammatischen Gewohnheit ‚Denken ist eine Thätigkeit, zu jeder Thätigkeit gehört Einer, der thätig ist, folglich – ‘. Ungefähr nach dem gleichen Schema suchte die ältere Atomistik zu der ‚Kraft‘, die wirkt, noch jenes Klümpchen Materie, worin sie sitzt, aus der heraus sie wirkt, das Atom; strengere Köpfe lernten endlich ohne diesen ‚Erdenrest‘ auskommen, und vielleicht gewöhnt man sich eines Tages noch daran, auch seitens der Logiker ohne jenes kleine ‚es‘ (zu dem sich das ehrliche alte Ich verflüchtigt hat) auszukommen.“

(Jenseits von Gut und Böse, Erstes Hauptstück: von den Vorurtheilen der Philosophen, Kapitel 17. KGW VI-2, S.24-S.25)

Nietzsche bringt in diesem zweiten Zitat gerade jenen alten berühmten ersten Satz Descartes' „cogito, ergo sum“ ins Spiel und nimmt dabei, genauer gesagt, im Grunde nur „cogito“ unter die Lupe. Damit können wir schon feststellen, um welche indoeuropäische Grammatik und welches philosophisches Grundthema es sich bei Nietzsche handelt. Das Ich in Bezug auf das Denken, das Subjekt als Substanz und die grammatische Gewohnheit, den Täter vom Tun zu trennen, grammatischer noch, der Nexus des Subjekts mit dem Prädikat! Er nimmt aus dieser *indoeuropäischen* Grundgrammatik den Ursprung des Ichs als Substanz. Unter der unwiderstehlichen Verführung der Grammatik, welche ja täglich, alltäglich, mehr noch, fast in jedem Augenblick, wo irgendein Gespräch im hochkomplexen Schienennetz der Sprache stattfindet, aber doch völlig vergessen und gleichsam unbewusst anzuwenden ist, die deswegen, sei es als Führung, sei es als Verführung, als problematisch ganz und gar nicht wahrzunehmen ist, besteht kein Zweifel darüber, dass jedes Prädikat dem entsprechenden Subjekt zugehören soll. Denn es ist ja selbst jedem Volke, ausgenommen die Philosophen, die natürliche, allzu natürliche Grundvoraussetzung zum Sprechen.

Aber woher stammt denn eigentlich diese möglichst selbstverständlich anmutende Grammatik aller Grammatiken in der indoeuropäischen Sprachfamilie, die als Fundament durchweg den einen indoeuropäischen philosophischen Kerngedanken, nämlich den festen Glauben an das wirkende Ich gleich wie ein Atom untermauerte? Woher kommt denn überhaupt dieser grammatische Nexus? War er wirklich von vornherein in der indoeuropäischen Sprachfamilie im Namen der Grammatik ganz fest geschrieben ebenso wie heutzutage? Ist es wirklich so gewesen? Oder ist es erst mit einer bestimmten sprachhistorischen Entwicklung,

welche von einer Wertverlegung des Sprachlers ausgelöst und weiter vorangetrieben wurde, so *geworden*? Um richtig diese Frage zu beantworten, eben dazu sollten wir nun ein paar kleine Fragen entgegenstellen. Wie lautet eigentlich der von Descartes in Latein verfasste erste Satz? Wie oben schon steht, so lautet er „cogito ergo sum“. Und wie heißt denn die deutsche Version dazu? Normalerweise wird er ins Deutsche folgendermaßen übertragen: Ich denke, also bin ich. Das ist ja durchaus eine einwandfrei korrekte Übersetzung. Aber gibt es wirklich keinen, gar keinen augenfälligen Unterschied zwischen jenem Cogito-Satz im Latein und dieser deutschen Übersetzung? Ein äußerst bedeutungsvoller Punkt wird erst dann berührt, wenn man ihn zu durchschauen in der Lage ist. Es springt gerade stechend scharf ins Auge: man sieht ganz deutlich in der deutschen Wiedergabe das Subjekt zum Prädikat “denke”, nämlich das “Ich”, wohingegen es im originalen Latein lediglich im Prädikat allein enthalten ist. Das ursprüngliche Subjekt zum Prädikat „cogito“, also „ego“ ist darin ja einfach weggelassen, zumal es ohne Schwierigkeiten an der Verbalendung zu erkennen ist. Bereits mit diesem prägnanten Beispiel können wir sofort konstatieren, dass die anscheinend von Anfang an festgeschriebene Grundgrammatik der indoeuropäischen Sprachfamilie, das Subjekt auf jeden Fall erkennbar zu machen, gar keine andauernde, sondern erst später diachronisch entwickelte und gleichsam gewordene grammatische Erscheinung ist.

Um dem historischen Sprachereignis, dessen überaus belangvolle Bedeutung unumgänglich und ausführlich zu hinterfragen ist, auf die Spur zu kommen, dazu will ich zunächst einen internen Sprachvergleich zwischen der Antike und Moderne innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie und dann später einen ganz anderen externen zwischen der indoeuropäischen und ostasiatischen Sprache anstellen. Als ersten Schritt fragen wir mal eine zu fragende Frage, nämlich wie und was die Grundregel zum grammatischen Verhältnis des Prädikats mit dem Subjekt in der Antike, bzw. in der ursprünglichen indoeuropäischen Sprachfamilie war. In der Regel wurde das Subjekt in der Antike eben darum gar nicht mit ausgedrückt, sondern einfach und sogar natürlich weggelassen, weil die dynamisch vielseitige Verbalendung allein schon unmissverständlich die Angabe über den betreffenden Handlungsträger macht, es sei denn, dass ein Sprecher oder ein Schreiber absichtlich die subjektive Person erst hervorheben wollte, eben da es auf die *lebhaft*e Gegenüberstellung der beiden unterschiedlichen Gesprächspartner oder auf die reine Betonung der schwerwiegenden Person als Träger der Verbalhandlung ankam. Darüber sollte man sich gar kein falsches Bild machen. Es ist gerade die grundlegende sprachliche Sitte überhaupt, so fremd es auch klingen mag, in der indoeuropäischen Sprachfamilie gewesen, dass man gang und gäbe das grammatische Subjekt nicht merken und es vom Prädikat abhängig bleiben ließ, weil es sich darum zunächst und zuletzt *handelte*, mehr noch, weil erst recht nicht

die Handlungsperson, sondern vielmehr und gar lauter die Handlungsrichtung im eigentlichsten Interesse des damaligen Sprachlers stand. Da konnte das Subjekt, das nominale Subjekt eben deshalb noch gar keine dominante Rolle spielen als Herr des Satzes, weil das Prädikat, das verbale Prädikat auf jeden Fall alle übrigen Satzteile ganz fest im Zaum gehalten hat. Ferner da das Erstere, syntaktisch gesehen, üblicherweise gar nicht mitgesprochen und mitgeschrieben wurde, so war die Möglichkeit zur krassen Kontrastbildung zwischen den beiden, geschweige denn zwischen dem Subjekt und dem Objekt wie in der neueren Philosophie schon einfach ausgeschlossen. Man sollte sich gründlich mal überlegen, welcher einen gravierenden inhaltlichen, ja gedanklichen Unterschied die Veränderung einer gewissen syntaktischen Form dramatisch herbeiführen kann. Das grammatische Subjekt hatte in der Antike ganz anders als in der Moderne gar keine besondere selbstständige Dynamik, es sei denn, dass es eher als Ausnahme ab und zu erschien und dadurch eben lebhaft einen akzentuierenden Ton für die Handlungsträger verleihen konnte.

Diese ursprüngliche grammatische Grundregel in der indoeuropäischen Sprachfamilie bedeutet vornehmlich für uns als spätere Nachkommen schon etwas äußerst Wichtiges, das nicht im Geringsten überhört werden darf. Gewisse Sprachen gehören allerdings im Großen und Ganzen einwandfrei in die indoeuropäische Sprachfamilie, doch weisen sie gleichwohl als Familienmitglieder nicht unbedingt, nicht immer grammatische Ähnlichkeiten oder Gleichheiten, sondern gelegentlich auch ausdifferenzierte, merkwürdige Unterschiede auf. Das gilt gerade für die indoeuropäischen sprachfamiliären Mitglieder, was gar das grammatische Subjekt angeht. Denn die Sprache ändert sich meistens völlig unbemerkt an der Grammatik. Die Veränderung und gleichsam Herauentwicklung des grammatischen Subjekts hat sich gar nicht einheitlich, ganz und gar nicht gleichgültig vollzogen innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie. Wieso denn? Das grammatische, urgrammatische Prinzip, das Subjekt *abhängig vom Prädikat* nicht erkennbar zu machen, wurde mit der Zeit nicht überall von den indoeuropäischen sprachfamiliären Ländern vollständig ersetzt durch die umgekehrterweise herausgebildete grammatische Regel, jenes, diesem *substanziell* unterliegend, unter jedem Umstande *bewusst* zu machen. In diesen Sprachen, nämlich im Deutschen ebenso wie im Englischen und Französischen herrscht gerade die erst später herauskristallisierte und zugleich ganz festgeschriebene Grammatik im Hinblick auf das Subjekt. Das ist eine weitere interessante grammatische Erscheinung. Aber wie steht es denn überhaupt mit der Subjektregel im Neugriechischen und Italienischen, wo in der Antike vorbildlich, selbst noch, *sprachsittlich* an der ursprünglichen indoeuropäischen sprachfamiliären Grammatik zur Angabe des Subjekts festgehalten wurde? Wie entwickelte es sich dort, von wo aus wertvolle Kulturgüter in alle Richtung nach Europa transportiert

wurden? Weder in Griechenland noch in Italien hat eine, gar eine wesentliche Entwicklung erstaunlicherweise oder ganz selbstverständlicherweise stattgefunden für das grammatische Subjekt. Das heißt, gleichwohl im Neugriechischen als auch im Italienischen wird es sprachstetlich einfach weiter weggelassen ganz genau so wie in der Antike. Der Platz für das Subjekt in einem Satz muss darin nicht immer besetzt, sondern in der Regel leer gestellt bzw. frei gehalten werden als „Sittlichkeit der Sprache“. In mancher grammatischen Hinsicht weist dieselbe Sprache zwischen Antike und Moderne selbst auf unüberbrückbare Veränderungen hin. Beispielsweise während das Altgriechische das Passiv als einen *modus verbi* kannte und gar liebte, so ist es dagegen im Neugriechischen fast entartet, also nur rudimentär vorhanden, allerdings nicht für die echte passivische, sondern meistens nur für die reflexive Konstruktion. Und im Italienischen gibt es gar keinen richtigen Kasus mehr, wohingegen die sechs selbstständigen Kasus im Lateinischen stufenweise eingerichtet waren. Die antiken Grammatiker sowie Philosophen müssen angesichts dieser schwer zu begreifenden Tatsache völlig sprachlos werden.

Aber im ganzen Gegenteil ist die Grammatik, will sagen, Urgrammatik zur Subjektangabe in den beiden Ländern durchweg und konsequent ganz streng eingehalten ohne wesentliche Änderung. Berücksichtigt, dass das Italienische ebenso wie die anderen romanischen Sprachen unter dem starken Einfluss des mündlichen, volkssprachlichen, ja vulgären Lateinischen, überhaupt nicht des gehobenen, schriftlichen, ja klassischen herausentwickelt ist, so müssen wir uns mal ganz ernst fragen, warum diese traditionelle Grammatik gleich wie eine Kultur im wahrsten Sinne dieses Worts weiter *gepflegt* werden musste und konnte. Und noch eine weitere Frage dazu! Warum aber musste es gerade in Deutschland, England und nicht zuletzt in Frankreich ganz anders verlaufen? Diese drei modernen europäischen Sprachen hat kein anderes als das Latein grundlegend und tiefgreifend beeinflusst gerade als Begleitschrift für das Christentum. Wir wissen recht gut, dass die damaligen europäischen Intellektuellen nur im Lateinischen ihre wissenschaftlichen Werke verfasst haben, weil es die Gelehrtensprache war. Das war auch der Fall für Descartes, welcher mit seinem ersten Satz „cogito ergo sum“ einerseits dem mittelalterlichen, christlichen Zeitalter ein Ende - noch völlig abgesehen davon, dass er trotz seines Zweifels philosophisch Gott gar nicht loswerden konnte - gesetzt und andererseits der Neuzeit, der philosophischen Neuzeit, wo das Subjekt als Substanz, bzw. das Ich als Sein im Kontrast zum Glauben an Gott weiter versucht und aufgetürmt werden konnte, den ersten sicheren Sporn gegeben hat.

Die direkte grammatische Antwort darauf steht von Anfang an ganz fest, warum die ursprüngliche Grammatik zur Regulierung des Subjekts im Neugriechischen und Italienischen insgleichen unverändert ohne Schwierigkeiten

weiter eingehalten werden konnte. Denn die Verbalendung gibt ja sofort zu verstehen, wer gerade das Subjekt ist, wobei sie in der indoeuropäischen Sprachfamilie von vornherein als Grundlage für das System der sogenannten „Flexion“ dient. Aber muss es denn nicht auch einen anderen Hintergrund dazu geben auf der Ebene der Wertlegung des „sittlichen Sprachlers“? Denn, obwohl diese überaus wichtige Verbalendung, welche entscheidend die indoeuropäische Sprachfamilie ausmacht, grammatisch gesehen, ganz gleich auch im Deutschen, Englischen und Französischen vorhanden ist, so musste eine ganz andere neuzeitliche Grammatik zum Subjekt dennoch in den drei Ländern etabliert werden im markanten Gegensatz zu den beiden südeuropäischen Sprachen. An dieser Stelle ist zu fragen, aus welchem Grunde und sogar aus welchem zwingenden Grunde diese uralte Sprachregel da gebrochen werden musste oder vielleicht konnte. Diese unterschiedlichen grammatischen Subjektangaben machen nämlich schon wesentlichen Unterschied voneinander im Zusammenhang mit dem Selbstbewusstsein.

Gerade in Italien entflammte die humanistische Bewegung, jene historische Renaissance hinauflodernd gegen den göttlichen Himmel mit der Formel zurück zur menschlichen Antike. Erst mit dieser Renaissance konnte im mittelalterlichen Europa der Exodus aus allen christlichen Werten gewagt werden, wo der Glaube Priorität vor dem Grund hatte und das Dasein auf der Erde als Brücke für die Erlösung im späteren sogenannten „jüngsten Gericht“ erhalten musste. Aber trotz dieser stürmischen Bewegung für die Menschlichkeit und gegen die Göttlichkeit insgleichen musste und konnte die sichere Grundlage und prächtige Blüte des modernen philosophischen Gedankens weder in Italien noch in Griechenland, sondern eben in Frankreich, Deutschland, England hauptsächlich zu Stande gebracht werden. Hätte es nicht eigentlich eher in den beiden mediterranen Ländern durchgeführt werden sollen und können? Wodurch wurde es denn eigentlich dort daran gehindert? In diesen beiden Ländern hat sich gar kein historisches Sprachereignis, das sich gerade in jenen drei ohne blutige Revolution vollzogen hat, womit sie endlich schrittweise die kulturelle sowie politische Führungsrolle von den beiden antiken Gastgeberländern zu übernehmen hatten, durchsetzen können, zumal die Sprachnutzer dort größeren Wert auf die alte grammatische Tradition, nämlich sich anständig auf das Subjekt für den Normalfall einzuschränken, gelegt hatten. Diese sprachliche, ja vielmehr sprachstimmliche Hemmschwelle konnte und durfte da deswegen beileibe nicht überschritten werden mit einem Sittenbruch. Obschon der Wert auf die Menschlichkeit mit der humanistischen Wiedergeburt in den beiden traditionsreichsten Ländern Europas längst geweckt wurde, so konnte dies trotzdem bedauerlicherweise oder glücklicherweise nicht zur modernen Ich-Bewegung, ja zum Individualismus weiterentwickelt werden eben wegen dieses

sprachsittlichen Hemmschuhs.

Also stellen wir uns mal vor, welchen negativen Eindruck wir den Griechen und Italienern hinterlassen müssen, wenn wir gewohnheitsmäßig ständig, uns mit ihnen in ihren Sprachen unterhaltend, das Subjekt Ich, mit ausdrücken! Wir werden gleich in den unvermeidlichen Verdacht geraten, dass wir egoistisch, egozentrisch sind. Aber das ist gültig natürlich für die Inländer untereinander. Wir müssen zunächst ganz klar zu Bewusstsein bringen, dass das Weglassen, bzw. Einschränken des Subjekts in einer solchen Sprache wie dem Altgriechischen und Lateinischen unbemerkt, doch ganz wachsam eine Rolle und sogar Kontrolle gegen die individualistische Überheblichkeit der Einzelperson gegenüber der Gemeinde ausübt. Von hier aus ist es leicht anzunehmen, dass diese Urgrammatik der Einschränkung des Subjekts in der indoeuropäischen Sprachfamilie nicht bloß aus jenem bekannten Grunde, dass die Verbalendung schon eindeutig die nötige Information darüber liefert, sondern zugleich auch oder vielleicht vielmehr aus diesem unbekanntem Grunde, dass sich die Sprachnutzer lieber als Mitglieder einer Gemeinde, bzw. einer Bevölkerung denn als Individuum wie in der Moderne identifizieren wollten und mithin die Möglichkeit zur unanständigen Äußerung des Ichs *in der Öffentlichkeit* zu schmälern hatten, weil es damals zunächst und zuletzt um das gemeinschaftliche Leben, ja um das Zusammenleben ging. Was bedeutet denn eigentlich diese Wortschöpfung „Idiot“ im Altgriechischen? Es bezeichnet ursprünglich als Herabwürdigung und gleichsam Beschimpfung denjenigen, welcher sich als Einzelperson anmaßend gegen die „*Polis*“ abzuheben versucht, mit dem Gedanken „vorerst die Gemeinde und dann erst Ich“, auch wenn das Wort „*idios*“ selbst insbesondere aus unserer modernen Sicht gar nicht negativ, sondern ganz umgekehrt völlig positiv im Sinne von Selbstständigkeit ist. Im Grunde genommen ist es überall, wo es Zivilisationen gab, so gewesen. Hinter bestimmten Grammatiken steht die hochgeschätzte Sittlichkeit des Sprachlers ganz direkterweise. Die von mir unterstellte Erklärung ist definitiv weder zu bestätigen noch zu dementieren, aber wird sich erst dann als noch viel glaubwürdiger erweisen, wenn ich später vergleichsweise das Problem vom Subjekt im Koreanischen ausführe.

Also was gar die eigentliche Grammatik zum Weglassen und gleichsam Einschränken des Subjekts in den beiden Ländern anbelangt, damit hören wir zunächst an dieser Stelle auf! Denn die Sprachler dort hatten, sei es freiwillig oder sei es gezwungenermaßen, diese hochkarätige „Sittlichkeit der Sprache“ in Bezug auf die Subjektregulierung als Tradition und zugleich als Kultur weiterzupflegen, so konnten sie deshalb keine wesentliche Veränderung daran durchführen, obwohl die kleine Möglichkeit dazu durch die Renaissance schon zum Greifen nah herangerückt war. Während die politische Revolution, mit Blut die alten unterdrückenden Systeme und Strukturen stürzend, erfolgreich erfolgen kann, so

fehlt es den Sprachnutzern dahingegen einfach an Mitteln zu irgendeiner sprachlichen Revolution. Paradox der Paradoxe! Mittel mit Mitteln überwinden zu müssen!

Nehmen wir nun das Problem vom grammatischen Subjekt in den drei Ländern Frankreich, England und Deutschland wieder auf. Hier nämlich konnte ein ganz besonderes Sprachereignis zu Stande kommen ungeachtet der eigentlichen Grammatik in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Seine jeweilige moderne Sprache formte sich bekanntermaßen unter dem vorbildlichen Einfluss des Lateinischen aus, welches ja mit der Bibel das christliche „Wort des Anfangs“ mitteilt und vielmehr verkündet, zumal das Christentum mit den hohen Wogen der Christianisierung als Wahrheit, als die absolute Wahrheit durch das fast ganze Europa hindurch einmarschieren konnte, und in dem doch an der Grundgrammatik zum Einschränken des Subjekts ganz festgehalten wurde. Dann müssen wir uns wirklich mal eine rätselhafte Frage stellen. Warum konnte oder sogar musste denn eigentlich im Französischen, Deutschen und Englischen auf sie verzichtet und zugleich eine neue Grammatik, um jeden Preis das Subjekt einzuschieben, als geschriebene und insgleichen ungeschriebene Sitte aufgestellt werden trotz des grundlegenden, tiefgreifenden Einflusses des Lateinischen auf sie? Insbesondere das Französische ist innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gerade in die romanische Sprache eingegliedert, die das Latein aus Rom als Vorbild genommen und sich danach grundsätzlich ein- und ausgerichtet hat. Hätte jene indoeuropäische sprachfamiliäre Urgrammatik zum Subjekt und Prädikat nicht auch in den drei Sprachen treu erhalten bleiben sollen, nein eher müssen? Wie kam denn eigentlich dieses *revolutionäre* Sprachereignis trotz der langen, sehr langen indoeuropäischen sprachfamiliären Tradition zu Stande? Und ferner, ungeachtet des verbalen höchsten Prinzips, nämlich der Verbalendung! Denn die drei Sprachen kennen sie ausnahmslos, selbst wenn sie im Englischen völlig zurückgebildet ist. Die *souveräne* multifunktionale Könnerschaft der Verbalendung deckt nämlich schon die Aufgabe zum Ausdruck des grammatischen Subjekts.

Zunächst angesichts und zuletzt ungeachtet dieser beiden urgrammatischen Sittlichkeiten *gegen das Subjekt und gleichsam für das Prädikat* hatten sich die drei Sprachen auf einen ganz anderen, ja ganz umgekehrten Weg stellen können und müssen, wo das Erstere nicht mehr weggelassen und eingeschränkt, sondern lieber und viel mehr ein für alle Male eingesetzt und hervorgehoben wird und sich ein völlig neues Machtverhältnis zwischen dem Ersteren und Letzteren dadurch herausbildet, weil jenes von nun an als Herr im grammatischen Vorfeld, selbst dieses hinzugerechnet, alle anderen Satzmitglieder von sich abhängig macht. Eben mit diesem grammatischen Grund, ja Vordergrund durfte und konnte man sich endlich hemmungslos den philosophischen Gedanken machen, zunächst ob und so

dann dass jedes Tun einem Täter zugehört, noch grammatischer ausgedrückt, jedes Prädikat zu einem einzigen Subjekt gehört und gehören muss. Das ist eben für Descartes und seine Nachfolger der Fall. Dagegen hatte sich eine derartige philosophische Meinung und gar Behauptung in jenem antiken grammatischen Umfeld zurückzuhalten, weil der Täter und gleichsam das Subjekt, praktisch betrachtet, sprachsittlich gesehen, immer nur dem Tun und zwar Prädikat unterlagen. Solch eine subjektorientierte und sogar subjektzentrale Einstellung hätte immer wieder am Ende an dieser grammatischen, ja sprachsittlichen kategorischen Forderung scheitern müssen. Kaum einer, vielleicht gar keiner konnte diese grammatische Hemmschwelle überschreiten, eben weil die Sprache beileibe keine Ausnahme, beileibe keine Immunität gegen sich selbst kennt und zugleich als Mutter, in diesem Falle lieber wie als Maschinerie ganz gleichgültig jedem Sprachler und seiner Sprachwidrigkeit, ja seiner Sprachsittenwidrigkeit Einhalt gebietet. In der Antike, genauer gesagt, in der antiken Grammatik scheint die Gefahr, bewusst und unbewusst in den schrecklichen, grammatischen Egoismus, der namentlich in unserer Moderne im überwucherten Selbstbewusstsein wie ein gefährlicher, doch scheinbar ganz prachtvoller Giftpilz aufblüht, hineinzulaufen, schon vorher abgewendet zu sein. Zugegeben, dass die Philosophen damals schon nach dem geistigen, substanziellen Prinzip zu suchen, gar zu greifen und endlich noch dieses zu begreifen versuchten.

Eben mit dem zunehmenden Selbstbewusstsein hätte das neue grammatische Prinzip in der Moderne, nämlich *unbedingt* das Subjekt in den Vordergrund jedes Satzes als Machtzentrum zu stellen und stellen zu wollen, einhergegangen sein müssen. Ansonsten können wir nirgendwo irgendeinen überzeugenden Hintergrund zu dieser augenfälligsten modernen Subjektgrammatik auffinden, weil die grammatische Bedingung, also das System der Verbalendung, wie schon erklärt, selbst im Französischen, Deutschen und Englischen - so rudimentär sie in dieser buchstäblich isolierten Insellandsprache auch vorhanden ist - weiter erhalten bleibt. Es ist nur daraufhin allein herauszulokalisieren, wie sich das Schwergewicht des aspektuellen, ja aspektuell-sittlichen Sprachlers verlagern konnte, auf Deutsch, worauf er seinen größeren, vielleicht in diesem Falle schon größten Wert in Bezug auf das Ich, das grammatische Ich gelegt hat. Die Sprachler in den drei Ländern konnten und zugleich wollten anscheinend nicht mehr mit jener uralten Grammatik zur Subjekteinschränkung vorlieb nehmen, zumal sie ihrer Wertlegung nicht etwa entspricht, sondern im Gegenteil völlig widerspricht, weil sie um jeden Preis die Einzelperson, ja das Individuum endlich, letztendlich aus der mittelalterlichen christlichen Gemeinde herausstreichen wollten. Bereits mit der Renaissance bewies sich am unzweideutigsten, dass der dogmatische dunkle Himmel, kurz das Christentum, die damaligen nicht mehr interessiert und sie sich längst sehnsüchtig für die entgegengesetzte Richtung, also die

menschliche Erde interessieren. Der neuzeitliche Gedanke zuerst vom Menschen und dann von ihm als Individuum übertüncht und übermalt nach und nach, durch und durch jenen mittelalterlichen Glauben an den blassen, blassesten Gott. Um mit einem richtigen Ton diesen gedanklichen Wert auf das Ich zum Ausdruck zu bringen und bringen zu können, eben dazu musste die alte und doch fast anachronistisch anmutende Urgrammatik auf jeden Fall überwunden werden, womit ihre Vorsprachler nur einen minimalen Raum zur Erscheinung des Subjekts, bzw. zum subjektivischen Ich zugelassen hatten.

Nehmen wir vornehmlich das Französische wieder in Augenschein! Es schließt freilich in sich ganz komplett die Verbalendung genau so wie das Deutsche, aber trotzdem hat es jene indoeuropäische sprachfamiliäre Urgrammatik gebrochen. Dagegen wird nicht nur im Italienischen, sondern zugleich auch im Spanischen daran nach wie vor sprachstetig ganz streng festgehalten, welche mit dem Französischen gemeinsam eine kleinere Zweigsprachfamilie innerhalb der indoeuropäischen Sprache, nämlich die romanische bilden. Wir wissen ja schon ganz genau, dass die drei romanischsprachigen Südländer, geographisch betrachtet, gar keine große Entfernung voneinander haben, ferner dass sie sich, wie bereits oben kurz erwähnt, allesamt unter dem starken Einfluss des Lateinischen herausentwickelt haben. Und doch wie konnte eigentlich die traditionelle Grammatik zur Regulierung des Subjekts ungeachtet dieser beiden Tatsachen nur in Frankreich allein aus der Sprache geschafft werden müssen? Das ist wirklich eine unbedingt zu fragende Frage überhaupt! Frankreich hat bekanntermaßen in der Moderne von vornherein als Zentrum der europäischen Kultur die Führungsrolle gespielt etwa so wie Griechenland und Italien in der Antike. Schon mit der brandneuen, bahnbrechenden Grammatik für den ständigen Einsatz des Subjekts unterscheidet sich es ganz wesentlich von den beiden romanischsprachigen Ländern. Dabei muss auch in Rücksicht genommen werden, wie schwer, wie schwerer sie sich im Französischen im Vergleich zum Deutschen oder Englischen gegen die alte durchzusetzen hatte, zumal sich seine Schwestersprachen in der direkten Nachbarländern gemeinsam wie verbündet für diese einsetzen. Dieses historische Sprachereignis ist aus diesem Hintergrunde mit Recht sogar mit der französischen Revolution zu vergleichen. Schon vor der politischen Revolution zur „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ musste nämlich das Ich als Einzelperson, noch moderner, als Individuum zu ihrer erfolgreichen Vollendung vorbereitet liegen. Eben das bei weitem stärkere Interesse am Ich, das außergewöhnlich *un-gemein* akzentuierte Selbstbewusstsein, dies war das Ausschlaggebende für diese revolutionäre, vorrevolutionäre Grammatik für das Subjekt und mithin gegen das Prädikat.

Warum ist denn überhaupt die Grammatik zur Regulierung des Subjekts insbesondere in der indoeuropäischen Sprachfamilie voller Bedeutung und gar

voller entscheidender Bedeutung? Zunächst, weil das Subjekt je nach Sprachfamilie in einer ganz unterschiedlichen Weise eingeschätzt und dementsprechend gerne eingesetzt oder ausgesetzt wird. Ferner da das besondere grammatische Verhältnis zwischen dem Subjekt und dem Prädikat innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie seit je her daraufhin einzigartig herausgebildet ist, dass die Verbalendung nicht nur je nach dem Tempus, dem Modus und der Diathese, sondern zugleich auch je nach dem Personalpronomen unterschiedlich konjugiert wird und dadurch ohne zusätzlichen Einsatz des Subjekts die vollständige Auskunft über die betreffende oder betroffene Handlungsperson liefert. Diese eigentümlichste Grammatik überhaupt ist nirgendwo zu finden außer in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Deshalb ist sie ganz buchstäblich *einzigartig*! Und schließlich noch weil, wie die Grammatik zum Subjekt und Prädikat insgleichen herausgrammatikalisiert festgeschrieben werden muss, so muss sich das Schwergewicht zwischen den beiden, ja lieber das Machtverhältnis zwischen denen demnach entschieden zeitigen und der Sprachler wird dadurch, sei es bewusst oder sei es unbewusst, enorm beeinflusst. In der Schulgrammatik aber wird es überhaupt nicht ernsthaft, sondern meistens wirklich kurz und schnell erledigt. Weil das Subjekt als Subjekt und das Prädikat als Prädikat auswendig gelernt, in seine jeweilige grammatische Stelle einfach eingeschoben werden kann. Nicht mehr, nicht weniger als dies in der Schule! Trotz oder vielmehr wegen dieser einfachen praktischen Anwendung der beiden grammatischen Kernteile wird ihre Bedeutung, ihre Sonderbedeutung, ihre gemeinsame Sonderbedeutung in der Grammatik und zugleich im Bewusstsein der Sprachnutzer bedauerlicherweise und paradoxerweise immer gern vergessen. Während das *Tun* in einer solchen Grammatik, in der das Subjekt normalerweise wegbleibt, im Vordergrund des Interesses des Sprachlers steht, so hebt sich der *Täter* dagegen von seinem jeglichen Tun ab in der umgekehrten, wo das Subjekt immer gerne gewollt auftritt.

Die Erklärung, dass die moderne Grammatik zur besonderen Hervorhebung des Subjekts erst aus dem intensiviert heranwachsenden Selbstbewusstsein im Französischen - im Grunde genommen, nicht nur im Französischen, sondern auch im Deutschen und Englischen - eingeleitet werden konnte, wird dann noch viel stärker untermauert, wenn noch eine weitere unheimlich wichtige, aber doch völlig verborgen liegende grammatische Tatsache, selbst wenn sie wegen ihrer Unauffälligkeit gar nicht, ganz und gar nicht als Problem zu betrachten ist, ausgegraben zur Sprache gebracht werden kann. Dabei handelt es sich eben um das französische Personalpronomen. Es weist uns nämlich exemplarisch einen ganz klaren Weg dazu, wie sich die Franzosen an der entscheidenden Stelle, so unzweideutig differenziert, so eindeutig ausdifferenziert von den anderen Völkern, die indoeuropäischen Kulturgüter haben aneignen können. Wir haben bereits oben gemeinsam erfahren, dass sie mit ihrer neuen Grammatik zur aktiven Markierung

des Subjekts weder zu den Deutschen noch zu den Engländern, sondern eben zu ihren schwestersprachigen Nachbarn, nämlich den Italienern und Spaniern einen wesentlichen Unterschied gemacht haben.

Aber mit dem besonderen Personalpronomensystem distanzieren sie sich diesmal nicht nur von den letzteren, sondern zugleich von den ersteren beiden Völkern. Wie denn? Im Französischen stehen die zwei unterschiedlich *geschriebenen* Formen deutlich anders als in der anderen europäischen Sprachen für die Personalangabe ganz *komplett* zur Verfügung, schulgrammatisch ausgedrückt, das unverbundene und das verbundene Personalpronomen. Was aber gar dieses verbundene und dieses unverbundene Personalpronomen anbelangt, so klingt es im Französischen noch gar nicht außergewöhnlich, weil es bekanntermaßen seit der Antike in den anderen indoeuropäischen Sprachen auch zu entdecken ist, allerdings im grammatischen Namen des unbetonten und des betonten. Außerdem ist nämlich das betonte Personalpronomen im Italienischen auch zu sehen, wo es zwar gar keinen recht eigentlichen Kasus mehr gibt, wo jedoch der kasuelle Unterschied im Zusammenhang mit dem Personalpronomensystem nach wie vor unübersehbar zu bemerken ist. Und doch wird eine wichtige, äußerst wichtige Leerstelle, genauer betrachtet, darin sichergestellt *gegen das Subjekt, gegen seine übermäßige Hervorhebung*. Es handelt sich dabei gerade um den Nominativ des unbetonten Personalpronomens, in dem es erst als Subjekt seine grammatische Funktion erfüllen kann. Selbst wenn alle die kasusbezogenen übrigen Stellen fürs unbetonte Personalpronomen im Italienischen markiert, ja geschrieben, vollständig besetzt sind, so ist die eine allerwichtigste ganz oben in der Kasustabelle doch noch ungeschrieben total frei. Es fehlt ihr nämlich an seiner Nominativform. Warum konnte und gar durfte diese entscheidende Stelle eben für das Subjekt darin zuletzt überhaupt nicht *hinzugeschrieben* werden zur besonderen Deakzentuierung des Ichs? Wie eigentlich? Denn das Italienische selbst ist der direkte Nachfolger des Lateinischen, noch völlig abgesehen davon, dass jenes, im Grunde genommen, aus dem spätmittelalterlichen vulgären herausgebildet ist. Das bedeutet, dass das Italienische in seiner modernen Weiterentwicklung unter dem noch viel stärkeren Einfluss und gelegentlich sogar Druck des Lateinischen stehen musste. Wir erinnern uns noch ganz genau daran, dass das Personalpronomen in diesem üblicherweise aus dem Grunde als Subjekt gar nicht eingesetzt, sondern streng eingeschränkt weggelassen wurde, weil dies so die sprachliche Sittlichkeit überhaupt war, aber dass es in den anderen Kasus auch, *grammatisch benötigt*, unbedingt ausgedrückt werden musste. Doch ohnehin gab es darin nur ein einziges Personalpronomensystem, das wirklich geschrieben und zugleich auch gesprochen wurde. Eben darauf ist die nackte grammatische Tatsache im Italienischen zurückzuführen, dass der Platz für den Nominativ seines unbetonten

Personalpronomens gar nicht besetzt, sondern einfach weiter freigehalten werden musste und muss. Was den Zusammenhang des italienischen Personalpronomensystems mit dem lateinischen anbelangt, so muss an dieser Stelle unverkennbar ganz klar erklärt werden, was denn überhaupt das italienische betonte und das unbetonte Personalpronomen ist, damit das unscheinbar, aber doch geheimnisvoll vergraben liegende französische Doppelpersonalpronomensystem kontrastreich ans Licht gebracht werden kann.

Beispielsweise das geschriebene „ego“ im Lateinischen spielt seine grammatische Rolle nicht anders als ein betontes Personalpronomen, eben weil sein Auslassen, bzw. Einschränken vermöge, mehr noch, dank der einzigartig dynamischen Verbalendung die Funktion des unbetonten Personalpronomens *anstandslos* ausspielt. Dieses *ungeschriebene* „ego“ im Lateinischen wurde im Italienischen *anständig* gerade mit dem unbetonten Personalpronomensystem und zwar mit der ganz ungeschriebenen freigehaltenen Stelle vollkommen aufgenommen zur weiteren Sprachsittlichkeit für die dramatisch akzentuierte Darstellung des Selbst und zugleich gegen das epidemisch ausufernde Selbstbewusstsein, wohingegen das hervorgehobene „ego“ darin mittels des betonten, ja geschriebenen Personalpronomens „io“ herauszugrammatikalisieren war. Obwohl das *un-gemein* große Interesse am Selbst als Individuum beim Italiener per Renaissance gewaltig ausgelöst wurde, so konnte sich diese brandneu geweckte individuelle Bewegung indessen in Italien aus diesem Zusammenhang leider überhaupt nicht vollenden, dass die lateinische uralte Sprachtradition, *tunlichst* das Ego in Schranken zu halten, von ihm als Nachkommen beileibe nicht gebrochen werden durfte und mithin konnte. Diese Hemmschwelle der traditionsreichsten Subjektregel im Lateinischen zu überschreiten, das bedeutet für ihn einfach einen Sittenbruch, selbst noch, einen unentschuldbaren Mord an der Großmutterssprache, zumal sie nicht nur darin allein, sondern eher innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie eigentlich eine grundlegende und zugleich allerwichtigste Grammatik *gemein-hin* ist. Aus diesem Hintergrunde hatte er sie ungeachtet des humanistischen Selbstinteresses anscheinend weiterzupflegen und gar weiterzuintensivieren. Wie so? Wir wissen ja schon durchaus gut, dass das *ungeschriebene*, bzw. unbetonte „ego“ im Lateinischen macht der signifikanten Verbalendung nur als *nominatives* Subjekt allein funktionstüchtig ist und seine schriftliche Variation für den schrägen Kasus demgemäß nicht zur Verfügung gestellt werden konnte. Dagegen hat der damalige Italiener nämlich für die Untermauerung des wertvollsten grammatischen Gemeinguts par excellence seine direkte sowie indirekte Objektform in Bezug auf das unbetonte Personalpronomen, nämlich „mi“ innovativ weiterentwickeln können, indem er seine betonte Dativform im Lateinischen, also „mihi“ ein wenig vereinfacht hat. Diese kleine sprachsittliche Innovation für das Zurücknehmen der unnötigen, *un-gemein*

unanständigen Selbstäußerung *in der Öffentlichkeit* war aus diesem Grunde durchaus erfolgreich zu Stande zu bringen, dass der Dativ und der Akkusativ – gar nicht zu reden vom Ablativ - im Zusammenhang mit dem betonten Personalpronomensystem zusammengeschmolzen waren. Das heißt, das lateinische betonte „me“ wurde zunächst mit der Indifferenzierung der beiden Kasus für das direkte wie das indirekte Objekt des betonten Personalpronomens „ios“ im Italienischen zur Verfügung gestellt und so dann konnte sein unnütz übrigbleibender Dativ „mihi“ zum Zweck der weiteren Intensivierung des unbetonten, doch indessen geschriebenen Personalpronomens für den schrägen Kasus zuguterletzt eingesetzt werden. Der damalige italienische Sprachler hat sich an einem äußerst bedeutungsvollen, besser noch, schicksalsschwangeren Scheideweg nicht gegen, sondern gerade für die subjektregulierende grammatische Urkonvention der indoeuropäischen Sprachfamilie entschieden. Aber damit war die Möglichkeit für ihn dazu definitiv dahin, seinem *via Renaissance* unausweichlich begegneten verführerischen Selbstbewusstsein einen krönenden Schliff *ausdrücklich* verleihen zu können. Deshalb hat jene humanistische Bewegung auch ungeachtet aller ruhmreichen Erfolge in Italien noch nicht mit der neuen Grammatik abgerundet werden können, was diesen Selbstausdruck überhaupt in der Öffentlichkeit anbetrifft. Die Tradition, genauer gesagt, die lange, sehr lange „Sittlichkeit der Sprache“ in einer Nation, von wo aus gerade eine Sprachfamilie, bzw. Zweigsprachfamilie hauptsächlich stammt, dient nämlich ab und zu vornehmlich für den Muttersprachler als Hemmschuh gegen das Galoppieren seines Bewusstseins.

Setzen wir nun den Gang zum französischen Personalpronomensystem akribisch fort, um eindeutig festzustellen, in welcher Art und Weise es einzigartig ist und zugleich das Selbstbewusstsein an die Spitze treibend zum Ausdruck bringt. Wie oben erklärt, so steht nicht nur das betonte, sondern auch das unbetonte Personalpronomen im Italienischen für die Täterangabe zur Verfügung. Dieses Doppelpersonalpronomensystem ist im Französischen und Spanischen insgleichen wieder zu entdecken. Aber wo liegt denn eigentlich der springende Punkt des französischen Personalpronomensystems? Im Französischen gibt es bekanntermaßen das verbundene und das unverbundene, anders gesagt, das betonte und das unbetonte Personalpronomen. Und doch führt uns die letztere grammatische Bezeichnung leider total irre. Denn wir bekommen damit sofort den Eindruck, dass das französische Personalangabesystem, im Grunde genommen, gar keinen wesentlichen Unterschied zum italienischen sowie spanischen macht. Wollen wir diesen täuschenden Eindruck beheben, so müssen wir unbedingt einen tieferen Blick unter die Oberfläche jener grammatischen Bezeichnung tun. Das verbundene und gleichsam unbetonte Personalpronomen „je“ im Französischen sollte, rein funktionell gesehen, eigentlich dem italienischen *ungeschriebenen* „io“

ganz exakt entsprechen, während das unverbundene und zwar betonte „moi“ darin dem italienischen betonten „io“ gleichkommen sollte. Aber zwischen den beiden scheinbar identischen Personalpronomensystemen innerhalb der romanischen Zweigsprachfamilie ist erstaunlicherweise gar kein Entsprechen, sondern eben nur ein Widersprechen demonstrativ zu konstatieren. Woher kommt denn überhaupt diese ungeahnte und sogar unfassbare Ungereimtheit zwischen den beiden? Um diese unerhört verfängliche Frage richtig zu behandeln, müssen wir uns noch einmal ganz klar machen, dass das lateinische *ungeschriebene* „ego“ eben dank der multifunktionalen Verbalendung im markanten Kontrast zum *geschriebenen* „ego“ eine besondere Rolle für das Zurücknehmen des unerwünschten Selbst sprachstimmlich spielt und gar ausspielt. Aber das französische „je“ und „moi“ sind, wie gerade unübersehbar *geschrieben*, allesamt schriftlich markiert und kommen ohnehin hervorgehoben zum Einsatz für die Täterangabe. Aber das Letztere war eigentlich durchaus keine Nominativform, sondern eigentlich die Akkusativform. Wie konnte das „moi“ trotzdem indessen als Nominativ die subjektivische Funktion wunderbarlich erfüllen? Der damalige französische Sprachler hat nämlich ganz anders als der italienische einen umgekehrten Weg eingeschlagen gegen das traditionelle Einschränken des Ichs und für seine weitaus intensivere Akzentuierung insgleichen. Angesichts des *un-gemein* zugenommenen Selbstbewusstseins konnte er sich nicht mehr mit der anachronistischen Subjektregel abfinden, welche die indoeuropäische Sprachfamilie *gemein-hin* wie eine soziale Zwangsjacke gegen die freiwillige, geschweige denn willkürliche Selbstäußerung jedem Sprachnutzer angezogen hat. Er hat nicht aus Gehorsam, sondern eher aus Trotz gegen die uralte Sprachstimmlichkeit jene Hemmschwelle endlich, letztendlich überschritten, wo sich der damalige italienische Sprachler einesteils leider, doch anderenteils glücklicherweise bezüglich seines letzten Schrittes zurückzunehmen hatte.

Der französische Sprachler hat völlig willkürlich, aber doch aus seinen lebensnotwendigsten Bedürfnissen das akkusativische „moi“ zum Nominativ für den Einsatz des Subjekts ganz buchstäblich hinaufgewürdigt, welches allerdings ursprünglich dem italienischen *unbetonten* „mi“, das aus dem lateinischen „mihi“ stammt, punktgenau entspricht, das jedoch indessen diesem nicht mehr funktionsgleich ist. Wie? Wo das „moi“ nicht bloß als akkusativisches Objekt, sondern zugleich auch als nominativisches Subjekt seine außergewöhnliche Doppelrolle spielen konnte, gerade da musste die bisher *ungeschrieben* freigehaltene Stelle für das unbetonte Personalpronomen vorerst vollkommen eingenommen werden und so dann konnte sie ganz umgekehrt als bisher zur *extravaganten Akzentuierung des Selbst* eingesetzt werden. Wie konnte der französische Sprachler nach dieser revolutionären Tatausführung das „moi“ als unbetontes Personalpronomen weiter in Anspruch nehmen? Das ist keineswegs

möglich gewesen. Denn das geschriebene und gesprochene „je“ steht ja bereits für die Selbsthervorhebung. Das „moi“ konnte und musste nur zur noch einen Schritt weiteren Betonung des „jes“ angewendet werden. Dies war bis dahin innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gar kein einziges Mal zu beobachten aufgrund der urtraditionellen Subjektregulierung mit der Verbalendung. Aber nachdem das französische „moi“ nicht mehr als *unbetontes* Subjekt, sondern eben als *starkbetontes* geläufig, mehr noch, weitläufig zum Einsatz gekommen war, konnte es weder mit dem *geschriebenen* „io“ im Italienischen, noch mit dem *ungeschriebenen* „io“ identifiziert werden, eben weil das Erstere vergleichsweise nur ein betontes Personalpronomen ist und das Letztere bekanntermaßen das unbetonte ist. Aus diesem besonderen Hintergrunde ist die grammatische Einordnung des französischen *geschriebenen* Doppelpersonalpronomensystems ins betonte und unbetonte nicht mehr haltbar. Inhaltlich und zugleich funktionell betrachtet, sollte es auf jeden Fall lieber mit den angemessenen beiden Attributiven, nämlich „schwachbetont“ und „starkbetont“ undefiniert werden.

Während sich der italienischer Sprachler angesichts des brisant anstehenden Problems vom Selbstausdruck für die lateinische *Subjektregulierung* entschieden und mithin das inkomplett liegende lateinische *ungeschriebene* und zwar unbetonte Personalpronomen verstärkend erweitert hat, so hat sich der französische im ganzen Gegenteil energisch engagiert dagegen eingesetzt und infolgedessen das *ungeschriebene* und *unbetonte* Personalpronomen erstaunlicherweise zum *geschriebenen* und *starkbetonten* modifiziert mit dem *ungemein* gemeinem Sittenbruch schlechthin. Ganz anders als jener hatte sich dieser verhältnismäßig befreit von dem lateinischen sprachsittlichen Grammatikzwang eigenwillig und gleichsam selbstgefällig bewegen können, weil dieser, im Grunde genommen, mit dem alten Römer bei Leibe gar keine direkte Verwandtschaft, sondern bei Seele nur eine bloße Nachbarschaft hatte. Aus diesem Grunde konnte der damalige französische Sprachler mit Recht für die ungleich intensiviertere Selbstäußerung in der Öffentlichkeit die uralte Sprachsittlichkeit beliebig umdrehen. Mit der *historischen* Funktionsübertragung des „moi“ vom *unbetonten* aufs *starkbetonte* Selbst hat er, innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie subjektregulierungsgeschichtlich gesehen, einerseits bahnbrechenderweise und doch andererseits bannschlagenderweise einen ganz neuen ungeheuerlichen Horizont eröffnet, wo er ja zunächst trotz und so dann ungeachtet der traditionsreichsten Bahn ihres Subjekteinschränkens den brandneuen Bann des verhängnisvoll übersteigerten Selbstausdrucks ausgelöst hat. Selbst wenn der Franzose, im Prinzip genommen, hartnäckig weiter behauptet, dass das „je“ gerade das unbetonte Personalpronomen ist, so können wir es indessen auf keinen Fall nachvollziehen. Wie kann ein Sprecher und Hörer in einer solchen Sprache wie dem Französischen, unter einer solchen grammatischen Bedingung wie der

französischen das Gefühl und sogar Bewusstsein vom Ich selbst loswerden? Das ist ganz und gar nicht möglich! Aber machen wir uns keine Sorge! Denn der Franzose müsste höchstwahrscheinlich gerne, immer gerne und ganz stolz zugeben, dass er selbstbewusst ist.

Indem er das starkbetonte Personalpronomen, ja das starkbetonte erste Personalpronomen Singular „moi“ endlich, letztendlich selbst im Nominativ ganz buchstäblich zur Sprache gebracht hat, konnte er sich dadurch erheblich einesteils eben von dem Italiener, der es ja ganz umgekehrt für die Untermauerung der *unbetonten* Subjektangabe in Anspruch genommen hat, und doch anderenteils eben von dem Deutschen und dem Engländer, welche ja zwar dasselbe grammatische Prinzip für das Subjekt in ihrer modernen Sprache eingeführt haben, aber es dennoch gar nicht zusätzlich schaffen wollten oder konnten, abheben. Was aus Gehorsam gegen die sprachliche Sittlichkeit von dem Italiener selbst nicht vollbracht werden konnte und musste, dem konnte der endgültige Punkt eben vom Franzosen gesetzt werden. Also ergibt sich daraus unwiderlegbar, dass die neue Grammatik gegen die alte, dem Subjekt seinen eigenen, eigenständigen, bzw. vom Prädikat unabhängigen Platz unbedingt zu sichern, gar nicht zufällig, sondern eben mit dem brandneu aufgewachsenen und gleichsam aufgetürmten Selbstbewusstsein des betreffenden Sprachlers zusammen herausgrammatikalisiert werden konnte und die späteren paradoxerweise von nun an, wenn sie gleich bewusst immer wieder das starke Selbstbewusstsein loszuwerden versuchen, dennoch dem kaum entlaufen können und dürfen, eben weil sie unter dem starken Einfluss der „Sittlichkeit der Sprache“, ja lieber ihrer Instrumentalität stehen.

Denken wir nun noch einmal über Descartes und seinen ersten Satz nach! Er war bekanntlich Franzose und hat seine Werke zunächst gerade in Latein verfasst ganz genau so wie die anderen damaligen Gelehrten. Das bedeutet, dass er im Zusammenhang mit dem grammatischen Subjekt und dem philosophischen Ich unter einem äußerst verwaschenen Umstände seine Philosophie zu philosophieren hatte. Denn seine Muttersprache war das Französische, welches mit seinem *komplett geschriebenen* Doppelpersonalpronomensystem das höchste Selbstbewusstsein innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie und sogar auf dieser Erde vertritt, und trotzdem musste er sich im Lateinischen, auch wenn er es von Kindesbeinen an fast wie eine Muttersprache gelernt hat, seinen philosophischen Gedanken machen, aufbauen und nicht zuletzt niederschreiben, welches trotz seiner eigentlichen vorbildlichen und einprägenden Rolle auf das Erstere als die sprachfamiliär übergeordnete Mutter im hochspannenden Kontrast zu jenem das Subjekt durch das Weglassen gerne einschränkt. Hätte Descartes, wie Nietzsche entschlossen behauptet, wirklich im Kreis der Sprache des Französischen und Lateinischen philosophieren müssen? Wenn er nicht mit dem Ersteren zusammen, sondern lediglich mit dem Letzteren allein hätte sprechen und

schreiben, denken und philosophieren müssen, wie könnte und dürfte er sich dann solch einen Gedanken machen, wie er mit seinem „cogito ergo sum“ die Grundlage des Ichs festzustellen versuchte? Hätte ihn seine umgangssprachliche Muttersprache, nämlich das Französische, drahtzieherisch zur philosophischen Welt des Ichs vorantreiben müssen? Falls er wirklich im Lateinischen allein über seinen ersten Satz hätte nachdenken können, so hätte er schon leicht, ganz leicht sein philosophisches Grundproblem beheben können, wie er das Ich mit dem Denken als seinem Wesen, um mit ihm zu reden, als seiner „unmittelbaren Gewissheit“ identifizieren kann, zumal er aus seiner eigenen philosophischen Parole „cogito ergo sum“ herausstreichen kann, dass das Ich bereits im Denken enthalten ist, da das Subjekt „ego“ in seinem Prädikat „cogito“ mit ausgedrückt wird. Aber er konnte sich, so scheint es, dieser besonderen grammatischen Erscheinung gar nicht bewusst werden.

Hat der französische Sprachler mit dem einzigartigen, will sagen, idiosynkratischen Personalpronomensystem nicht bloß aktiv, sondern vielmehr *hyperaktiv* das Ego unnötigerweise, mehr noch, verhängnisvoll hochgespielt? Für Descartes war das Ich eine philosophisch um jeden Preis zu verfechtende Grundlage überhaupt. Aber das inzwischen *krankhaft überwucherte* Selbstbewusstsein war für die französischen großen Philosophen gleich wie Derrida und Foucault im letzten Jahrhundert im ganzen Gegenteil eine tunlichst anzufechtende Epidemie schlechthin. Kein Wunder, sondern nur ein selbstverständliches Phänomen, dass sie ganz anders als Descartes jegliche Grundlage des Egos kategorisch zu Grunde zu richten versuchen mussten. Wie konnte das epidemisch ausufernde Selbstbewusstsein in einer solchen Sprache wie dem Französischen bei Zeiten eingedämmt werden? Denn das schwachbetonte und zugleich starkbetonte erste Personalpronomen Singular, nämlich das „je“ und „moi“ unterrichtet ja als *Gouvernante* den Franzosen als betroffenen Sprachler insgeheim, doch unmittelbar zum bei weitem stärksten Selbstbewusstsein. Aber erst aus diesem besonderen, besser noch, extravaganten grammatischen Hintergrunde versteht sich schon von selbst, warum Descartes als Vorgänger am Eingang der Modernität sehnsüchtig nach dem Ich zu lechzen hatte und ihm Derrida und Foucault als Nachfolger am Eingang der sogenannten „Postmodernität“ ganz umgekehrt den Garaus zu machen hatten.

An dieser Stelle kommen wir zum Schluss auf die besondere Bedeutung der indoeuropäischen sprachfamiliären Urgrammatik gegen das Subjekt und für das Prädikat zurück! Diese außergewöhnliche, vielleicht außergewöhnlichste Grammatik, so gewöhnlich sie wegen der grammatischen Gewohnheit gerade für die Indoeuropäer auch klingen mag, dass das Subjekt, weil die Verbalendung bereits eindeutig und gleich den Handlungsträger erkenntlich macht, einfach weggelassen wurde und das ausufernde Ichbewusstsein dadurch eingedämmt

werden konnte, ist, grammatisch gesehen, das souveräne, sogar superlativische Meisterstück par excellence, nein vielmehr ohne Gleichen, das freilich von den indoeuropäischen sprachfamiliären Sprachbildnern filigran und komplex insgleichen hervorgebracht worden ist, welches aber trotzdem bedauerlicherweise von deren späteren Familienmitgliedern gar nicht richtig eingeschätzt werden konnte.

Warum ist diese Grammatik, nämlich das Subjekt durch die Verbalendung mit auszudrücken, gar ausdrücken zu können und endlich sogar noch ausdrücken zu *müssen*, dermaßen signifikant und bedeutungsvoll, dass ich mit Fug und Recht gegen die Behauptung Humboldts, die Eigentümlichkeit und selbst die Priorität der indoeuropäischen Sprachfamilie vor den anderen liege eben am System der Flexion, bestimmter noch, der nominalen Deklination und zugleich verbalen Konjugation einwenden kann, dass sie gar keine Flexion mehr, sondern gerade *diese verbale Dynamik*, mit dem *Tätigkeitswort* allein, auf Deutsch, bereits mit dem Verb allein auf einmal das Tun sowie seinen Täter, *nicht voneinander getrennt*, sondern *miteinander ungleich am engsten verbunden*, darstellen zu *können*, deshalb am besten kennzeichnet, selbst noch, ausgesprochen und unausgesprochen auszeichnet, weil die damaligen Sprachbildner und Sprachnutzer insgleichen ganz gleich wie Philosophen im ursprünglichsten Sinne dieses Worts dadurch eine wahrste Wahrheit entdeckt und sie im Namen, im sprachsittlichen Namen der festgeschriebenen Grammatik haben zu Stande bringen können, nämlich dass der Täter im Tun, noch genauer gesagt, erst in der unendlich komplex sich abspielenden Handlungskette allein wahrzunehmen ist, ganz umgekehrt als die dogmatischen Metaphysiker, welche am festesten glaubten, ja dass das subjektivische Ich nicht bloß unabhängig von den prädikativischen Handlungen und Ereignissen ist, sondern eher sie unter jedem Umstände absichtlich und freiwillig bestimmen und ausführen kann, ganz genau so wie ein Täter seine jegliche Tat? Denn dieselbe einzigartige Grammatik ist nirgendwo sonst wiederzufinden. Ferner da *die verbale Dynamik* mit dieser einmaligen Sprachregel auf den Gipfel kommt, welche zugleich das dynamische Leben fördert, wobei sie als Hintergrund und gar Grund des Gedankens den Sprachler so anführt, dass er sich nicht mehr wie Narziss im Spiegel des Ichs reflektiert, sondern sich vielmehr für die aktiven, ja *interaktiven* Handlungen und *aspektreichen* Ereignisse interessiert und sprachfestgebunden daran teilnimmt.

Wir können als die direkt betroffenen indoeuropäischen sprachfamiliären Mitglieder erst recht nicht bei weitem genug ins gedankliche und gleichsam philosophische Umfeld hineinsehen, das von jener bodenständigsten Grammatik eingeleitet wurde und lieber unbewusst als bewusst das Bewusstsein des hiesigen Sprachlers, dies wie die chinesische Große Mauer umzingelnd, gegen den abscheulichen Egoismus und täterhaften Subjektivismus untermauert hat. Trotz

ihrer ungemein einschneidenden Bedeutung konnte sie selbst von Nietzsche, geschweige denn von der Schulgrammatik, gar nicht als problematisch wahrgenommen und weiter philosophisch ernsthaft thematisiert werden in Bezug auf das Ich und das Bewusstsein. Das grammatische System vom Personalpronomen einer Sprache, bzw. einer Sprachfamilie hängt unmittelbar und unzertrennlich damit zusammen, worauf das Gewicht, ja Übergewicht zwischen der Gemeinde und dem Individuum, grammatisch ausgedrückt, zwischen dem Wir und dem Ich vom betreffenden Sprachler gelegt wurde.

Bevor das Subjekt als Pflicht, als die neue sprach sittliche Pflicht im Vorfeld machtinhaberisch zuerst eingesetzt werden konnte und zuletzt musste, davor stand kaum ein grammatischer sowie philosophischer Platz für den Subjektivismus zur Verfügung für den Sprachnutzer, eben deshalb, weil es völlig, vollständig vom Prädikat abhängig war. Das Ich, sei es als grammatisches Subjekt, sei es als philosophisches Objekt, unterlag nämlich den aktiven und zwar *interaktiven* Handlungen. Es durfte darin keineswegs zugelassen werden, dass man es als Sprecher der Sprache für isoliert hält. Von den konkreten Situationen und Umständen! Nur in einem tiefen „*Kon-text*“ allein, wo sich gerade eine Handlung vollzieht oder sich ein Ereignis abspielt und simultan kraft der Sprache, besser noch, dank der Sprache in einen „*Text*“ übertragen wird, erst da entsteht das Gefühl und sogar Bewusstsein vom Ich als *Handlungsperson* beim Sprecher sowie Hörer, welcher sich daran mittelbar oder unmittelbar, aktiv oder passiv, aktiv oder interaktiv *beteiligt*, wobei er sich vermöge der dynamischen Sprache *mit-teilt*. Das „*handlungsgebundene* und zugleich *sprachgebundene* Ich“ und mithin das Ich in einer bestimmten Situation und Kondition, das sich grammatisch, sprachlich, ja sogar sprach sittlich zum Ausdruck bringt und bringen muss, da das Prädikat jeden Satzteil inklusive des Subjekts von sich abhängig sein lässt, waltete dabei über das bloße Ich, das sich ganz frei von jeden Bedingungen nur mit diesem einzigen aller Verben, mit diesem singulären alles Tuns, nämlich mit dem Denken allein bestimmen lässt und begründen will, da das substanzielle Subjekt souverän die ganze Macht der Grammatik überhaupt von jenem übernommen hat.

Aber wir sind beileibe kein „*homo absolutus*“, der zusammenhanglos, umstandlos und situationsfrei, *kontextfrei* ist, sondern ein „*homo textus*“, welcher sich zunächst sprachgebunden findet und so dann sprach sittlich etwas tut. Der Erstere ist keine, gar keine Freiheit, sondern nur eine bloße, blasse atomische Isolation von der lebensbedingten Realität. Wir sind *in der Tat* bedingt, konkreter noch, handlungsbedingt und sprachbedingt insgleichen. Erst mit der modernen Grammatik, die das Subjekt aus dem zusammengebundenen Prädikat in den Vordergrund gerückt hat und welche dadurch den klassischen Verbalaspekt zu Grunde gerichtet hat, wie das Subjekt für sich nicht nur sich selbst, sondern erstaunlicherweise zugleich auch das Tempus als seinen engsten Begleiter von

jenem befreit und verabsolutiert hat, nach dieser derartig subjektorientierten, ja vielmehr subjektzentralen grammatischen Gewohnheit konnte der Glaube, der bei weitem feste Glaube an das Ich als Substanz ganz weit vorangetrieben werden. An dieser Stelle müssen wir uns auch bewusst machen, welche gravierenden Rahmenbedingungen fürs philosophische Denken dieser grammatische Übergang vorbereitet hat. Unter jener alten subjektivistischen Bedingung war gar kein sichtbarer Kontrast zwischen den Hauptsatzmitgliedern zu bilden, weil das Subjekt in der Regel im Prädikat verborgen lag und, selbst wenn es ausdrucksvoll als Hervorhebung auftrat, trotzdem nicht unbedingt ins dominante Vorfeld gestellt werden musste. Nachdem es in und nach der modernen Sprachregel völlig *verselbstständigt* das grammatische Vorfeld eingenommen hatte und sein Platz auf jeden Fall, wenn es gleich inhaltlich total leer ist - man vergegenwärtige sich dazu im Deutschen den bloßen, ja lieber sinnlosen Platzhalter „es“ als seine Ergänzung und indessen ist die höchste Sittlichkeit bestimmter modernen indoeuropäischen Sprachen, dass man es immer besetzt hält, wohingegen es in der antiken Sprachen ganz frei gehalten werden sollte und musste -, ganz dicht besetzt werden musste, erst danach war die scheinbare und sichtbare Möglichkeit zur Entgegenstellung, sei es zwischen dem Subjekt und Objekt oder sei es zwischen dem Subjekt und Prädikat durchaus herauszuspielen.

Dass das Subjekt nicht lediglich unabhängig vom Prädikat mit ausgedrückt, sondern dabei ausgerechnet und gerade an die allererste Stelle geschoben werden muss, diese syntaktische Erscheinung suggeriert dem Sprachnutzer unmittelbar und doch schon bewusst, dass es alle übrigen Satzteile einleitend unterordnet, weil es in der Regel einfach am Satzanfang steht. Diese subjektbezogene Transformation von der synthetischen zur analytischen Ausdrucksform spielt bei ihm schon eine beachtliche Rolle für die Vorstellung des Subjekts und seines Stellenwerts unter den grammatischen Funktionären, des Weiteren seiner substantziellen Eigenschaft, welche seine Bezeichnung selbst bereits unabdingbar fordert. Die Auflösung seiner klassischen synthetischen Markierung und die Aufstellung seiner modernen analytischen am Satzanfang fördern immer weiter, immer mehr gar kein Tun, sondern eben den Täter, doch ganz akribisch betrachtet, nicht nur den Täter allein, sondern vielmehr und überraschenderweise *den Intensiv-Täter*. Aber wie denn eigentlich? Seiner hochspannenden Geschichte werden wir später sicherlich auf den Grund gehen.

2. Der öffentliche Anstand des Ichs

Aus unserem ersten Gang zur grammatischen Untersuchung ergibt sich, dass sich zunächst Nietzsches These, dass der Täter, dem das Tun zugehören muss, nach der grammatischen Gewohnheit weiter gesucht werden und das Subjekt als

Substanz dadurch vorangetrieben werden müsse, als tatsächlich beweist. Aber wie schon die Wandlungsgeschichte der Subjektangabe und seines Werts innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie unmissverständlich dargestellt hat, so steht klar fest, von welcher „grammatischen Herrschaft und Führung durch die gleiche grammatische Funktionen“ die Rede bei Nietzsche ist. Es handelt sich um die sprachliche, noch bestimmter, grammatische Regel und gar Regulierung des Subjekts im Zusammenhang mit dem philosophischen Ich.

Aber wie steht es denn überhaupt mit den anderen Sprachfamilien? Nietzsche hat bereits mit seiner direkten Bemerkung im ersten Zitat unseren nächsten Schritt vorbestimmend erleichtert, dass der Subjekt-Begriff im ural-altaischen Sprachbereich am schlechtesten entwickelt sei. Und doch wie sollte Nietzsches Angabe „am schlechtesten“ verstanden werden? Wenn wir den unmittelbaren Zusammenhang seiner Bemerkung berücksichtigen müssen, so sollten wir es gar nicht als schlecht im negativen Sinne, sondern lieber als gut im umgekehrten positiven interpretieren, weil er da instinktiv vermutet, dass der Subjektivismus, welcher einen gewissen Kreis in der indoeuropäischen Philosophie zieht, in der ural-altaischen Sprachfamilie aufgrund der grammatischen Bedingung unentwickelt ist. Nach seiner anregenden Wegweisung also werfen wir jetzt einen näheren Blick auf das Koreanische, weil es ja eine altaische Sprache, wo der grammatische Subjekt-Begriff im Vergleich zu dem der indoeuropäischen Sprachfamilie unterentwickelt, will sagen, *gehemmt* bleibt, ist und darüber hinaus eine ideale, aber doch völlig ungeahnte und verblüffende Tatsache in Bezug auf das Ich darstellt.

Im Koreanischen wird die grammatische Angabe zum Handlungsträger, kurz das Subjekt gar nicht notwendig, gar nicht unbedingt eingeschoben, sondern in der Regel *tunlichst* - sei es in der geschriebenen oder sei es in der gesprochenen Sprache - einfach weggelassen, und das koreanische Verb kennt beileibe keinerlei derartige Verbalendung wie die indoeuropäische sprachfamiliäre und macht dementsprechend gar keine direkte Auskunft darüber, wer denn gerade Handlungsperson ist. Wenn man aus diesem Grunde das betreffende oder betroffene Subjekt darin herausfinden muss und will, so muss man unbedingt auf den ganzen Zusammenhang zurückblicken. Trotzdem wird darin auf das Subjekt sehr gerne und sehr häufig verzichtet, selbst wenn es von dem dortigen Sprachler kaum als grammatisch besondere Erscheinung, geschweige denn als Problem wahrgenommen wird, ganz genau so wie es von den meisten betreffenden indoeuropäischen Muttersprachlern schwerlich aufzuspüren ist, dass es ganz umgekehrt in der Regel fast immer zum Ausdruck kommt.

Falls ein Europäer das Koreanische als Fremdsprache lernt, so kann er den sofortigen Eindruck gewinnen, dass das Subjekt darin regelhaft wie regellos angewendet wird, und sogar meinen, dass es hier dermaßen freiwillig eingesetzt

wird, dass er als Anfänger gar kein richtiges Sprachgefühl für die Subjektangabe bekommen kann. Aber was für eine merkwürdige Geschichte wird dann passieren, wenn ein Deutscher seinen deutschen Text ins Koreanische übersetzen will oder muss? Er muss im Original das Subjekt in jeden, milder gesagt, fast jeden Satz hinschreiben. Und welchen Eindruck hinterlässt er denn einem koreanischen Leser, wenn er alle Subjekte im Deutschen ohne Bedenken im Koreanischen auch überall wiedergibt? Wenn er insbesondere das erste Personalpronomen wiederholt übersetzt hat, so hat er sich ihm schon bekannt gemacht, als „ich bin selbstbewusst und sehr selbstbewusst“, obwohl die gewohnheitsmäßig übertragenen Ichs eigentlich mit seinem Selbstbewusstsein überhaupt nichts zu tun haben. Aus diesem Hintergrunde sollte er als guter Übersetzer an den richtigen Stellen im Koreanischen die Subjekte, sei es das Personalpronomen, sei es das Unpersonalpronomen, weglassen. Aber trotzdem kann dieser Deutsche sich und den Koreaner mit Recht fragen: Warum ist es eigentlich so im Koreanischen? Warum ist es so unterschiedlich zwischen dem Deutschen und dem Koreanischen, dass ich dabei unerwünscht den personalpronomenbezogene Wirrwarr ganz dicht im Kopf haben muss?

Aber ist das wirklich nur eine bloße zufällige grammatische Erscheinung, dass das Subjekt im Letzteren regelrecht ausgelassen wird? Oder kommt es überhaupt vielleicht aus einer bestimmten Willensäußerung des koreanischen Sprachlers? In den antiken Sprachen und sogar manchen gewissen modernen innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie wird es auch in der Regel weggelassen, weil es sich, im Grunde genommen, um die Handlung und ihre Richtung, kurz gesagt, um den Verbalaspekt handelt. Aber diese Subjektweglassung wirkt in der Tat so, gleichsam als ob das Subjekt nicht lediglich ausgelassen, sondern vielmehr *eingeschränkt* würde. Denn diese grammatische Regulierung des Subjekts ist erst dann voller Bedeutung, wenn sie im direkten Vergleich mit dem Subjekteinsatz für die besondere Akzentuierung des Handlungsträgers kontrastreich ihre Gegenrolle spielen kann. Vielleicht ist das auch der Fall im Koreanischen? Ja, zweifelsfrei sicher! Aber wie oben schon erwähnt, gibt es im Letzteren durchaus keine Verbalendung, womit allein die betreffende oder gelegentlich betroffene Handlungsperson eindeutig mitzuteilen ist. Berücksichtigt, dass der koreanische Sprachler trotz dieser fehlenden Verbalendung im Sinne der indoeuropäischen Sprachfamilie - es wäre, rein grammatisch überlegt, aus diesem Grunde noch viel sinnvoller, dass das Subjekt im Koreanischen immer eingesetzt wird und sogar eingesetzt werden muss - dieses nicht bedeutungsvoll in den Vordergrund, sondern belanglos einfach in den Hintergrund gestellt hat, so können wir zumindest mit Recht sagen, dass es in der koreanischen Sprache nicht weggelassen, sondern eher von Anfang an streng eingeschränkt wurde. Diese strenge Einschränkung des Subjekts im Koreanischen ist namentlich im externen Vergleich zu derjenigen in

der indoeuropäischen Sprachfamilie noch viel stärker. Aber es endet damit noch nicht. Das heißt, wir haben darin noch weiter die verborgen liegende und dem hiesigen Sprachler unbewusst bleibende *Sondergrammatik* herauszulokalisieren im Zusammenhang mit dem Ich, bzw. dem Selbstbewusstsein.

Es ist eigentlich der gemeinsame sprachliche Grundzug der ural-altäischen Sprachfamilie überhaupt, dass das Subjekt gang und gäbe wegbleibt. Insofern ist die gerade oben eingeführte grammatische Tatsache im Koreanischen erst recht nicht besonders oder bodenständig. Aber was gar die Markierung des Subjekts anbelangt, so ist das Koreanische nicht ohne Grund, sondern vielmehr mit gutem Grunde ausgewählt für den Vergleich mit der indoeuropäischen Sprachfamilie. An dieser Stelle gilt es nämlich, das eigentümliche und einzigartige System des koreanischen Personalpronomens in Augenschein zu nehmen, weil sich darin nicht nur unmittelbar, sondern zugleich wahnsinnig lebhaft widerspiegelt, welchen sittlichen Wert der dortige Sprachbildner auf das Ich gelegt hat. Innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie lässt sich das Personalpronomen als das grammatische Subjekt entweder ins unbetonte und betonte wie im Latein und Italienischen oder ins schwachbetonte und starkbetonte wie im Französischen oder ins ohne besondere Bedeutung regelmäßig und gleichsam gewohnheitsmäßig eingesetzte wie im Deutschen und Englischen einteilen. Aber dagegen weist das koreanische Personalpronomen eine völlig neue Dimension auf, welche in den anderen Sprachen oder Sprachfamilien außer dem Japanischen ganz und gar nicht zu entdecken ist, mehr noch, die das Koreanische als Einzelsprache kennzeichnet und sogar auszeichnet und nicht zuletzt, wo gerade die Sittlichkeit dieser fernostasiatischen Sprache am tiefsten eingepägt ist. Darin gibt es, im Prinzip genommen, zwei ganz unterschiedliche Personalpronomen. Als Beispiel nehmen wir nun die beiden ersten koreanischen Personalpronomen Singular, nämlich „Na(나)“ und „Jeo(저)“, weil sie uns gleich den direkten Zugang zu seiner äußerst hochentwickelten Sittlichkeit aufmachen.

Das „Na“ ist verhältnismäßig das einfache erste, während das „Jeo“ für die Höflichkeitsrede zur Verfügung steht. Wenn wir zunächst daran zurückdenken müssen, dass sie sich in der indoeuropäischen Sprachfamilie, konkreter noch, im Deutschen relativ einfach nur mit dem Sie vollzieht, welches meinen Gesprächspartner selbst hinaufwürdigt, so müssen wir uns bereits zu Bewusstsein bringen, dass das koreanische erste Personalpronomen „Jeo“ im ganzen Gegenteil nicht mein Gegenüber hinaufwürdigt, sondern nicht schmeichelhaft, nicht kniend, sondern höflich und respektvoll gerade das Ich selbst herabsetzt. Dies ist ein schwerwiegender, nein vielmehr ein bei weitem schwerwiegender Unterschied zwischen dem koreanischen und dem indoeuropäischen sprachfamiliären Personalpronomen. Vorerst, denn das Letztere kennt beileibe keine sich höflich herabsetzende Personalbenennung. Wir wissen ja selbst, dass dieser verbale

Ausdruck „sich herabsetzen“ im Deutschen - das ist nicht besonders anders für die anderen indoeuropäischen Mitgliedersprachen - überhaupt nicht positiv, sondern, wenn es gleich nur selten zum Ausdruck kommt, so dennoch meistens negativ und sogar ironisch angewendet wird. Ein Koreaner oder Japaner kann oder muss sogar mit Recht den Deutschen fragen, warum denn eigentlich „sich herabsetzen“ etwas Schlechtes sein muss, weil seine Muttersprache, sei es Koreanisch oder sei es Japanisch, es ganz umgekehrt als positiv und darüber hinaus als manierlich überhaupt versteht.

Wie sich das französische erste Personalpronomen „je“ und „moi“ nicht schematisch ins Deutsche übersetzen lassen, genau so wenig lassen sich das koreanische erste „Na“ und „Jeo“ weder ins Deutsche noch ins Französische übertragen. Aber aus den völlig unterschiedlichen Gründen! Die beiden besonderen Personalpronomensysteme basieren nämlich eben auf den entgegengesetzten Polen, wo das Ich mal sehr selbstbewusst hervorgehoben wird, und mal sehr höflich heruntergezogen wird. Diese grammatisch außergewöhnliche Kontrastbildung ist von entscheidender Bedeutung dafür, wie der eine Sprachler und der andere das Ich als Einzelperson gefunden haben und mit welchen sprachlichen Mitteln sie es gleich zur Sprache gebracht haben. Während der französische Sprachbildner das Selbstbewusstsein mit seinem augenfälligen Personalpronomen an die Spitze getrieben hat, so hat es der koreanische dahingegen mit seinem eigenwilligen ganz buchstäblich zu Fall gebracht. Aber es darf nicht so grobsinnig interpretiert werden, dass der Koreaner kein Gefühl und gar kein Bewusstsein vom Ich hat. Das Gegenteil ist gerade der Fall, weil er das Selbstgefühl, ja Selbstbewusstsein auf einer völlig anderen Bedeutungsebene verwirklicht und immer wieder zu verwirklichen versucht. Es muss bei ihm sittlich und sprachsittlich insgleichen gekleidet werden. Aber es muss dabei immer im direkten und engeren Verhältnis mit seinem Gesprächspartner höflich umgekleidet werden.

Diese unmittelbare „Sittlichkeit der Sprache im Koreanischen“ dient als Hemmschuh dagegen, dass der koreanische Sprachler *in der Öffentlichkeit* sein eigenes Ego freiwillig oder beliebig erhebt und erheben will. Dem muss auf jeden Fall Einhalt geboten werden, damit das überhebliche Ich das gemeinsame Wir nicht bedrohen kann. Und doch wofür steht eigentlich das andere koreanische erste Personalpronomen „Na“? Gerade da, wo man sich seinem Gesprächspartner gegenüber gleich wie seinen guten oder bösen Freunden gegenüber nicht mehr höflich herabsetzen muss, mehr noch, wo man allein über sich selbst nachdenken will und kann, so kann das „Na“ endlich hemmungslos eingesetzt werden, auch wenn dieser hemmungslose Einsatz des „Nas“ für die Ohren der Europäer ganz hemmungsvoll klingen muss. Mit der höflichen Selbstherabsetzung mittels des „Jeos“ hebt sich das Koreanische ganz wesentlich nicht nur vom Chinesischen,

sondern zugleich auch von allen anderen Sprachen auf dieser Erde ab. Dabei kann nur das Japanische allein ausnahmsweise mit seiner bei weitem sittlichsten Nachbarsprache direkt verglichen werden, eben weil es dieselbe „Sittlichkeit der Sprache“ herausgrammatikalisiert hat. Die japanischen ersten Personalpronomen „Watasi(わたし)“ und „Watakusi(わたくし)“ entsprechen ganz exakt den koreanischen „Na“ und „Jeo“. Mit der „Sittlichkeit der Sprache“ des Koreanischen wird ein Koreaner von Kindesbeinen an im wahrsten Sinne dieses Worts erzogen. Er ist ungleich sittlicher geprägt mit seiner Muttersprache, welche ihn ja sehr intensiv die grammatikalisierte Sitte weiterzuüben ganz streng lehrt. Manche Europäer sagen schon nicht selten aus Selbsterfahrung, dass die Fernostasiaten, nämlich die Koreaner und Japaner in der Regel sehr höflich und gar zu höflich sind! Dahinter steht ihre jeweilige Sprache als unsichtbarer und unscheinbarer Hintergrund.

Es ist wirklich gar keine einfache Aufgabe für einen Deutschmuttersprachler, als Fremdsprachler die insgesamt drei variationsreichen koreanischen ersten Personalpronomen, richtig voneinander unterscheidend, zutreffend anzuwenden. Aber warum denn überhaupt die drei ersten Personalpronomen? Gibt es im Koreanischen noch eins außer dem „Na“ und „Jeo“? Wir haben schon wieder glücklich vergessen, dass das Subjekt darin üblicherweise als Einschränkung ausgelassen wird. Mit gutem Grunde wird dies die grundlegende und zugleich höchste Sittlichkeit des Koreanischen. Eben aus dem Gedanken des koreanischen Sprachlers, dass das Ich, insbesondere das ungesittet, will sagen, unkultiviert überhebliche Ich für das gemeinsame Wohl um jeden Preis in seine Schranken verwiesen werden muss, stammt diese besondere Subjektweglassung. Warum ist das besonders? Das war nämlich in bestimmten indoeuropäischen Sprachen auch zu sehen. Wir haben wiederum glücklich vergessen, dass das koreanische Verb beileibe keine Verbalendung, mit der allein die indoeuropäischen sprachfamiliären Mitglieder ohne das zusätzliche Subjekt über den Handlungsträger Angabe machen können, kennt. Ungeachtet dessen, dass gar keine ergänzende Grammatik für die Markierung des Subjekts im Koreanischen zur Verfügung gestellt wurde, konnte es mit Recht diesen Weg gegen seine übermäßige Erscheinung einschlagen, zumal sich die betroffenen Sprachler uno sono darüber einig waren und weiter einig sein wollten, dass das gegen die Gemeinde bedrohlich heranmarschierende Ich schon mit der „Sittlichkeit der Sprache“ von Kindesbeinen an prophylaktisch abgewendet werden muss. Ihr Wunsch, ja lieber ihr starker Wille, sittlich, sprachsittlich angemessen das vermessene Ich zu moderieren, findet seine Niederschläge in dem einmaligen Personalpronomensystem. Dass die Gegenüberstellung von „Na“ und „Jeo“ grammatisch ganz festgeschrieben worden ist, eben dadurch konnte die Sprachregel gegen das Subjekt, gegen die überhebliche Erhebung des Ichs und zugleich für das gemeinsame Wir noch ein weiteres Mal untermauert werden und

eine personalpronomenbezogene Doppeldeckung gegen es, grammatisch gesehen, vollständig vorbereitet werden, weil das „ungeschriebene Ich“, auf Deutsch, das Ich, welches nach dem Grundprinzip aus dem mitteilenden Satz ausgeschlossen wird und von daher unsichtbar sowie unhörbar wegbleiben muss, mit dem festgeschriebenen „Jeo“ zur Höflichkeitsrede einerseits einen markanten Kontrast bildet, wobei das Erstere verhältnismäßig im passivischen Sinne ausgesetzt und das Letztere dagegen im aktivischen Sinne, mehr noch, im *interaktiven* Sinne gerne eingesetzt werden muss, aber doch andererseits, im letzten Grunde genommen, durchaus beide gemeinsam das ausufernde Ich abwehren.

Die einen Grammatiken sind gar nicht mehr zu erklären, geschweige denn definitiv ad acta zu legen und doch sind die anderen noch, immer noch konsequenterweise nachzuvollziehen. Dies ist eben der Fall für das ganze hochkomplexe System vom Personalpronomen im Koreanischen. Aus dieser grammatischen Untersuchung stellt sich ganz anschaulich heraus, wie gründlich das Personalpronomensystem, vor allen das erste Personalpronomen Singular nach der unterschiedlichen Wertlegung auf das Ich und gleichsam Selbstbewusstsein insbesondere im Gegenüber mit der Gemeinde des betroffenen Sprachlers in einer Sprache eingerichtet werden musste und zugleich konnte und in welcher Art und Weise die Sprachregel, ja lieber Sprachregulierung entweder gegen oder für das Subjekt erst mit den verschiedenen Graden vom Selbstbewusstsein grammatisch niedergeschrieben werden konnte und musste. Wie kann denn eigentlich der Egoismus, oder sogar der Subjektivismus in und vielmehr *trotz* dieser besonderen Grammatik gleich wie im Koreanischen, wo die sprachlich weitaus festesten Doppelblockaden gegen das Ego und Subjekt insgleichen eingerichtet, will sagen, ausgerüstet sind, durchkommen?

Wie Nietzsche mit seiner instinktiven Anmerkung vermutet, so gibt es eigentlich kaum Platz dafür im Koreanischen. Rein sprachlich betrachtet, scheint die Möglichkeit für irgendeinen Egoismus von Grund auf ausgeschlossen zu sein. Man mache sich mal ein Bild davon, in welchen heißen Verdacht ein Koreaner schon dann hineingeraten muss, wenn er trotz, nein *ungeachtet* der grammatisch ungleich strengsten Einschränkung des Ichs und zugleich der sich gegenüber dem Gesprächspartner höflich, respektvoll herabsetzenden Sittlichkeit seiner Muttersprache das erste Personalpronomen, nicht das „Jeo“, sondern ausgerechnet und gerade das „Na“ gewohnheitsmäßig und sogar fast immer, sei es absichtlich oder sei es versehentlich, mit ausdrückt. Er wird von seiner unmittelbaren Umgebung sofort als ein eingefleischter Egoist abgestempelt und am schlimmsten sogar stigmatisiert. Das ist eine völlig andere Frage, ob er in der Tat so furchtbar egoistisch ist, dass er sich dieses schreckliche Attribut verdient hat. Wenn er sich *in der Öffentlichkeit* melden muss, so sollte er sich lieber bescheiden mit dem „Jeo“ als überheblich mit dem „Na“ mitteilen, es sei denn, dass er sich entspannt

mit seinen vertrauten Freunden unterhält.

Der Raum für das Ich ist im Koreanischen *am wenigsten* zugelassen. Deshalb konnte sich weder der negative Egoismus noch der positive Individualismus, was das Ich auch immer angeht, darin herausentwickeln. Der Letztere konnte in der koreanischen Halbinsel erst im 20. Jahrhundert inmitten der Modernisierung unter dem starken Einfluss des westlichen Lebensstils endlich mal zum Vorschein kommen. Aber trotzdem konnte er sich gar nicht einfach durchsetzen gegen den einheimischen Wirismus, weil die Sprache jeden Tag, jede Nacht, mehr noch, in jedem Augenblick ganz direkt und unheimlich rigoros dazu den Sprachnutzer, mit der vorbildlichen Einhaltung ihrer Sittlichkeit das unnötig und gar nötig in den Vordergrund gestellte Ich zurückzunehmen, auffordert. Aus diesem sprachlichen Grunde wird ein Koreaner oder ein Japaner erheblich erleichtert, was dieses Selbstbewusstsein und zwar den Selbstaufdruck und Selbstunterdruck anbetrifft, wenn er sich in irgendeinem indoeuropäischen sprachfamiliären Mitglied, ganz gleich, ob im Englischen oder im Französischen oder im Deutschen, ausdrückt, weil die drei europäischen Sprachen trotz der Besonderheit der Mittleren mit ihrem markanten Unterschied zwischen „je“ und „moi“ im Großen und Ganzen beileibe kein höfliches Personalpronomen im Sinne vom Koreanischen kennen und beileibe keine eiserne Doppelmauer gegen das Subjekt errichtet haben.

Aber was gar die Grammatik zur Subjektangabe, das Personalpronomensystem und das damit enger verbundene Selbstbewusstsein im Koreanischen anbelangt, so müssen wir dazu noch einen letzten Schritt tun. Diesmal kommt es auf das Verhältnis zwischen dem Ich und Wir an. Damit berühren wir die dritte sprachliche Dimension darin im Zusammenhang mit der Regulierung des Subjekts und zwar des Ichs. Wie können die Europäer die nächste Frage beantworten, was denn eigentlich das Gegenteil vom Ich ist? Viele und gar die meisten von ihnen müssten wohl ohne Schwierigkeit und ohne besondere Überlegung mit dem Du antworten, weil ihre Kultur überhaupt vom modernen Individualismus ganz tief geprägt ist. Aber kann das Du allein wirklich das einzige Gegenstück zum Ich sein?

Es steht aus dieser intersprachlichen Untersuchung ganz fest, dass die Grammatik für das Weglassen und zugleich Einschränken, sei es in manchen bestimmten indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedern, vornehmlich in ihren antiken Sprachen, sei es im Koreanischen, aus dem Grunde, ja lieber aus dem starken Willen des jeweiligen Sprachlers zu Stande gebracht worden ist, dass das überhebliche Ich als Einzelperson auf jeden Fall für das gemeinsame Zusammenleben unterbunden werden muss. Aus diesem Zusammenhang kann man mit Recht ganz anders jene Frage beantworten nämlich mit dem Wir. Das Gegenteil zum Ich kann je nach dem Aspekt sowohl das Du als auch das Wir sein. Und dabei muss ganz klar auch erwähnt werden, dass die Kontrastbildung zwischen dem Ich und dem Wir in unserer menschlichen Geschichte bei weitem

ursprünglicher und wesentlicher als die zwischen dem Ich und dem Du ist. Denn, wo es auch immer Zivilisationen gab, da handelte und gar drehte es sich zunächst und zuletzt um die Gemeinde und ihr Florieren. Dass der Individualismus, welcher erst in der Moderne mit dem *un-gemein* zugenommenen Selbstbewusstsein von dem Ich, von dem souveränen Ich vorangetrieben werden konnte, die neuere Werterscheinung ist, das darf nicht vergessen werden. Also schauen wir uns mal genau an, in welcher Art und Weise das Wir im Koreanischen das Ich unter seine Kontrolle bringt.

Die meisten Koreaner müssten wohl auf jene Frage im Vergleich zu den mehr oder weniger individualisierten Europäern mit dem Wir antworten, es sei denn, dass die einigen bewusst oder unbewusst unter dem westlichen Einfluss schon ganz stark individualisiert wären, oder dass es um die engere Beziehung beispielsweise zwischen den Verliebten ginge. Wieso eigentlich? Zunächst völlig von anderen einflussreichen Faktoren abgesehen, ist die koreanische Kultur nicht von dem individuellen Leben, noch weniger, Ausleben, sondern gerade von der gemeinsamen Symbiose durch und durch geprägt. Insofern ist das gar nicht besonders charakteristisch für die koreanische Landschaft allein, weil es, wie gesagt, allgemeingültig für die menschlichen Zivilisationen gewesen ist. Aber Korea macht doch einen wesentlichen Unterschied zu den anderen Ländern mit seiner Sprache, nämlich dem Koreanischen. Das „Uri(우리)“ im Koreanischen bedeutet das Wir im Deutschen als das erste Personalpronomen Plural. Was wirklich dieses erste Personalpronomen Plural im Ersteren angeht, so gibt es dazu auch zwei unterschiedliche Versionen, nämlich das „Uri“ und das „Jeohui(저희)“ ganz genau so wie das „Na“ und das „Jeo“ im ersten Singular. Aber trotzdem ist gar keine starke Entgegenstellung zwischen den ersteren beiden herauszulokalisieren ganz anders als die zwischen den letzteren beiden. Das „Uri“ und das „Jeohui“ bedeutet nämlich ohnehin das Wir, obwohl das letztere gleich wie das „Jeo“ für die Höflichkeitsrede zur Verfügung gestellt ist.

Während das erste Personalpronomen Singular „Na“ im wesentlichen Unterschied zum höflichen „Jeo“ für die Vorbeugung des überheblichen Ichs sehr streng eingeschränkt angewendet werden muss, so kann demgegenüber das unhöfliche, will sagen, ganz normale erste Personalpronomen Plural „Uri“, geschweige denn das „Jeohui“ gar nicht, nein ganz und gar nicht begrenzt, sondern im ganzen Gegenteil uneingeschränkt und sogar empfohlen gerne, sehr gerne verwendet werden. Wie und wieso kann denn eigentlich nicht das höfliche „Jeohui“, sondern eher das normale „Uri“ erwünscht gerne eingesetzt werden? Ist das für das Koreanische, welches die allerhöchste Sprachsittlichkeit ja ausmacht, nicht sprachwidrig, genauer gesagt, sprachsittenwidrig? Warum muss das höfliche „Jeohui“ dabei als Vertreter für das erste Personalpronomen Plural überhaupt nicht angewendet werden? Eben darum, weil dieses mit dem ersten Personalpronomen

Singular, insbesondere dem „Na“ einen inhaltlich ganz starken Kontrast bildet und die geringfügige Entgegensetzung zwischen dem „Uri“ und „Jeohui“ dadurch beinahe spurlos aufgehoben wird. Das macht, das „Uri“ als Vertreter für das Wir ist das eigentliche Gegenteil zum „Na“ als Vertreter für das Ich im Koreanischen. Wir wissen ja schon, dass der sicherste Riegel darin dem ersten Personalpronomen Singular „Na“ einerseits durch das Weglassen und zugleich Einschränken des Subjekts im passivischen Sinne und andererseits durch seine höfliche Form „Jeo“ im aktivischen Sinne, besser noch, im *interaktivischen* Sinne vorgeschoben ist, damit der dortige Sprachler anmaßend sein Ego nicht für sich allein erheben kann. Dazu kommt die dritte Hemmschwelle gegen das Ich. Das „Na“ sollte und gelegentlich sogar muss sich nicht in seinem direkten Namen, sondern im Namen des „Uris“, ja einer Gemeinde mitteilen. Das ist eben „die Sittlichkeit der Sprache des Koreanischen“.

Wenn sich ein Deutscher in der Öffentlichkeit nicht mit Ich, sondern lieber mit Wir wiederholt meldet, dann macht er damit schon eine kleine falsche Figur, weil seine Angesprochenen darin gar keine annehmbare oder notwendige Gelegenheit für das gemeinsame Wir sehen und denken, dass er zu schnell mit dem Wir alle Anwesenden pauschalisiert hat, es sei denn, dass er gerade ein Politiker wäre. Ganz anders sieht es dagegen bei dem koreanischen Sprachler aus. Wenn dieser in der Öffentlichkeit einen Vortrag hält und sich dabei mit dem Personalpronomen ausdrücken muss, so muss er sich gelegentlich mit dem ersten höflichen Personalpronomen Singular „Jeo“ und gelegentlich mit dem ersten normalen Personalpronomen Plural „Uri“ mitteilen. Wenn er sich ungeachtet der gemeinsamen Sprachsittlichkeit seiner Muttersprache durchweg ausgerechnet mit dem ersten normalen Personalpronomen Singular „Na“ wie demonstrierend angibt, so teilt er sich bereits derartig mit, dass ihn seine Zuhörer sofort beurteilen können, entweder dass er ein schrecklich egoistischer Einzelgänger, welcher gar keine Grundsätze, die sie als festgeschriebene Grammatik etabliert hat, kennt, geschweige denn anerkennt, ist, oder dass er ein selbstüberzeugter, selbstbewusster Individualist, welcher in diesem Sprachraum, in dem das Sich-Höflich-Herabsetzen ja lieber denn das Sich-Überheblich-Erheben als Tugend gilt, nicht unbedingt als positiv erachtet wird, ist.

Weder der Egoismus noch der Individualismus, sondern gerade der Wirismus, so seltsam, so fremd dieser Ausdruck für die meisten europäischen Leser auch klingen mag und sogar muss, steht im Vordergrund des Interesses des koreanischen Sprachlers. Warum klingt denn überhaupt der Wir-ismus zunächst so unbekannt, so wildfremd? Und vornehmlich im Gegensatz zum Egoismus oder Individualismus? Im Großen und Ganzen gesehen, ist der Erstere in der europäischen Kultur für das Ich im negativen Sinne, aber dagegen steht der Letztere für das im positiven Sinne. Sie unterscheidet ganz deutlich die beiden voneinander, weil sie grundsätzlich

gerade an dem Ich orientiert ist. Aber mit welchen Begriffen kann man im Deutschen die Gegensätze zum Egoismus und Individualismus ausdrücken? Was gar die gemeinsame Herangehensweise anbetrifft, so können wir zuerst ohne Schwierigkeiten den Kollektivismus oder Kommunismus aufnehmen. Manche Allergiker bekommen hier bereits Kopfschmerzen, weil sich die beiden Begriffe unmittelbar auf die politische Ideologie beziehen. Aus diesem politischen Hintergrunde konnten sie durchaus nicht als positiv verstanden werden unter den Europäern, namentlich Westeuropäern, für welche die Demokratie als die entgegengesetzte politische Einstellung ganz fest steht, obwohl die schreckliche ideologische Auseinandersetzung zwischen dem Westen und dem Osten im 20. Jahrhundert schon längst dahin war.

Wir wissen recht gut, dass wir einesteils individualistisch, aber doch anderenteils gemeinsam, bzw. gemeinschaftlich handeln sollen oder schon müssen, zumal wir *in und mit der Sprache allein*, welche das verkörperte Gemeingut schlechthin ist, ein „*homo politicus*“ sind. In der Tat gibt es auch eine Schatten- und eine Lichtseite, was die Zusammenarbeit und das Zusammenleben anbelangt, ganz genau so wie im Hinblick auf die Einzelarbeit und das Einzelleben. Für die negative Seite der gemeinschaftlichen Einstellung stehen schon entweder Kollektivismus oder Kommunismus, entweder kollektiv oder kommunistisch zur Verfügung. Aber es fehlt in dieser Sprache, nämlich im Deutschen an einem Begriff für die positive Lichtseite der gemeinschaftlichen Lebensweise. Wie können wir diesen sprachlichen, begrifflichen Mangel ausgleichen? Mit welchem neuen Begriff? Aus Not und aus meinem eigenen Interesse habe ich selbst einen vollkommen neuen Begriff, nämlich den Wirismus ganz buchstäblich zur Sprache gebracht. Wie diese Bezeichnung Individualismus eigentlich den ostasiatischen Ländern völlig fremd und sprachlich nicht vorhanden war, so ganz umgekehrt war der Wirismus den europäischen Ländern nicht eigentümlich und sprachlich mangelhaft. Diese neue Wortschöpfung Wirismus ist, rein sprachlich betrachtet, gar nicht problematisch. Wir wissen nämlich, wie der Egoismus als Begriff zu Stande gebracht werden konnte. Aber worin liegt denn das Problem? Eben darin, dass der hiesige Sprachler in der Moderne gar keinen besonderen sittlichen Wert auf die Gemeinschaft gelegt hat. An dieser Stelle kommen wir auf die außergewöhnliche Grammatik für die Regulierung des Ichs im Koreanischen zurück.

Um das übermäßige Ich in Schranken zu halten, eben dazu hat diese fernostasiatische Sprache die drei grammatischen Maßnahmen ergriffen. Zunächst mittels des Weglassens des Ichs als Einschränkung und dann vermöge des ersten höflichen Personalpronomens „Jeos“ und schließlich noch dank des ersten normalen Personalpronomens Plurals „Uris“! Der erste Kontrast zwischen dem ungeschriebenen und geschriebenen Ich, der zweite zwischen dem geschriebenen

„Na“ und „Jeo“, der letzte zwischen dem „Na“ und „Uri“ gegen das Subjekt, bzw. Ich und zugleich für die Gemeinschaft, bzw. Wir! Von hier aus ist ganz leicht zu verstehen, wie fein, wie komplex, wie engagiert sich eine Sprachgemeinde für die Sittlichkeit und „die Sittlichkeit der Sprache“ einzusetzen hatte. Wie konnte sich ein Koreaner trotz und ungeachtet dieses dreifachen Betonblocks seiner Muttersprache gegen das Ich in der traditionellen Gesellschaft hemmungslos ostentativ von der Gemeinschaft abheben? Wenn es einer da wirklich geschafft hätte, müssen wir ihm heutzutage großen Respekt zollen, weil er mit dem weitaus trotzigsten Willen die scheinbar unmöglichen Hürden und Hindernisse hätte überschreiten müssen. Erst seit dem 20. Jahrhundert, wo die Modernisierung in Korea drastisch vorangetrieben werden musste und konnte, kann sich der koreanische Sprachler Gedanken vom Individualismus machen. Was wirklich so eine systematische Grammatik zur Moderierung des Ichs im Koreanischen angeht, so kann man dazu einen Scherz treiben. Vielleicht gab es ganz früher in jener fernostasiatischen Halbinsel unzählige dergestalt starke Egoisten, dass die damaligen Herrscher selbst mit der Sprache denen entgegenwirken mussten.

Wie klar die alten Zivilisationen auf die Gemeinschaft das Schwergewicht gegen das Ich gelegt haben, wie gering dieses dagegen eingeschätzt werden musste, dazu müssen wir nun nicht mehr das Koreanische, sondern das Altchinesische unter die Lupe nehmen, weil es eine völlig überraschende Geschichte im Zusammenhang mit der ersten Person in sich schließt. Es handelt sich nämlich dabei um das altchinesische Personalpronomensystem. Wir haben gerade oben gemeinsam erfahren, wie das koreanische Wir, „Uri“ mit dem Ich, „Na“ einen ungewöhnlichen Kontrast bildet und das Letztere dadurch im Zaum gehalten werden muss. Dieses grammatische, genauer gesagt, personalpronomenbezogene vis a vis zwischen dem Wir und Ich kennt die indoeuropäische Sprachfamilie beileibe nicht. Das kennt auch weder das Altchinesische noch das Neuchinesische. Aber wie konnte das Erstere dann sprachlich, sprachsittlich das Ich einschränken? Vielleicht mittels des Weglassens des Subjekts? In der Tat wurde es im Altchinesischen regellos, doch regelhaft ausgelassen. Aber dieselbe grammatische Erscheinung haben wir schon genug behandelt sowohl im Koreanischen als auch in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Aus diesem Grunde ist keine Rede davon mehr.

Was ist denn eigentlich im Altchinesischen einmalig und gar einzigartig in Bezug auf das Personalpronomen? Das kennt bei sich gar keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem ersten Personalpronomen Singular und Plural, nämlich zwischen dem Ich und dem Wir. Das heißt, mit ein und demselben Personalpronomen haben die alten Chinesen ebenso das Ich wie das Wir ausgedrückt. Das altchinesische erste Personalpronomen „Wo(我)“ indifferenziert das Ich und das Wir und deshalb gib es auch keine eindeutige grammatische

Grenze zwischen der ersten Person Singular und Plural. Wie kann man unter dieser grammatischen Bedingung feststellen, ob das Ich oder das Wir gerade als Handlungsträger eingesetzt wird? Das einzige Hilfsmittel dazu heißt der Zusammenhang. Und in der Tat stellt sich das handelnde Ich oder Wir meistens aus dem Kontext allein problemlos heraus. Ob das „Wo“ eigentlich für die Angabe über das Ich oder das Wir zur Verfügung gestellt wurde, das ist unter keinem Umstände definitiv zu erklären.

Aber der springende Punkt in dieser äußerst außergewöhnlichen altchinesischen Indifferenzierung des Ichs vom Wir liegt nicht in der direkten Antwort auf die gerade gestellte Frage, sondern eher darin, aus welchem Grunde und Hintergrunde der altchinesische Sprachler mit einem einzigen ersten Personalpronomen allein das Ich und das Wir insgleichen zum Ausdruck bringen zuerst wollte und so dann konnte. Eben das interessiert mich und ich interessiere mich von daher nur dafür. Dieser Grund und Hintergrund zeigt sich erst dann unmissverständlich sichtbar auf, wenn wir uns zumindest über die Wertlegung des altchinesischen Sprachlers zwischen dem Wir und dem Ich zuverlässige Information abzuholen in der Lage sind. Falls diese bei weitem merkwürdigste Sprachregel gerade in einer modernen europäischen Sprache vorhanden wäre, dann wäre das wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass das verstärkte Ich mit dem *e-norm* intensivierten Selbstbewusstsein des betroffenen Sprachlers das abgeschwächte Wir hätte verdrängen müssen und können. Aber es handelt sich doch in Wirklichkeit um China in der Antike. Konnte sich das Ich in der altchinesischen sprachlichen Landschaft gegen das Wir behaupten und schließlich durchsetzen? Das wäre, nein das ist durchaus unmöglich gewesen! Selbst in Griechenland und Rom waltete das gemeinschaftliche Zusammenleben in der Antike über das *idiotische* Einzelleben im wahrsten Sinne dieses Attributs.

Erst in der Moderne konnte sich der europäische Individualismus endlich prachtvoll weiterentwickeln, welcher bis dahin unterdrückt wurde. Wir sollten uns zunächst anschaulich machen, welchen großen grammatischen Unterschied es zwischen dem Altchinesischen und dem Altgriechischen als einem Vertreter der indoeuropäischen Sprachfamilie gibt. Wenn einer das Erstere lernen muss, dann kann er sich schon als Anfänger über die minimalistischen Grundzüge seiner Grammatik wundern. Dazu gibt es insgesamt gar nicht viel, was grammatisch auswendig gelernt werden muss. Es klingt insofern kinderleicht, noch völlig abgesehen davon, dass man mühsam, langsam und wiederholt die vielen komplizierten und unkomplizierten altchinesischen Zeichen souverän zu meistern hat. Selbst wenn er wirklich diese kleine Menge an altchinesischer Grammatik ganz gut beherrscht, so kann es dennoch in der Tat nicht unbedingt sehr hilfreich sein. Denn er muss ausführlich und intensiv einen altchinesischen Text nach dem anderen lernen und dabei akribisch überprüfen, *in welchem Kontext* eine

Grammatik ganz prinzipiell oder abweichenderweise angewendet wird. Und erst durch viele weitere Lesearbeit allein kann er nach und nach das instinktiv unfehlbare Sprachgefühl für das Altchinesische entwickeln. Die bloßen altchinesischen Grammatikkenntnisse bedeuten noch gar nicht viel, sondern vielmehr handelt es sich darum, wie viele altchinesische Texte man sorgfältig gelesen und sich dadurch mit ihren praktischen Anwendungen vertraut gemacht hat. Aus diesem Grunde spielen der Text und gleichsam Kontext eine ungemein wichtige Rolle für das Altchinesische und sein Erlernen. Das ist auch der Fall für das einzigartige altchinesische erste Personalpronomen „Wo“.

Aber wie steht es denn überhaupt mit der altgriechischen Grammatik? Ein anderer, welcher schon mit dem Altgriechischen Erfahrung gemacht hat, weiß recht wohl, wie komplex und darüber hinaus wie kompliziert die ganze Grammatik darin zur Verfügung steht, und dass er deshalb nicht schnell und einmalig, sondern schrittweise und wiederholt seine altgriechischen Grammatikkenntnisse zu intensivieren und gelegentlich weiter aufzufrischen hat. Aber wenn er endlich die festen Grammatikkenntnisse in die Hände bekommt, dann hat er ungeachtet seiner Wortkenntnisse nicht mehr viele Probleme mit dem Verständnis der altgriechischen Texte, weil sie fast immer nach dem grammatisch fest geregelten Prinzip verfasst worden sind. Beispielsweise und vergleichsweise insgleichen wird das altgriechische erste Personalpronomen „Ego“ immer nur im Sinne von Ich verwendet. Das macht schon einen unübersehbaren Unterschied zu dem altchinesischen „Wo“.

Was aber gar das altchinesische Personalpronomensystem angeht, kann ich anbei nicht mehr umhin, hinzu zu fügen, dass es im Altchinesischen gar kein einziges erstes Personalpronomen „Wo“ allein, sondern eigentlich zugleich mehrere gab. Aber schon in der klassischen Zeit, wo die bekannten altchinesischen Denker wie Konfuzius, Mengzi, Laozi, Zhuangzi etc. tätig waren, kristallisierte sich das erste Personalpronomen „Wo(我)“ und „Wu(吾)“ aus den verschiedenen konkurrierenden heraus. Kein Wunder, dass einige erste Personalpronomen in der vorklassischen Zeit zur Verfügung gestellt werden konnten und mussten! Das alte chinesische Territorium war riesig und demgemäß entwickelten sich viele dominante Dialekte. Dieses Ausmaß ist natürlich nicht direkt mit dem des Altgriechischen zu vergleichen. Dass das „Wo“ in der vorklassischen Zeit hauptsächlich für das erste Personalpronomen Plural angewendet wurde und ferner dass dies in der klassischen nicht bloß für das Wir, sondern zugleich auch für das Ich eingesetzt werden konnte und sogar musste, diese beiden altchinesischen grammatischen Geschichten geben uns bereits darauf einen direkten und klaren Hinweis, aus welchem Grunde das Wir und das Ich im Altchinesischen miteinander verschmolzen war, selbst aus welchem Hintergrunde das Ich in Anlehnung an das Wir sprachlich auszudrücken war. Also können wir daraus ganz

leicht herausfinden, dass das „Wo“ aus dem starken Willen des altchinesischen Sprachlers sowohl für das Ich als auch für das Wir zur Verfügung gestellt werden konnte und musste, dass das Erstere für das gemeinsame, gemeinschaftliche Wohl zu dem Letzteren gehört, *gehören* und sogar *ge-hören* muss. Ohne diesen Gedanken konnte es in keiner Weise grammatisch vergesetzlicht werden.

Es muss noch weiteres ans Licht gebracht werden, was das altchinesische Personalpronomensystem anbelangt und ganz tief vergraben liegt. Seit der klassischen Zeit wird nicht nur das direkte Personalpronomen „Wo“ allein für das Ich angewendet. Daneben stand das indirekte - verhältnismäßig ausgedrückt - höfliche Personalpronomen, mit dem man sich anständig herablassend ausdrücken konnte und gelegentlich auch musste. In der Tat, das heißt, im konkreten alltäglichen Leben und Gespräch wurde das höfliche Personalpronomen überhaupt lieber als das „Wo“ verwendet, weil man erst damit das engere und vertrautere Verhältnis mit seinem Gegenüber zur Sprache bringen konnte. Nehmen wir nun beispielsweise die zwei höflichen Personalpronomen „Guaren(寡人)“ und „Chen(臣)“ auf, welche ohnehin als Ersatz für das „Wo“ dienten. Der „Guaren“ steht gerade für den Kaiser allein zur Verfügung ganz genau so wie der „Chen“ eben nur für seine Untertanen. Es handelt sich hierbei nicht bloß um das Ich, sondern gerade um das Ich *in einer bestimmten sozialen Rolle*. Wenn ein Gespräch zwischen dem Ersteren und den Letzteren stattgefunden hat, so war es gang und gäbe, dass sich der Erstere anstatt mit dem „Wo“ mit dem „Guaren“, welcher ja eigentlich bedeutet, dass ich ein Mensch von mangelhafter Tugend bin, mit dem sich der Erstere seinen Untertanen gegenüber höflich herablassen kann, bezeichnet, während sich die Letzteren ihrem Herrscher gegenüber mit dem „Chen“, welcher ja, ursprünglich bildlich betrachtet, denjenigen, welcher kniend liegt, bedeutet, mit dem sie sich anständig herabwürdigen können, melden. Nicht nur Machtlose, sondern ebenfalls Machtinhaber inklusive dem Kaiser wurden ganz streng zur Höflichkeitsrede aufgefordert, wobei sie anmaßend das Ich, nämlich „Wo“ nicht in den Mund nehmen durften.

Diese *interaktivische*, ja *gegenseitige* Praktizierung der Höflichkeitsrede, bzw. Höflichkeitsanrede allein vervollständigt die gemeinschaftliche Beziehung, die erfolgreiche sowie harmonische gemeinschaftliche Beziehung, so glaubten die Altchinesen. Selbst der Kaiser durfte *in der Öffentlichkeit* nicht beliebig, nicht tyrannisch sein Ich erheben. Aber trotzdem konnte er immerhin abwechslungsreich sein Ego mitteilen mit der verschiedenen Selbsthöflichkeitsanrede, nämlich mit dem „Guaren“ und „Gu(孤)“, welches ursprünglich einen Einsamen wie Waisen bedeutet, oder mit dem „Bugu(不穀)“, der eigentlich denjenigen, welcher nicht wie Korn - man stelle sich doch mal vor, wie ungemein wichtig es gerade in einer alten agrarkulturellen Zivilisation war - wertvoll aufgefüllt ist, und im übertragenen Sinne einen Wertlosen bedeutet. Wenn wir die ursprünglichen

Bedeutungen der drei unterschiedlichen kaiserlichen Selbsthöflichkeitsanreden in Augenschein nehmen, so können wir uns oder die Altchinesen fragen: Aber warum waren ausgerechnet solche selbstherablassende Anredeformen nicht für die Untertanen, sondern eben für den Herrscher unbedingt notwendig? Diese ebenso außergewöhnliche wie merkwürdige „Sittlichkeit der Sprache“ des Altchinesischen teilt uns unmittelbar mit, dass die Einzelperson, sei sie Kaiser, Untertan oder Sklave, in der alten traditionellen Gemeinschaft nur von marginaler Bedeutung ist, weil sie selbst im Zentrum des Interesses steht. Insbesondere unter dem starken Einfluss des Konfuzianismus hätte sich diese altchinesische Sprachsittlichkeit immer mehr verstärken müssen.

Und nicht zuletzt das Neuchinesische bestätigt noch einmal, dass sein Sprachnutzer nicht auf das Ich, sondern auf das Wir das Schwergewicht gelegt hat. Während das altchinesische erste Personalpronomen „Wo“ im Neuchinesischen nur für die Angabe über die erste Person Singular, nämlich Ich eingeschränkt angewendet wird, so stehen die zwei unterschiedlichen Ausdrücke dagegen für die Äußerung über das Wir zur Verfügung. Es kommt dabei auf das „Women(我们)“ und „Zanmen(咱们)“ an. Die beiden unterscheiden sich wesentlich voneinander dadurch, dass das Erstere das Wir exklusive des Angesprochenen bezeichnet, wohingegen das Letztere das noch viel engere Wir inklusive des Gesprächspartners ausdrückt. Genau so wie im Koreanischen, konnten sich weder der Egoismus noch der Individualismus im Chinesischen *in der Öffentlichkeit* hören lassen. Wie konnte man sich trotz und ungeachtet dieser bei weitem strengeren Sprachsittlichkeit im gemeinschaftlichen Verhältnis zu den Anderen hartnäckig und gar überheblich behaupten? Die Wurzel des Ichismus scheint im Koreanischen und namentlich Altchinesischen schon abgeschlagen zu sein. In solcher gemeinschaftlich ganz stark orientierten Kultur wie in den fernostasiatischen Ländern kann das Ich kaum einmal der echte Gegensatz zum Wir sein. Vielmehr muss gerade das Ich sein Gegenteil sein, weil sich alles um die Gemeinschaft dreht. In der Tat gab es im Altchinesischen gar keine klare Grenze zwischen Du und Ihr, genau so wenig wie zwischen dem Ich und dem Wir.

Aber wie steht es denn überhaupt mit dem indoeuropäischen sprachfamiliären Personalpronomensystem? Sprachlich, intersprachlich gesehen, fehlt es ihm am grammatischen Sporn für das Wir und den Wirismus und am grammatischen Hemmschuh gegen das Ich und den Ichismus. Obwohl sich die ursprüngliche indoeuropäische Sprachfamilie auch mit der grammatischen Regulierung des Subjekts durch sein Weglassen gegen den bedrohlich heranwachsenden Egoismus gewehrt hat, hat es trotzdem allein leider nicht gereicht, um ihn weiter in Schach zu halten, zumal sich die neue Grammatik in der Moderne, sei es im Französischen oder sei es im Deutschen und Englischen eben mit dem *un-gemein* starken Selbstbewusstsein für den intensiven und ständigen Einsatz des Subjekts hat

durchsetzen können, wobei allerdings gar keine besondere Grammatik oder Sprachregel für das Wir und seine Förderung vorbereitet war. Diese moderne grammatische Erscheinung aber versteht sich von selbst. Wie konnte und sollte das Ich und das Wir gemeinsam gefördert werden? Denn die beiden bilden ja, inhaltlich betrachtet, einen wesentlichen Kontrast.

Weder die altchinesische Sprachsittlichkeit, welche durch die Indifferenzierung des Ichs vom Wir das Erstere ins Letztere einordnet und gar unterordnet, noch die koreanische Sprachsittlichkeit, die in der Regel das Erstere gar nicht zum Vorschein kommen lässt, aber welche doch, wenn es wirklich mitgeteilt werden muss, das höfliche Ich, nämlich „Jeo“ zum Ausdruck kommen lässt und nicht zuletzt, gleich wie sie das Erstere im Namen des Letzteren zu äußern ganz stark fordert, ist in einer Sprache der indoeuropäischen Sprachfamilie, ganz gleichviel, ob in einer antiken oder in einer modernen, beileibe nicht wiederzufinden. Dieses grammatische Fehlen selbst ist innerhalb von ihr ganz und gar nicht problematisch, sondern, will sagen, natürlich, aber dennoch ergibt sich aus unserer intersprachlichen Untersuchung ganz eindeutig, dass der Raum für das Ich, sei es Egoismus oder sei es Individualismus, bei den indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedern verhältnismäßig noch viel größer als in den fernostasiatischen Ländern ist und dass ganz umgekehrt der Platz für das Wir, sei es Kollektivismus oder sei es Wirismus, vergleichsweise in den Letzteren wesentlich größer als in den Ersteren ist.

In der alten Zivilisation haben zwei Faktoren zur Herausbildung und zugleich Verstärkung einer Gemeinschaft erheblich beigetragen, nämlich die Sprache und die Religion. Sie sind es, es sind sie, welche einer Bevölkerung ihre wahrhafte Identität verliehen haben, ferner die sie gegen die anderen haben abgrenzen lassen, und endlich noch welche ihr eine grüne Zukunft versprechen konnten. Sie haben anscheinend nicht besonders viel miteinander zu tun. Aber dieser täuschende Eindruck hebt sich gleich auf, wenn wir uns daran zurückerinnern müssen. Zunächst woher kommt eigentlich diese Bezeichnung Religion, welche europaweit ihre sprachliche Gültigkeit hat? Und was bedeutet sie denn überhaupt? Sie kommt sicherlich aus dem Lateinischen „*religio*“, welches ganz buchstäblich „noch einmal ganz vorsichtig lesen“ bedeutet. Wenn wir sinngemäß ihr Objekt ergänzen sollten, so können wir dafür schon das Zeichen und gleichsam Anzeichen, ganz gleich, ob es sich um irgendeine Naturerscheinung oder um irgendeinen religiösen Text handelt, einsetzen. Also hat es bei der Religion sehr viel mit der Lesekunst auf sich. Aber nicht nur in etymologischer Hinsicht!

Wir wissen ja durchaus gut, dass die Sprache im Namen der Heiligen Schrift, seien es Hieroglyphen, sei es Devanagari, in der Hand des Priesters lag und die meisten schriftlichen Urtexte, sei es im Westen, sei es im Osten, deshalb in Form einer religiösen Hymne verfasst worden sind. Dabei muss auch nicht vergessen

werden, dass sie, ganz gleichviel ob als Christentum oder Islam, Buddhismus oder Konfuzianismus, eine grundlegende und zugleich entscheidende Rolle für die Entwicklung insbesondere der modernen Sprachen gespielt hat. Man besinne sich doch ganz kurz auf Luthers Bibelübersetzung ins Deutsche und ihre große Bedeutung in seiner sprachlichen Entwicklungsgeschichte zurück! Das Deutsche kann nach wie vor einem Deutschen das Gefühl vom Wir verleihen, wenn er sich als Deutscher bei einem Franzosen oder Engländer auszudrücken und gar zu akzentuieren hat. Aber dagegen kann es ihm, inländisch betrachtet, aus seinem sprachlichen Charakteristikum heraus kein Wirbewusstsein, sondern vielmehr das Ichbewusstsein fördern. Denn das Deutsche kennt beileibe keine derartige grammatische Hervorhebung des gemeinsamen Wirs wie die im Koreanischen. Außerdem spielt das Christentum schon längst hierzulande gar keine besondere Rolle mehr.

Als Gegenbeispiel denken wir nun mal an den Islam zurück! Die arabischen Länder werden einesteils durch die Sprache Arabisch und anderenteils durch die Religion Islam am engsten verbunden. Wie können sie trotz dieser zwei grundlegenden Gemeinsamkeiten bei sich das Gemeindegefühl und vielmehr Gemeindebewusstsein nicht haben? Beispielsweise Ägypten hatte bekanntermaßen seine eigene längste und weitaus prächtigste Sprache und Geschichte. Aber mit der Islamisierung und ihrer Verstärkung sind die beiden seinen späteren Nachkommen vollkommen abhanden gekommen. Gegebenenfalls kann eine Religion dermaßen stark ein Land beeinflussen, dass sie selbst seine einheimische Sprache zu Fall bringen kann. Ist es vornehmlich für die westlichen europäischen Länder noch nicht an der Zeit, mal über das Wir und den Wirismus im Zusammenhang mit der Sprache und der Religion nachzudenken? Die Letztere geht tendenziell zu Grunde. Das erfahren wir selbst in unserem eigenen Zeitalter. Und wir wissen auch recht gut, dass das Leben ohne sie weitergehen und gelegentlich noch viel besser weitergehen kann.

Aber die Sprache geht dagegen immer weiter. Und sie muss sogar in alle Ewigkeit hinaus weitergehen, solange es auf der Erde die Menschheit gibt. Wie könnten wir denn überhaupt ohne sie auskommen? Was wäre denn wirklich, selbst wenn wir weiter leben können ohne sie? Und die Sprache vollendet sich beileibe nicht, obschon sie sich anscheinend kaum verändert. Gerade gewisse moderne Sprachen stehen, sprachgeschichtlich gesehen, noch immer in der Anfangsphase, von wo aus sie auf ihren Höhepunkt zu nach vorne marschieren müssen, wenn dies gleich dem jeweiligen betreffenden Sprachler kaum bewusst wird.

Wir leben gerade in dem globalisierten Vergleichszeitalter. Sollten wir trotz der strengen Anweisungen der Muttersprache nicht auch endlich mal *außersprachfamiliär* ein schweres sprachliches Unterfangen unternehmen, wenn wir doch die gerade ausgeführte Anmerkung nicht ignorieren dürfen und uns nicht

bloß patriotisch, sondern realistisch über ihre erfolgreiche Weiterentwicklung Gedanken machen sollten? Wir haben seit je her ununterbrochen die fremden Begriffe als Kulturgüter aufgenommen und uns gelegentlich in unserer eigenen, eigentümlichen Art und Weise einverleibt. Sie sind verhältnismäßig leicht ein- und auszuführen. Aber dagegen steht es ziemlich anders mit der Grammatik. Die fremden und sogar außersprachfamiliären Sprachregeln in unsere Muttersprache einzuführen, das scheint bisher nahezu unmöglich gewesen zu sein. Doch wenn wir die unterentwickelten oder gegebenenfalls fehlenden Grammatiken in unserer Muttersprache ausgleichen sollten und wollen, so sollten wir aus intersprachlichen, mehr noch, intersprachfamiliären Untersuchungen für uns und unsere Nachfahren insgleichen eine Lehre ziehen. Dürfen wir es schon mal wagen in diesem gut vernetzten Zeitalter für den Vergleich und Austausch?

3. Die Sprache für die höfliche *Verhältnis-mäßigkeit*

Wie das Koreanische mit seiner eigenwilligsten Sprachsittlichkeit mittels des dreifachen grammatischen Regelbetons gegen das Subjekt, bestimmter noch, gegen das überhebliche, über selbstbewusste Ich vorangeht, das haben wir schon im Detail behandelt. Aber dennoch sollten wir nun noch einmal seine Höflichkeitsrede überhaupt genau unter die Lupe nehmen, um blendfrei und kontrastreich sehen zu können, inwiefern sie darin und in der indoeuropäischen Sprachfamilie entwickelt ist. Wenn ein europäischer Leser mir übereilt sagen will, ich habe in diesem Text schon satt mehrfach über das koreanische höfliche Personalpronomen gelesen, so vergreift er sich bedauerlicherweise an der koreanischen Höflichkeitsrede, weil es nur ein kleiner Teil ihres ganz komplexen Systems ist. Was sie im Zusammenhang mit dem Personalpronomen, mit dem ersten Personalpronomen angeht, so hätte ein aufmerksamer europäischer Leser schon spüren können, dass es sich dabei überraschenderweise nicht um die höfliche Anredeform für die zweite Person handelt. Das ist sicherlich ein ganz direkter Hinweis darauf, dass die Höflichkeitsrede im Koreanischen in einer völlig anderen Art und Weise eingerichtet ist.

Im Grunde genommen, lässt sie sich in die folgenden zwei Kategorien untergliedern. Der Koreaner bringt sie zum Ausdruck einerseits via die „Kyeongyeo(경어)“, mit der er seinen Gesprächspartner hinaufwürdigt, und andererseits via die „Kyumsonyeo(겸손어)“, mit der er nicht ihn, sondern ganz umgekehrt eben sich selbst herablässt. Die beiden will ich gerne die „Yeyeo(예어)“ nennen, obwohl er üblicherweise eben darum mit dem Ersteren das Letztere mit ausdrückt, weil sich das Erstere eigentlich unmittelbar auf den Respekt vor der Bezugsperson bezieht. Dieses höchstentwickelte System für die Ehre, Würde und nicht zuletzt Höflichkeit im Koreanischen darf man auf keinen

Fall nur mit dieser Bezeichnung Höflichkeitsrede allein ins Deutsche übertragen. Bisher habe ich sie einfach aufgenommen, zunächst um dem deutschen Leser das allgemeine Verständnis dafür zu vermitteln, aber ich muss sie gleich sinngemäß umbenennen. Warum denn eigentlich? Denn das Ausmaß der koreanischen „Yeyeo“ ist wesentlich überhaupt nicht mit dem der Höflichkeitsrede innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie zu vergleichen.

Die „Kyeomsonyeo“ im Koreanischen kann man zunächst mit der Höflichkeitsrede übersetzen. Aber dann sollte und sogar muss man mit der Sprache ihr Hinterwort Rede ergänzen, weil die Letztere dafür zu eng ist. Also lautet eine sinnvolle Übersetzung dazu die Höflichkeitssprache. Aber trotzdem muss noch hinzugefügt werden, dass sie im Koreanischen eigentlich „sich höflich herablassen“ bedeutet, aber dass dieser verbale Ausdruck leider im Deutschen gar keine positive Bedeutung in sich hat und weder ein zutreffendes Attribut noch ein angemessenes Prädikat darin herauszufinden ist. Doch dagegen kann man die „Kyeongyeo“ relativ einfach mit der Ehrensprache ins Deutsche übertragen, da es ganz buchstäblich die Sprache für Ehren bedeutet. Eben dieses hochkomplexe System der „Yeyeo“ markiert sofort eine sprachliche Besonderheit des Koreanischen, welche noch viel bodenständiger als jene allgemein bekannte Grammatik für das Auslassen des Subjekts, welche ja allgemeingültig für die uralaltaische Sprachfamilie ist, ist, und zeichnet es demgemäß exklusiv gegen die anderen Sprachen aus. Diesbezüglich ist nur das Japanische allein mit Recht damit zu vergleichen.

Die „Yeyeo“ ist die unmittelbare, grundlegende und entscheidende „Sittlichkeit der Sprache“ des Koreanischen und deshalb zeigt sie uns ganz anschaulich auf, wie sich eine Sprache, an der Sitte durchgängig orientiert, grammatisch hat einrichten können und müssen. Dass sich die koreanische „Yeyeo“ nicht nur mit dem Personalpronomen als dem Subjekt allein, sondern darüber hinaus zugleich mit dem Objekt und Prädikat zusammen vollziehen lässt, eben dies macht seine Sprache einzigartig und stellt einem Fremdsprachler, sei es ein Deutscher oder sei es ein Chinese, eine grammatisch bei weitem anspruchsvollste und lebenslängliche Aufgabe dar, welche ihn ständig mehr oder weniger belasten muss. Um ein klares Bild davon zu schaffen, dazu nehme ich einen Beispielsatz aus dem Koreanischen.

Abeonim, Jinji Deuseyo! (아버님, 진지 드세요!)

Wie sollte dieser einfache koreanische Satz im Deutschen wiedergegeben werden? Da kann man nur seinen Inhalt allein übertragen. Nicht mehr, nicht weniger als dies! Warum denn? Der sinngemäß ins Deutsche übersetzte Satz lautet folgendermaßen: Vater, nimm doch das Mahl! Obwohl diese deutsche Übertragung selbst den kompletten Inhalt des koreanischen Satzes wiedergibt, so kann sie

trotzdem gar nicht, ganz buchstäblich ganz und gar nicht dem deutschen Leser seine „Yeyeo“ übermitteln, weil das Deutsche beileibe keine entsprechenden Wörter kennt.

Das erste koreanische Wort „Abeonim“, das gerade in diesem originalen Satz als Anrede verwendet wird, ist keineswegs im Deutschen wiederzugeben, weil es die Ehrenanredeform für den Vater ist. Der deutsche Vater, geschweige denn Papa oder Papi, hat nämlich durchaus keine hinaufwürdigende Bedeutung in sich. Selbst das zweite koreanische Wort „Jinji“, welches gerade als direktes Objekt angewendet wird, ist ein Höflichkeitswort, will sagen, ganz buchstäblich ein Ehrenwort für die Mahlzeit im Sinne von Essen. Aus diesem Grunde lässt es sich auch überhaupt nicht ins Deutsche übertragen. Wie kann man denn überhaupt im Deutschen das Essen für eine würdevolle Person hinaufwürdigen? Das ist definitiv gar keine „Sittlichkeit der Sprache“ des Deutschen. Außerdem kommt es nämlich dabei erst recht nicht auf den Schmaus oder die Delikatesse an. Und das letzte koreanische Wort „Deuseyo“, das eben als Prädikat benutzt wird, ist auch ein Höflichkeitswort zu „nehmen“. Aber wie kann man im Deutschen das Verb selbst höflich und respektvoll ausdrücken? Kein Missverständnis! Es handelt sich in keiner Weise um die deutsche infinitivische Verbalendung mit dem Sätzen.

Die drei koreanischen Wörter funktionieren zusammen ganz harmonisch für die „Yeyeo“. Das jeweilige Höflichkeitswort in diesem Beispielsatz ist niemals mit dem entsprechenden Normalwort auszutauschen, damit es als „Yeyeo“ nicht falsch, sondern richtig, nicht defekt, sondern perfekt fungieren kann. Darin handelt es sich, wie gerade eindeutig gesehen, nicht bloß um seinen Inhalt, sondern zumindest zugleich und gelegentlich vielmehr um das „*überaus respektvolle Verhältnis zwischen dem Sprecher und dem Angesprochenen*“. Das ist beim Übersetzen vom Koreanischen ins Deutsche eigentlich gar kein kleines Problem. Aber trotzdem können wir dabei nicht umhin, diese einzigartige „Yeyeo“ fast komplett zu ignorieren. Ansonsten ist in dieser Hinsicht gar keine Übersetzung mehr möglich! Oder wenn man es trotz dieses wesentlichen Unterschieds zwischen den beiden Sprachen unbedingt ganz wörtlich ins Deutsche übertragen will, so muss man dazu sowohl syntaktisch als auch semantisch eine völlig neue deutsche Grammatik herausarbeiten. Aber ist das wirklich möglich? Vielleicht, aber in der Tat fast unmöglich!

Wie in diesem Beispielsatz vorbildlich dargestellt, so muss man im Koreanischen je nach dem *Verhältnis* zu seinem Gesprächspartner, bestimmter noch, in voller Rücksicht auf das Alter, die gesellschaftliche Stellung, die Vertrautheit, die besondere Beziehung und dergleichen die Ehrensprache und zugleich die Höflichkeitssprache angemessen praktizieren. Ungeachtet dieser großen Bedeutung der „Yeyeo“ wird diese in der Regel in der koreanischen Schulgrammatik nicht eigens, nicht schwerpunktmäßig unterrichtet, weil es eine

Verständlichkeit, eine Selbstverständlichkeit für seinen Sprecher und Hörer ist, und bereits in der Familie von Kindesbeinen an streng gelehrt wird. Nicht nur das Subjekt allein, sondern zugleich das dementsprechende Objekt, Prädikat und gelegentlich auch die angemessenen adverbialen Angaben auf einmal zum Ausdruck zu bringen, bringen zu müssen und zu können insgleichen, das ist für die Ausländer unheimlich schwer, noch völlig abgesehen davon, ob sie in der Tat mit und nach dem Erlernen dieser besonderen Grammatik des Koreanischen sittlich noch besser werden. Aber immerhin steht ganz fest, dass sie täglich, selbst noch, ständig über die menschlichen Verhältnisse und sittlichen Ausdrücke nachdenken müssen. So eine systematische Sittlichkeit der Sprache des Koreanischen, einerseits mit der Ehrensprache „Kyeongyeo“ seinem Gegenüber Respekt und gar Ehrfurcht zu zollen und seine Autorität anzuerkennen, andererseits sich mit der Höflichkeitssprache „Kyeomsonyeo“ höflich herabzulassen, ist nirgendwo wieder zu beobachten außer in seinem Nachbarinselland, nämlich Japan. Sie war für die damaligen koreanischen Sprachbildner und Sprachnutzer das allerhöchste Mittel für das Vorbeugen der zügellosen Barbarei und zugleich für die Förderung und Verstärkung der Sittlichkeit und Kultur überhaupt. Mit der Ehrensprache und Höflichkeitssprache zusammen konnten sie endlich ein für alle Male die gemeinschaftliche Sittlichkeit ganz vollkommen zu Stande bringen.

Wie schon in der altchinesischen Sprachsittlichkeit ausgeführt, so wurden nicht nur, nicht einseitig die Machtlosen und die Untertanen, sondern zugleich, sondern *gegenseitig* auch die Machtinhaber und Würdenträger dazu ganz streng aufgefordert, voller Respekt ihre muttersprachliche Sittlichkeit einzuhalten und weiterzupraktizieren. Durch die gegenseitige und intersittliche Praktizierung der „Yeyeo“ konnte die zügellos ausschweifende Überheblichkeit und Tyrannei des Ichs als Einzelperson unterbunden werden. Es liegt schon auf der Hand, dass es unter dem recht starken Einfluss des Konfuzianismus noch viel strenger gefordert und dadurch gleich weiter gefördert wurde. Aber da muss man mit der übereilten Vermutung ganz vorsichtig sein, dass diese besondere koreanische Grammatik unter dem konfuzianistischen Einfluss herbeigeführt und sprachlich vollendet worden sei. Das stimmt durchaus nicht, weil das Chinesische, sei es das Altchinesische oder sei es das Neuchinesische, solch eine systematische, höchste Sprachsittlichkeit wie die im Koreanischen überhaupt nicht kennt. Außerdem ist das Erstere eine Sprache und das Letztere eine ganz andere. Das heißt, sie lassen sich in völlig andere Sprachfamilien einordnen. Die umgekehrte Meinung wäre noch viel überzeugender, dass der Konfuzianismus und zugleich Neokonfuzianismus erst auf dem Boden des sittlich ganz stark ausgerüsteten Koreanischen seinen sicheren Halt gefunden habe. In der Tat konnte gar kein lockerer, sondern eher noch viel strengerer Konfuzianismus früher in der koreanischen Halbinsel Überhand nehmen.

Übrigens bin ich ganz fest davon überzeugt, dass die koreanische Bibelübersetzung in der ungleich engeren und gar intimeren Beziehung noch viel mehr und besser als das Original im Hebräischen für das Alte Testament und im Altgriechischen für das Neue Testament Jahwes bzw. Gottes Worte mitteilt. Beispielsweise dieser Ausdruck Gottes Wort selbst lässt sich gerade mit dem „하나님 말씀(Hananim Malsseum)“ ins Koreanische übertragen. Erstaunlicherweise oder selbstverständlicherweise klingt die koreanische Übersetzung aus religiöser Sicht und Hinsicht wesentlich besser als die deutsche Version, weil die beiden Wörter in der Ersteren gerade mit der Ehrensprache ganz schön hinaufgewürdigt wurden. Muss es denn eigentlich genau so wie in der koreanischen Übertragung hervorgehoben und hinaufgewürdigt werden, berücksichtigt, dass es sich dabei um Gottes Wort als die absolute Wahrheit handelt? Dank der „Yeyeo“ kann man im Koreanischen höflich nicht nur seinen Gesprächspartner würdigen oder respektieren, sondern darüber hinaus eine unheimlich engere Beziehung und sogar Intimität zwischen einem selbst und dem Objekt seiner Sehnsucht, sei es Gott oder sei es die Geliebte oder sei es die Lieblingsperson, ausdrücken. Ich weiß selber überhaupt nicht, ob man in einer anderen Sprache wirklich noch besser als die koreanischen Poeten solch eine sehnsüchtige Intimität zur Sprache zu bringen in der Lage ist.

Mit dem recht guten Grunde habe ich die koreanische Grammatik für die „Kyeongyeo“ und „Kyeomsonyeo“ insgleichen als die „Yeyeo“ bezeichnet. Diese bedeutet ganz buchstäblich die Sprache für „Ye(예, 禮)“. Allerdings kann man dieses „Ye“ mit dem besonderen Hintergrunde und der eigenständigen Geschichte der ostasiatischen Länder nicht einfach ins Deutsche übersetzen. Von daher habe ich es freiwillig im Deutschen wieder aufgenommen. Wenn ich es ganz einfach und kurz sagen darf, so kann ich es als das Sittliche überhaupt insbesondere im Zusammenhang mit dem Konfuzianismus erklären. Aber nicht dieses Einzelwort „Ye“, sondern vielmehr sein eines Kompositum „Yebeop(예법, 禮法)“ ist das Ausschlaggebende für meine Auswahl, weil uns diese Wortschöpfung ganz genau so wie das „Munbeop(문법, 文法)“ veranschaulicht, welchen großen Wert sein Sprachler auf die Sittlichkeit gelegt hat. Sein Gedanke, dass das „Ye“ das Gesetz ist und das Gesetz fürs „Ye“ demgemäß verfasst werden muss, ermöglichte gerade diesen Ausdruck „Yebeop“. Das Koreanische selbst zeigt und sogar demonstriert uns möglichst dynamisch, wie eng befreundet das „Yebeop“ und das „Munbeop“ sind, ja, wie das sittliche und sprachliche Gesetz Hand in Hand gehen können. Denn das Erstere verkörpert sich ja darin mittels, besser noch, *dank* des Letzteren.

So ein Sprachbrauch, bei dem die Kinder im Deutschen einfach mit dem Vornamen im Privaten oder mit dem dritten Personalpronomen Er oder Sie in der Öffentlichkeit ihre Mutter oder ihren Vater benennen, kann beileibe nicht im Koreanischen zu Stande kommen, eben weil es darin als sittenwidriger

Sprachbrauch und zugleich als Sittenwidrigkeit schlechthin gilt. Die Kinder auf der koreanischen Halbinsel dürfen beileibe nicht mit dem Vornamen der Eltern, geschweige denn mit dem dritten Personalpronomen Er oder Sie die ansprechen und aufnehmen. Aber habe ich gerade selbst mit dem Artikel „Die“ die Eltern wiedergegeben? Das kann im Koreanischen niemals passieren. Das war Deutsch mit seiner eigenen Sprachsittlichkeit. Insofern versteht es sich von selbst. Aber was soll das trotzdem aus Sicht des Koreanischen und des Koreaners heißen? Wenn die koreanische Kinder doch in der Öffentlichkeit den Namen ihrer Eltern ausdrücken müssen, so müssen sie unbedingt je nach der Namenssilbe, sei es Vorname, sei es Nachname, das „Ja(자, 子)“ einschiebend ausbuchstabieren, welches die betreffende Person unmittelbar hinaufwürdigt. Das weiß und zugleich tut gar kein besonders wohl erzogener, sondern ein ganz üblich erzogener Grundschüler in Korea. Nicht ohne Grund, sondern mit gutem Grunde wurde Korea vom damaligen Chinesen „Dongbanyeyujiguk(동방예의지국, 東方禮儀之國)“ genannt.

Aber wie steht es denn überhaupt mit der Höflichkeitsrede in der indoeuropäischen Sprachfamilie? Diese Frage muss an dieser Stelle unumgänglich gefragt werden, nicht bloß um eine intersprachlich-intersittliche Untersuchung anzustellen, sondern eher und vielmehr um sorgfältig das Problem weiter zu behandeln, auf welche Art und Weise eine Sprache, bzw. eine Sprachfamilie das Ich, ja das Selbstbewusstsein hemmt oder fördert. Schon mit der grammatischen Tatsache, dass keine besondere Sprachregel bei den indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedern für das Personalpronomen Wir im Vergleich zum Koreanischen und Chinesischen vorbereitet liegt, bestätigte sich, dass der verhältnismäßig freiere und größere Raum für das Ich und sein Hinaufkommen im passivischen Sinne zur Verfügung steht. Aus diesem Zusammenhang sollten wir weiter die europäische Höflichkeitsrede in Augenschein nehmen.

Während das erste höfliche Personalpronomen Singular „Jeo“, mit dem man nicht sein Gegenüber respektiert, sondern lieber sich selbst manierlich herablässt, im Koreanischen einzigartig und eindrucksvoll für die „Yeyeo“ zur Verfügung steht, so kennt die indoeuropäische Sprachfamilie dagegen leider überhaupt kein selbsterabsetzendes Ich als höfliche Selbstanredeform. Aber wie steht es, davon völlig abgesehen, denn eigentlich darin mit der höflichen Anredeform? Von vornherein gab es in dieser Sprachfamilie, im Grunde genommen, gar kein *selbstständiges* Personalpronomen, sei es als Anredeform für sich selbst oder sei es als sie für die Anderen, zur Höflichkeitsrede.

Wie bereits in diesem deutschen Ausdruck Siezen eindeutig zu sehen ist, so unmissverständlich wurde es ganz später aus einem anderen Personalpronomen erst *entlehnt* zur Höflichkeitsrede. Das ist überhaupt nicht nur für das Deutsche innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gültig. Ist das wirklich nicht merkwürdig und gar fragwürdig, dass die höfliche Anredeform Sie darin erst recht

nicht aus dem zweiten Personalpronomen Singular Du, sondern ausgerechnet aus dem dritten Personalpronomen Plural Sie abgeleitet ist? Sollte sie nicht eigentlich lieber aus dem Du entlehnt werden, wenn sie schon so uneigenständig abgeleitet herausgrammatikalisiert werden musste? Denn das zweite Personalpronomen Singular Du steht ja im wesentlich engeren Verhältnis mit dem Ich als die dritte Personalpronomen Plural Sie. Wir wissen nämlich recht wohl, dass das Letztere in der indoeuropäischen Sprachfamilie ursprünglich die allgemeinen Leute im Sinne von „man“ bezeichnete. Aus diesen zwei Hintergründen verdient das deutsche Sie als die höfliche Anredeform seinen Wert eigentlich beileibe nicht. Insbesondere im Vergleich zum durchstrukturierten System der koreanischen höflichen Anredeform und zugleich Selbstanredeform, welche selbstständig und situationsgerecht für die Ehren- und Höflichkeitssprache ungleich am höchsten und am meisten entwickelt sind, erweist es sich noch einmal ganz klar als unterentwickelt.

Obwohl es im Deutschen eigentlich an einem ersten höflichen Personalpronomen Singular gleich dem „Jeo“ im Koreanischen fehlt, so können wir dennoch darin eine kleine alte Ersatzform dafür herausfinden. Es handelt sich nämlich dabei um den Ausdruck „meine Wenigkeit“. Sie ist eigentlich nicht als sich kniend oder schmeichelhaft erniedrigende, sondern gerade als sich höflich herablassende Selbstanredeform zum Ausdruck gekommen. Aber wie klingt sie trotzdem in der Tat? Warum muss sie denn überhaupt ungeachtet der eigentlich gut gemeinten Absicht heutzutage sehr selten, doch nur ironisch und sogar ganz komisch angewendet werden? Ganz genau so wie „sich herablassen“, so negativ entwickelte sie sich im übertragenen Sinne, obgleich gar kein notwendiger Grund dazu bestand. Diese beiden kleinen Beispiele sprechen leider, doch schon lauter dafür, dass die Weiterentwicklung der Höflichkeitsrede überhaupt im Deutschen gar nicht einfach ist.

An dieser Stelle richten wir uns mal ganz kurz das Augenmerk auf die Antike zurück, um innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie die Ausdrucksmöglichkeit für die Höflichkeitsrede herauszulokalisieren! Stand denn eigentlich irgendein Sprachmittel, bestimmter noch, irgendeine Grammatik schon damals für sie zur Verfügung? Gar keine unmittelbar höflichkeitsredebezogene Grammatik ist, so scheint es, darin herauszufinden. Aber in der alten indoeuropäischen Sprachfamilie gab es indessen bekanntermaßen den Vokativ als einen selbstständigen Kasus, der allerdings selbst in der Schulgrammatik geringfügig, kurz und knapp behandelt, will sagen, fast ignoriert wird - wahrscheinlich, hochwahrscheinlich hat seine bei weitem einfachste Nominalendung den Ausschlag dafür gegeben - so dass er ungeachtet seiner ursprünglich kasusbezogenen Unabhängigkeit nicht zum Grundkasus mit zählt, mit welchem man aber gleichwohl eine Art von Freundlichkeit, Achtung und gleichsam Respekt vor seinem Gegenüber ausdrücken konnte. Beispielsweise

wurde er keineswegs an den Sklaven oder einen verächtlichen Gegner angewendet. Aber leider gab es darüber hinaus keine weitere sprachliche, ja grammatische Sittlichkeit, womit eine ebenso feinsinnige wie warmherzige Anständigkeit nicht bloß als komplementär sondern lieber als ehrlich und wahrhaft darzustellen war. Der Vokativ allein ist verhältnismäßig bei weitem nicht ausreichend gewesen, um überhaupt systematisch die Höflichkeitsrede innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie zu entwickeln.

Vielmehr ist das Umgekehrte darin eben der Fall. Es kommt gerade auf die *Autoritätsrede* an. Das heißt, die Rede für den Ausdruck der Autorität ist, grammatisch betrachtet, noch viel intensiver programmiert als die Höflichkeitsrede. Denn wir können ja ohne weiteres die Autoritätsrede für den Machthaber im weitesten Sinne dieses Worts zur Sprache bringen, nämlich den Imperativ und den Kausativ. Während dieser sowohl im Altgriechischen als auch im Lateinischen nicht mehr eigenständig war, so wurde er doch noch zum Beispiel im Sanskrit durch seine „eigene“ Verbalendung selbstständig ausgedrückt. Dies bedeutet schon sehr viel für seinen grammatischen Stellenwert. Man besinne sich kurz mal darauf zurück, wie unscheinbar, aber doch wie umfangreich das Grundverb und seine Kausativform, beispielsweise „dringen und drängen“ im Deutschen unter dem Einfluss des alten, uralten Kausativs etabliert sind, obwohl er darin gar nicht als selbständiger Modus vorhanden ist. Aber wer kann denn überhaupt etwas befehlen oder beantragen oder verbieten oder veranlassen namentlich in der alten traditionellen Gemeinschaft? Das wissen wir ja unumstritten durchaus gut. Er ist es, der, sei es gut oder sei es böse, gerade eine gesellschaftlich hohe Stellung und gleichsam führende Rangordnung einnimmt.

Also kommen wir nun zum Imperativ zurück! Er bestimmt von alters her in der indoeuropäischen Sprachfamilie - zunächst ganz zu schweigen vom Optativ, welcher einfach in den Konjunktiv integriert worden ist - mit dem Indikativ und Konjunktiv zusammen ganz wesentlich den verbalen Modus, ja die Aussageweise einer Handlung oder eines Geschehens. Diese bloße Tatsache spricht schon für seine ungemein wichtige Stellung und Bedeutung in der indoeuropäischen sprachfamiliären Grammatik, obwohl er heutzutage nicht mehr ernst zu nehmen ist. Vielleicht kommt es, rein grammatisch gesehen, daher, dass der Imperativ ebenso wie der uralte Vokativ ganz leicht, will sagen, kinderleicht zu lernen ist? Aber dennoch mindert es seinen ursprünglichen Stellenwert in dem verbalen System überhaupt nicht. Der Imperativ stellt gerade die Verbalhandlung im Soll-Zustand dar im entgegengesetzten Verhältnis mit dem Indikativ, der lediglich für den Ist-Zustand zur Verfügung steht und außerdem äußert er sich für eine strenge, resolute Aufforderung, besser noch, den Befehl im äußerst markanten Kontrast mit dem Konjunktiv, welcher nur eine abgemilderte, abgeschwächte Aufforderung, ja lieber Bitte zum Ausdruck bringt. Nach dem Maßstab der Intensität des Inhalts

voneinander abgemessen, hat der Imperativ die höchste Priorität vor den beiden Modi, eben weil er eine noch viel stärkere Aussage mitteilt und mitteilen kann. Völlig anders als in der Schulgrammatik unterrichtet, ist er von entscheidender Bedeutung für das ganze System des verbalen Modus innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie. Er bleibt nach wie vor selbst bei den modernen indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedern ganz vollständig erhalten, wohingegen der Kausativ mit der Zeit zu Grunde gehen musste. Aufgrund seiner fundamentalen Bedeutung für das verbale Aussagesystem war er ganz und gar nicht einfach aus der Grammatik herauszustreichen. Trotz des ursprünglichen grammatischen Unterschieds zwischen dem Imperativ und dem Kausativ spielen die beiden im Wesentlichen ein und dieselbe Rolle für das „Ich als Täter“. Denn sie nehmen allesamt offensichtlich den Urheber als Ursache. Das ist ein äußerst belangvoller Punkt im gesamten Zusammenhang dieser interkulturellen Untersuchung. Von daher darf er als ein grammatisch-unbewusster Hintergrund für das Ich mit der Kausal-Interpretation nicht vergessen werden, ganz genau so wie der grammatische Nexus, in dem das Subjekt unentbehrlich im Vorfeld als grammatischer Anführer fulminant erscheint.

Aber kommen wir zur Sache zurück! Ist es an dieser Stelle nicht anzunehmen, dass der Imperativ, der ja die allerhöchste Rangordnung bei den verbalen Modi einnimmt, wahrscheinlich als Hemmschuh gegen die Entwicklung der Höflichkeitsrede herhalten musste? Vielleicht und doch insbesondere bis in die Neuzeit hinein, von wo aus der moderne Individualismus, kräftig, tatkräftig der von oben kommenden Macht entgegenwirkend, nach vorne marschierte? Wir wissen ja bereits, wer eigentlich, ganz gleichviel, ob in der Gesellschaft oder in der Familie, zu gebieten in der Lage ist und wer dagegen eigentlich nicht befehlen darf. Und doch sind der Imperativ und seine grammatische Spitzenposition als Modus eine merkwürdige Erscheinung mehr. Sowohl im Koreanischen als auch im Altchinesischen galt es, wie schon gesehen, als die Sprachsittlichkeit par excellence, einerseits gegenseitig sein Gegenüber zu verehren und andererseits sich interaktiv und höflich zurückzunehmen. Es war selbst für den Kaiser, geschweige denn für ranghöchste Würdenträger der Fall, obgleich man da meinen könnte und wollte, warum denn überhaupt diese allerhöchsten Machtinhaber selbst auch dazu ganz streng aufgefordert werden mussten und warum ihnen denn eigentlich gar keine besondere, ehrenhafte Immunität gegen die gegenseitige Praktizierung der „Yeyeo“ verliehen werden konnte. Aus diesem Zusammenhang können wir unerwartet sagen, dass die Autoritätsrede in der indoeuropäischen Sprachfamilie mit dem Imperativ noch viel stärker als in den ostasiatischen Ländern eingepägt worden ist.

Aber denken wir noch einmal über den imperativischen Autoritätsausdruck unter den grammatischen Rahmenbedingungen innerhalb der indoeuropäischen

Sprachfamilie nach! Wie bereits in voller Länge ausgeführt, so wurde und sogar zum Teil noch wird das Subjekt in der Regel aus dem Satz ausgeschlossen als Einschränkung. Eben dadurch konnte verhindert werden, dass das Subjekt, ja das Ich hemmungslos *in der Öffentlichkeit* sein Selbst erhebt und die Gemeinschaft nicht fördert, sondern nur fordert und sogar herausfordert. Aus Sicht der Gemeinschaft und ihrer Verstärkung versteht sich der grammatisch machtvolle Imperativ nicht mehr als widerspruchsvoll, sondern von selbst.

Die Höflichkeitsrede innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie ist, im Grunde genommen, in zwei Kategorien einzuordnen, nämlich in die nominale mit dem Personalpronomen wie dem Sie im Deutschen - lassen wir diesbezüglich das Englische außer Acht! - und in die verbale mit dem Konjunktiv. Den verbalen Infinitiv, welcher das Sie als höfliche Anredeform begleitet, können wir mit Recht aus dem verbalen Höflichkeitsausdruck ausschließen, weil eben dieses die entscheidende Rolle für die Höflichkeitsrede spielt. Also nehmen wir sie mit dem Konjunktiv in Augenschein! Vorerst ist unbedingt zu fragen, warum ausgerechnet oder eben der Konjunktiv für sie zur Verfügung gestellt werden konnte und musste. Um dieser Frage unter die Haut zu gehen, dazu ist noch einmal weiterzufragen, welche grammatische Funktion der Konjunktiv in der indoeuropäischen Sprachfamilie ursprünglich trägt. Wie oben ganz kurz erwähnt, so steht er eigentlich für die mögliche Aussage zur Verfügung, wohingegen der Indikativ die Wirklichkeit der Aussage zum Ausdruck bringt. In dieser Hinsicht ist er noch viel schwächer als dieser. Dieser verbale modusbezogene Unterschied zwischen dem Indikativ und dem Konjunktiv scheint, nebenbei gesagt, Aristoteles' *dynamis* und *energeia* vorweggenommen zu haben. Und wie steht es denn mit dem Konjunktiv und dem Indikativ? Mit diesem bildet jener noch einen weiteren inhaltlichen Kontrast, wobei jener allerdings im übertragenen Sinne entgegengesetzt wird. Seine abgemilderte Aussage ist eben aus seiner ursprünglichen Bedeutung „Möglichkeit“ abgeleitet. Wenn er aus diesem Zusammenhang für die Aufforderung eingesetzt wird, so drückt er eine abgeschwächte und mithin eine höfliche aus, weil er im direkten Kontrast mit dem Imperativ eine verhältnismäßig mildere Forderung, nämlich eine Bitte zu formulieren vermag. Aber aus dieser Erklärung ergibt sich noch einmal ganz eindeutig, dass selbst die verbale Höflichkeitsrede mit dem Konjunktiv in der indoeuropäischen Sprachfamilie erst recht nicht zum Zweck ihrer selbst, sondern einfach, doch sinngemäß mit gutem Grunde entlehnt ist.

Kurz zusammengefasst, ist weder die verbale noch die nominale Höflichkeitsrede darin für sich selbst als eigenständig zu Stande gebracht worden, ganz anders als sie im Koreanischen und Altchinesischen insgleichen von Anfang an nur für sich selbst allein verselbstständigt konzipiert und weiterpraktiziert worden ist. Könnte es nicht doch möglich sein, dass sie sich systematisch

entwickeln und hochkomplex aufbauen kann, obwohl sie sich überhaupt europaweit verhältnismäßig ganz später entlehnt, sei es das nominale Siezen oder sei es der verbale Konjunktiv, etablierte? Aber warum musste sie ungeachtet ihrer uneigenständigen Herkunft in der Tat so *minimalistisch* programmiert werden? In der Moderne und in den modernen Sprachen spielt der Imperativ, seinem eigentlichen Stellenwert als oberste Instanz für den verbalen Modus widersprechend, gar keine dominante Rolle mehr. Trotz der allerschwächsten Funktion und Stellung des Konjunktivs wird dieser, grammatisch gesehen, interessanterweise ungleich mehr unterrichtet als der Imperativ und der Indikativ zusammen. Hätte nicht die Höflichkeitsrede innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie endlich gefördert werden sollen mit der Abschwächung des Mittleren? Hätte nicht noch mehr sprachlicher Raum dafür infolgedessen zugelassen werden müssen? Oder hat ein und dasselbe zufälligerweise nicht bloß dem Imperativ, sondern zugleich auch ihr entgegengewirkt? War es wahrscheinlich so?

Die Höflichkeitsrede und zugleich die „Yeye“ beziehen sich unvermeidlich und unmittelbar auf die Autorität meines Gesprächspartners. Man sollte zunächst gar kein Vorurteil über dieses Wort, ja für manche schon ein Reizwort, Autorität, haben, weil sie in der Moderne, vornehmlich im 20. Jahrhundert, sei es in Europa, sei es in den ostasiatischen Ländern, völlig negativ abgestempelt ist. An dieser Stelle aber müssen wir uns mal fragen, ob es in der Tat, ohne die Autorität meiner Bezugsperson anzuerkennen, meinen ehrlichen Respekt vor ihr zu zollen, möglich ist. Wenn durchaus ja, wie denn überhaupt? Sie unterscheidet sich dadurch ganz wesentlich von der tyrannischen Macht, dass sie eigentlich einer Person von tüchtiger Könnerschaft allein zuzuschreiben ist. Was war denn eigentlich die „*arete*“ unter den Alten Griechen? Wie musste es von denen gerade als Tugend im eigentlichen Sinne von der meisterlichen Könnerschaft verehrt werden? Es musste auf jeden Fall *offenkundig* anerkannt werden, nämlich die ausgesprochen herausragende Qualität einer Person, es sei denn, dass sie man aus Rancune gleich wie der „reaktive Mensch“ Nietzsches insgeheim, aber doch inbrünstig verunglimpfen wollte.

Es könnte kaum Raum für den Autoritätsausdruck in den Sprachen namentlich in der Moderne Europas, einesteils wo die Demokratie galoppierenderweise und sogar gelegentlich über Revolutionen vorangetrieben wurde, anderenteils wo die Individualisierung des Menschen imponanterweise Überhand genommen hat, zugelassen werden. Dabei handelte es sich, vielmehr drehte sich alles um die *Emanzipation* in jeder Hinsicht eben für die Antiautorisierung. Wie konnte überhaupt so ein komplexes, hochkomplexes Siezen wie das im Koreanischen trotz diesen turbulenten politischen und sozialen Lagen herausentwickelt werden? Wogegen spricht diese adjektivische Form von Autor, nämlich „autoritär“ in

unserem Zeitalter? Es bezeichnet leider und gerade, so recht eigentlich positiv das lateinische Wort „autor“ selbst auch ist, eine pauschale politische Richtung von Diktatur, Tyrannei, Totalität und demgemäß steht es im recht umgekehrten Verhältnis mit der Demokratie. Derzeit scheint es beinahe unmöglich zu sein, dass sowohl die Autorität als auch das Autoritäre etwas Positives an Bedeutung zurückgewinnen. Wer kann von uns dennoch gerade solche Begriffe wie Autorität und Gehorsam als eine Art von Tugend verstehen oder zu verstehen versuchen? Aber was wäre das Leben zuallerletzt ohne Selbstautorität und Selbstgehorsam?

Völlig davon unabhängig, ist es für den Sprachnutzer gar zu schwer, dass er auf einer anderen Bedeutungsebene so ein Wort, wie es später im übertragenen Sinne total verschlechtert ist, gar nicht zu reden vom Unwort, das durchweg für das Schreckliche und Schlechte steht, nachzudenken in der Lage ist, weil er unter der unmittelbaren Führung der Macht der sprachlichen Gewohnheit sein Leben, ja sein sprachliche Leben zu leben hat. Aber können wir oder gar müssen wir aus diesem Hintergrunde die Sprache loswerden, womit wir uns erst unsere wonnige Wohnheit, selbst noch, unsere gemächliche *Ge-Wohnheit* des Daseins zurechtzubilden vermögen? Im Vergleich zu dieser überaus prachtvollen sprachlichen *Ge-Wohnheit* ist das Haus, ja sogar das luxuriöseste Zuhause - was geht's denn überhaupt diejenigen, die zu Hause ständig zu Gast sind, weil sie geistig permanent unterwegs sind, an? - immer nur ein sogenanntes.

Wie bei einem Begriff wie der Autorität ganz deutlich aufgezeigt, so negativ können sich gewisse grammatische Funktionen auch weiterentwickeln. Man besinne sich mal auf das alltägliche Siezen im Deutschen zurück! In welcher Situation wird gerade gesiezt? Leider nicht nur, nicht unbedingt um wirklich seine herzliche Höflichkeit, ganz zu schweigen von einer heimlichen Scheinhöflichkeit, auszudrücken, sondern schon wieder um sich bewusst und absichtlich von seiner Bezugsperson zu distanzieren. So anders, ja vielmehr im ganz umgekehrten Grade wird gleich gesiezt, als die eigentliche Höflichkeitsrede meint und meinen sollte, nämlich um paradoxerweise seine Geringschätzung, seine Gleichgültigkeit und gar Ignoranz merken zu lassen. Aber welch ein schreckliches Paradox!

Wir haben schon vorher damit Erfahrung gemacht, dass es im Deutschen an einem Begriff für die gute Gemeinschaft und zwar für das positive engere Zusammenleben fehlt, während der Kollektivismus im völlig negativen Sinne geläufig ist, welcher ja in der politischen Auseinandersetzung mit der Demokratie gleich wie der Kommunismus gar keinen positiven Platz für sich selbst sicherstellen konnte und ich selber deshalb aus Not einen nicht gängigen Ausdruck, nämlich den Wirismus zu Stande zu bringen hatte. Noch einmal bestätigt sich unmissverständlich, dass nicht nur das begriffliche Fehlen des Wirismus, sondern ebenfalls die negative Bedeutungsentwicklung der Autorität auch mit dem modernen europäischen politischen Hintergrunde verbunden ist. Erst

aus diesem Zusammenhang versteht es sich von selbst, dass der Imperativ trotz seines Erhaltens der grammatischen Bedeutung und Stellung in der Moderne nicht besonders gerne oder gut behandelt werden musste und die Höflichkeitsrede, welche sich gerade nachzüglerisch zu entwickeln angehoben hat, namentlich unter dem überaus starken Einfluss des Individualismus gehemmt ihre Grenze zu ziehen hatte. Vielleicht sind wir erst oder schon jetzt über diese durchwachsenen sprachlichen Konditionen nachzudenken und dadurch mal den Wirismus und zugleich die Autorität in der zu intensivierenden Höflichkeitsrede zu fördern in der Lage?

Aus diesen grammatischen, sprachlichen, ja sogar sprachsittlichen Bedingungen, wo teils das Subjekt für das verstärkte Selbstbewusstsein des Sprachlers immer erkenntlich zu machen ist, wo teils die sprachliche Sittlichkeit überhaupt mit ihrer minimalistisch unterentwickelten Höflichkeitsrede vergleichsweise am wenigsten etabliert ist, konnte sich das Ich als Sein, das Ich als Täter im nietzscheanischen Sinne in Europa, natürlich in der Moderne verhältnismäßig freier bewegen und endlich seinen Zenit erreichen. Aber dagegen in Korea, wo das Koreanische, als die strengste Muttersprache herrschend, mit seiner „Yeyeo“, die sowohl die Ehrensprache als auch die Höflichkeitssprache in sich schließt, die weitaus anspruchsvollste, will sagen, härteste Sprachsittlichkeit verlangt, konnte sich gar kein recht eigentlicher Individualismus, geschweige denn der philosophische Subjektivismus, herauskristallisieren. Die Rolle und Bedeutung der Höflichkeitsrede ist in dieser Hinsicht bei weitem nicht hoch genug einzuschätzen, dass sie selbst gerade die grammatisch ganz direkte, ja direkteste Ausdrucksform überhaupt für „*die Sittlichkeit der Sprache*“ ist und aus demselben Grunde bewusst und unbewusst insgleichen den betreffenden Sprachnutzer sprachsittlich *am meisten* beeinflusst. Wenn wir die höflichkeitsredebezogenen Grundsysteme der indoeuropäischen sprachfamiliären Mitglieder und der fernostasiatischen Länder nebeneinander zusammenstellen, so können wir erst blendfrei und kontrastreich nachvollziehen, warum denn eigentlich der Ichismus insbesondere im Zusammenhang mit der Epistemologie in den Ersteren und ganz umgekehrt der Wirismus auf der moralischen Bedeutungsebene in den Letzteren verhältnismäßig stark und zugleich bodenständig aufblühen konnten. Die Höflichkeitsrede selbst übertrifft alle anderen grammatischen Konventionen im Hinblick auf die Sprachsittlichkeit.

4. Das kasusgebundene und zwar das aspektvollgeladene Ich

Intersprachlich gesehen ist gar keine weitere grammatische Regel gegen das Subjekt in der indoeuropäischen Sprachfamilie außer seinem Weglassen in der Antike und in bestimmten modernen Sprachen zu entdecken. Sie kennt beileibe

weder das sich höflich herablassende Ich „Jeo“ noch die Indifferenzierung zwischen dem Ich und dem Wir noch den Kontrast zwischen dem Ich und dem Wir. Aber was liegt denn noch immer für die Grammatik im Zusammenhang mit dem Subjekt, ja Ich verborgen, wenn wir nun mal wieder innersprachlich, bzw. innersprachfamiliär die indoeuropäische Sprachfamilie in Betracht ziehen müssen? Zunächst fangen wir mal an mit dem genusindifferenzierten Personalpronomen!

Das Genus macht bekanntermaßen innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie von vornherein mit dem Kasus und Numerus zusammen das nominale System überhaupt aus. Was insbesondere das nominale Genus und den Kasus anbetrifft, so muss auch bereits erwähnt werden, dass sie gar nicht allgemeingültig, sondern gerade für die indoeuropäische Sprachfamilie allein typisch und gleichsam eigentümlich sind. Eben aus diesem indoeuropäischen sprachfamiliären urgrammatischen Grunde müssen wir uns wirklich mal fragen, warum sich denn eigentlich das genusdifferenzierte Personalpronomensystem überhaupt nicht herausentwickeln konnte. Warum konnte namentlich das erste und zweite Personalpronomen genusindifferenziert weiter benutzt werden? Und doch interessanterweise ist die Genusdifferenzierung erst in der relativ belanglosen dritten Person zu beobachten. Vielleicht daher, dass es sich bei dem ersten und zweiten Personalpronomen Singular, geschweige denn bei denselben Plural erst recht nicht um das Genus der beiden, sondern eher um das unmittelbare Verhältnis zwischen dem Ich als Sprecher und dem Du als Hörer handelte? Oder vielleicht daher, dass das Maskulinum ja einfach so wie in der traditionellen Regel das Femininum hat vertreten können? Oder wahrscheinlich, hochwahrscheinlich aus der grammatischen Tatsache, dass es in der indoeuropäischen Sprachfamilie ursprünglich nur zwei Genera, nicht Maskulinum und Femininum, sondern das Genus zum Lebewesen und das zum Nicht-Lebewesen gab.

Aber dennoch hinzugenommen, dass drei Genera bereits, oder milder gesagt, spätestens in der Antike ganz fest etabliert waren, musste das genusdifferenzierte Personalpronomensystem zu Recht nachgearbeitet werden? Diese Frage ist besonders aus diesem Grunde voller Bedeutung, dass es, wenn es spätestens seit der Antike genusdifferenziert hätte angewendet werden können oder sogar müssen, dann als ein stacheliger Hemmschuh dem *einheitlichen* Ego hätte entgegenwirken können. Denn es ist ja grammatisch, ja sprachlich schon zwiespältig. Nicht das Ego, nicht das Ich, sondern gerade der Ego und zugleich die Ego, der Ich und die Ich insgleichen! Dabei allerdings müssen das Ego und das Ich natürlich mit der genusdifferenzierten, ja maskulinären und feminiären Nominalendung vervollständig dekliniert werden.

Zufälligerweise oder notwendigerweise blieb das genusdifferenzierte Personalpronomen ungeachtet des nominalen Genus in der indoeuropäischen Sprachfamilie aus. Für die modernen Philosophen, die gleich wie Descartes das

einheitliche Ich ins Zentrum der Wahrheitslehre zu rücken versuchten, wäre oder schon ist das genusdifferenzierte Personalpronomen ein kopfzerbrechendes heißes Eisen. Wie günstig kann es dagegen für die modernen Feministinnen sein? Aber erstaunlicherweise durfte und konnte er und sie insgleichen mit Recht unter dieser genusindifferenzierten Personalpronomenbedingung sein eigenes und ihr eigenes Geschlecht vollkommen vergessen und *neutral* und abstrakt über sein und ihr Selbst philosophieren. Wie ganz kurz angedeutet, so musste sich das Ego selbst auch genau so wie die anderen Nomen immerhin in der traditionellen indoeuropäischen sprachfamiliären Grammatik deklinieren lassen. Aber hierbei geht es nicht bloß um die Deklination des Personalpronomens, sondern um ihre unsäglich große Bedeutung. Es handelt sich eben um das Ich im Zusammenhang mit dem Kasus.

Obwohl wir allesamt recht gut wissen, so vergessen wir jedoch immer wieder ganz harmlos, was denn eigentlich der Kasus, genauer gesagt, *das kasusgebundene Ich* ausdrückt. Nicht dass das Ego isoliert und mithin situationsfrei ist, sondern dass es immer nur in einer bestimmten Situation, bzw. unter einem konkreten Umstände, wo es auf das *zwischenmenschliche* Verhältnis ankommt, seine *soziale* und darüber hinaus *sprachsittliche* Rolle und gelegentlich seine Gegenrolle auch spielt und spielen muss, eben das kommt mittels des Kasus ganz dynamisch zum Ausdruck, mehr noch, voller Bedeutung zur Geltung. Dies kann ich nicht bei weitem genug hervorheben. Um die ebenso individuelle wie gesellschaftliche Freiheit zu erlangen, eben dazu müssen wir unentbehrlich gebunden sein als das gebundene, kasusgebundene Ich.

Was kann denn eigentlich das Ich im bloßen Nominativ mitteilen? Indem es für die direkte Angabe über den Handlungsträger als Subjekt funktioniert, kann es dadurch seine verhältnismäßig geringe Rolle erfüllen. Man stelle sich ein Bild vom Ich im Vergleich zu Mein, Mir und nicht zuletzt Mich vor, weil der Kasus im Deutschen vergleichsweise recht gut erhalten bleibt. Das Ich im Nominativ als Subjekt ist nach dem Maßstab der grammatischen vielfältigen Funktionen das blasseste und schwächste. Aber woher kommt eigentlich trotzdem unsere grammatische und gleichsam gedankliche Gewohnheit, dass das Ich gerade die Grundlage und zwar der Ausgangspunkt für das Selbst ist? Dazu gibt es keinen, gar keinen überzeugenden, geschweige denn zwingenden Grund.

Der Kasus schwindet tendenziell und schrittweise dahin innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie. Selbst im Italienischen ist durchaus kein recht eigentlicher Kasus mehr zu sehen. Aber merkwürdigerweise bleibt dennoch der personalpronomenbezogene Kasusunterschied in den Sprachen wie im Französischen, Englischen und Italienischen, denen er schon längst in seiner Vollständigkeit abhanden gekommen ist, rudimentär weiter erhalten. Jedesmal, wenn wir irgendeine Sprache in der indoeuropäischen Sprachfamilie und dabei das

Personalpronomensystem lernen, so bekommen wir immer wieder automatisch, selbst wenn uns niemand so unterrichtet, den Eindruck, dass das Ich im Nominativ gerade der Ausgangspunkt für seine weiteren Kasusformen ist, ferner als ob es in seiner Identität unverändert bliebe, obwohl es sich deklinieren lässt, lassen muss und darüber hinaus nur einer von den vielen Kasus ist. Wie kommt es denn eigentlich? Durch welchen unbewussten Lernprozess? Vielleicht dadurch, dass der Nominativ und das Ich darin ganz oben in jeder grammatischen Tabelle stehen? Die erste und oberste Stelle suggeriert uns immer die allerhöchste Rangordnung. Das ist nicht zu übersehen im Zusammenhang mit dem Ich im Nominativ als Subjekt. Denn es befindet sich ja als Nominativ ganz oben und zugleich als Subjekt ganz vorne. Es beherrscht die beiden grammatisch machtvollsten Positionen insgleichen. Die Form und gleichsam Ausdrucksform und ihre Stelle mit dem Stellenwert spielen eine Rolle mehr, gelegentlich sogar eine entscheidende Rolle für den Sprachler und sein Denken, bzw. seine Denkweise. Sie kann gegebenenfalls sogar den Inhalt bestimmen und übertreffen.

Aber haben wir nicht in Bezug auf die Subjektangabe in der indoeuropäischen Sprachfamilie noch etwas äußerst Wichtiges vergessen? Konnte und kann man wirklich nur mit dem Nominativ allein das Subjekt zum Ausdruck bringen? Ist das wirklich so? Also gehen wir gleich dieser interessanten Frage auf den Grund, wie verschieden, wie vielseitig das Subjekt zumal in den antiken Sprachen mitzuteilen war. Die grammatische Aufgabe, über das Subjekt Bescheid zu geben, ist erst recht nicht dem Nominativ allein vorbehalten. Trotzdem denken wir Spätere, wenn wir uns danach fragen, meistens ohne Zweifel, dass nur er allein die subjektivistische Rolle über die Bühne zu bringen im Stande ist. Aber woher kommt denn überhaupt diese Vorstellung? Sie erweist sich gleich dann als unbegründet und gleichsam als unberechtigt, wenn die facettenreichen Subjektangaben in der indoeuropäischen Sprachfamilie zur Sprache kommen.

Zunächst rücken wir doch mal den Genitiv in den Mittelpunkt! Anscheinend hat er gar nicht zu viel mit der grammatischen Rolle, über das Subjekt Auskunft zu geben, zu tun. Und doch täuscht uns dieser Eindruck schon, weil er es in einer bestimmten Art und Weise definitiv ausdrückt. Allerdings muss dabei noch erwähnt werden, dass der Genitiv eigentlich überhaupt nicht für die Subjektangabe zur Verfügung gestellt worden ist. Das heißt, er erfüllt seine subjektivistische Funktion ganz vollständig allein im übertragenen Sinne, genau so wie der Konjunktiv abgeleitet die Höflichkeitsrede zum Ausdruck bringt. Es handelt sich dabei gerade um den „*genitivus subjektivus*“. Natürlich wenn dieser in den Vordergrund kommt, so steht der „*genitivus objektivus*“ dahinter unmittelbar und unzertrennlich. Es hat ursprünglich beim Genitiv ebenso wenig mit der Objektangabe, sei es das indirekte oder sei es das direkte Objekt, auf sich als mit der Subjektangabe.

Aber merkwürdigerweise und zugleich interessanterweise ist er trotzdem nicht nur das Subjekt, sondern zugleich auch das Objekt darzustellen in der Lage, ausgerechnet in derselben Ausdrucksform. Das bedeutet, dass der betreffende Genitiv bekanntermaßen entweder als Subjekt oder gegebenenfalls als Objekt verstanden werden muss. Nehmen wir doch mal als Beispiel den bekannten Ausdruck „die Liebe der Mutter“! Diese Angabe allein ist auf keinen Fall eindeutig zu interpretieren, obwohl sie grammatisch überhaupt nicht mangelhaft oder defekt, sondern ganz vollkommen oder perfekt ist. Aber solange der nominale Teil „der Mutter“ zusammenhanglos und mithin sinnlos in der Luft wie summend schwebt, muss der verbale „die Liebe“ auch hinkend nach seiner Bezugsperson *in einer bestimmten Rolle* weiter suchen. Denn die Frage und gleichsam Suche danach ist bis dahin gar nicht endgültig zu beenden, wo sich entweder der Träger dieser verbalen Aktion, ja „die Liebe“ aus einem konkreten Zusammenhang als Subjekt oder ihre Zielrichtung als Objekt, genauer gesagt, als das direkte Objekt endlich, letztendlich ersichtlich herausstellt. Dadurch wird noch einmal ganz exemplarisch und zugleich deutlich, dass es sich bei dieser Mitteilung „die Liebe der Mutter“ erst recht nicht um das isoliert, zusammenhanglos sich auswirkende Subjekt oder eingewirkte Objekt, sondern eigentlich und ausschließlich um die verbale Handlung schlechthin handelt, wo das Wer und Wen natürlicherweise und gar notwendigerweise für den Handlungsort in Frage kommt.

Aber wie kam es denn eigentlich, dass die zwei grammatisch völlig unterschiedlichen Funktionen, nämlich das Subjekt und das Objekt ausgerechnet und gerade in demselben Kasus, dem Genitiv allein mit ausgedrückt werden können und müssen? Dies wäre in der Moderne, nein bereits in der Neuzeit durchaus unmöglich gewesen, wo das Subjekt dem Objekt inkompatibel und gleichsam unversöhnlich entgegengestellt wurde. Aber aus welchem Grunde konnte es doch in der alten, uralten indoeuropäischen Sprachfamilie reibungslos in die Grammatik ganz fest einprogrammiert werden? Welcher sprachliche Hintergrund steht denn eigentlich dahinter? Um dahinterzukommen, wie es zu Stande zu bringen war, eben dazu müssen wir uns eine einfache, doch trotzdem ganz leicht zu vergessende grammatische Tatsache klar machen, dass nicht das nominale Substantiv, sondern eben das Verb als die unmittelbare Angabe über die abgespielten Handlungen und Ereignisse in der Grammatik, ja in der Sprache überhaupt die grundlegende und zugleich führende Rolle übernimmt. Es handelt sich dabei, im Grunde genommen, erst recht nicht um das Subjekt oder Objekt, sondern lauter um die Verbalaktion selbst allein. Erst mit dieser verbalen Handlung hängt alles andere zusammen und daraus wird es sinngemäß, bzw. bedeutungsvoll wie ergänzt erweitert.

Also mit dieser Augenmerklichkeit nehmen wir wiederum den Genitiv mit seinen einzigartigen und doch anscheinend widersprüchlichen Doppelfunktionen

unter die Lupe! Während das Subjekt in der Moderne gleich wie der Täter im nietzscheanischen Sinne als Ausgangspunkt für jede Handlung angesetzt und das Objekt im wahrsten Sinne dieses Worts dem entgegengestellt wird und die beiden eben damit räumlich die umgekehrten Pole bilden, so wurde in der Antike dahingegen nicht das Erstere selbst, sondern gerade die verbale Aktion schlechthin, grammatisch gesagt, das Prädikat als Mittelpunkt des Interesses des Sprachlers angenommen und die beiden nominalen Satzteile waren im krassen Gegensatz gar nicht gegeneinander, sondern richteten sich gemeinsam nach dem verbalen Zentrum hin aus. Eben aus dieser *räumlichen* Vorstellung ist in der Tat möglich gewesen, dass das betreffende Verb und sogar das verbale Nomen je nach seiner *Aktionsrichtung* den Genitiv entweder als Subjekt oder als Objekt nehmen konnten.

Diese räumliche Erklärung versteht sich erst dann von selbst, wenn wir noch die allerwichtigste Grundfunktion des Genitivs in der traditionellen indoeuropäischen Sprachfamilie zu Bewusstsein zu bringen vermögen. Er bezeichnet vorerst und gerade den Bereich, dessen Bedeutung gleich als possessiv interpretiert wird. Dieser genitivische Bereich entwickelt sich allmählich im übertragenen Sinne als *Handlungsort*, an dem sich eine Handlung vollzieht. Wenn ein Substantiv eben als Besitzer dieses genitivischen Handlungsorts auftritt, so ist es der Aktionsrichtung entsprechend entweder als Subjekt oder als Objekt zu verstehen. Es muss hervorgehoben werden, dass diese ambivalente Funktion des Genitivs, grammatisch betrachtet, für die indoeuropäische Sprachfamilie überhaupt ganz typisch und gleichsam eigentümlich ist. Der koreanische, japanische und nicht zuletzt chinesische possessive Ausdruck macht nur die Angabe über das pure Besitzverhältnis und demgemäß muss er immer nur als subjektivisch genommen werden. Aus diesem grammatischen Unterschiede übersetzen die meisten Ostasiaten und sogar die ostasiatischen Gelehrten, seien es Koreaner oder seien es Japaner oder seien es Chinesen, instinktiv, ja lieber nach der sprachlichen, muttersprachlichen Gewohnheit den indoeuropäischen sprachfamiliären Genitiv fast immer als „*genitivus subjectivus*“, in dem es sich aus einem bestimmten Kontext um seine markante Doppelfunktion handelt.

Aber wie steht es denn überhaupt mit den modernen Sprachen innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie? Diese genitivische Besonderheit bleibt beispielsweise sowohl im Englischen mit „of“ als auch im französischen mit „de“, gar nicht zu reden vom deutschen Genitiv, vollkommen erhalten, wo der urkonventionelle Kasus doch völlig verloren gegangen ist und das Subjekt in der Regel immer akzentuiert im grammatischen Vorfeld machtvoll erscheint und sich selbst das Objekt unterliegen lässt. Aus dieser simultanen, doch *kontextgebundenen* Doppelrolle des Genitivs innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie ist hervorzustreichen, dass kaum ein beweglicher Raum für die

Förderung des Subjektivs und seine dominante Kontrastbildung mit dem Objekt in der Antike zur Verfügung stand. Diese Aussage gewinnt gleich dann noch viel mehr an der Bedeutung, wenn wir uns noch einmal an die schon ausführlich behandelte grammatische Tradition zurückerinnern. Die bei weitem eigentlichste Sprachregel gegen das Subjekt und zugleich für das Prädikat durch das Weglassen des Ersteren diente in der indoeuropäischen Sprachfamilie als unsichtbarer, doch effektvoller Hemmschuh gegen den Subjektivismus im wahrsten Sinne des Worts und gegen die willkürliche Erhebung des Ichs als Einzelperson.

Gerade unter diesen antiken grammatischen Bedingungen, einesteils wo das Erstere ganz anständig im Letzteren verborgen liegt und die gesamte grammatische Macht nicht im subjektivischen Vorfeld, sondern vielmehr im prädikativischen Hinterfeld ihren Kronplatz findet, anderenteils wo die klar gezogene Grenze zwischen dem Ersteren und dem Objekt *kraft des vermittelnden Letzteren* auf der Bedeutungsebene der Verbalaktion und ihre Richtung wieder dahinschmilzt, konnte gar keine sichtbare Entgegensetzung ebenso zwischen dem Ersteren und dem Objekt wie zwischen den beiden zu Stande kommen. Wie konnten denn überhaupt das Subjekt und das an ihm orientierte grammatische System trotz dieser sprachlichen Doppelblockade durchkommen? Der Grat zwischen Subjekt und Objekt ist, wie anschaulich in der glanzvollen Doppelfunktion des Genitivs aufgezeigt, eigentlich äußerst schmal. Aber warum können wir trotzdem gar nicht einfach die Unterscheidung und sogar Entgegensetzung zwischen den beiden loswerden? Denn wir lernen ja die Grammatik und gar glauben daran ganz fest und noch endlich wenden sie im jeden Augenblick und nicht zuletzt im Raum für den Traum an! Erst und endlich mit unserer eigenen Grammatik verewigen wir nicht bloß diesen Gegensatz zwischen Subjekt und Prädikat oder zwischen Subjekt und Objekt, sondern eher jede sprachlich geteilt-gezogene Grenze.

Schon aus der äußerst markanten Doppelfunktion des Genitivs ergibt sich unmissverständlich, dass nicht der Nominativ allein in der indoeuropäischen Sprachfamilie den Handlungsträger, nämlich das Subjekt auszudrücken im Stande ist. Kann man oder konnte man eigentlich mittels des bloßen Dativs auch eine *signifikante* Auskunft darüber geben? Das ist, so scheint es, zunächst gar nicht leicht zu beantworten. Ausgerechnet der bloße Dativ für die Täterbezeichnung? Jeder Moderne versteht als Mitgliedssprachler der indoeuropäischen Sprachfamilie kinderleicht, welche grammatische Aufgabe eigentlich überhaupt der „*genitivus subjectivus*“ im außergewöhnlichen Kontrast mit dem „*genitivus objectivus*“ erfüllt, weil er, wie schon erklärt, in den modernen Sprachen auch vollständig erhalten bleibt. Aber wovon gleich die Rede ist, das ist sicherlich eine uralte indoeuropäische sprachfamiliäre Grammatik und versteht sich leider nicht von selbst, sondern mag nach fremd klingen. Es kommt nämlich diesmal auf den sogenannten „*dativus auctoris*“ an!

Beim prädikativischen Gerundivum und beim Verbaladjektiv wurde gerade der bloße Dativ allein *exklusiv* - denn sowohl der Nominativ als auch der Genitiv sind davon definitiv ausgeschlossen - für die Täterbezeichnung eingesetzt, wodurch erst die verbale, in diesem Fall genauer gesagt, *passivische Notwendigkeit* zur Sprache gebracht werden konnte. Es handelt sich dabei überhaupt nicht um die aktivische, sondern eben um die passivische Täterangabe. Während der bloße Genitiv oder die Präposition *hypo* mit demselben Kasus im Altgriechischen und dagegen der bloße Ablativ oder das „a(b)“ mit demselben im Lateinischen für die Letztere zur Verfügung stehen, so sind die beiden unterschiedlichen Kasus dennoch von der grammatischen Funktion her ein und dasselbe, eben weil der altgriechische Genitiv und der lateinische Ablativ insgleichen aus ihrer ursprünglichen separativischen Angabefähigkeit für den letzteren Fall zum Einsatz kommen. Angesichts dieser grammatischen Tatsache können wir nicht mehr umhin, uns danach zu fragen, warum denn überhaupt nicht der Genitiv im Altgriechischen und der Ablativ im Lateinischen beim prädikativisch verwendeten Gerundivum und beim Verbaladjektiv für die Täterbezeichnung eingesetzt, sondern einfach ausgesetzt wird und überraschenderweise ausgerechnet der Dativ in den beiden antiken Sprachen ganz gleich eigens dafür zur Verfügung gestellt werden musste und konnte.

Aus welchem grammatischen Hintergrunde konnte und sogar musste nur er allein diese Funktion übernehmen? Beim „*dativus auctoris*“ handelt es sich, streng genommen, nicht einfach um das bloße Passiv, sondern um *die passivische Notwendigkeit*. Das heißt, es geht um die sonderpassivische Konstruktion, wobei der Aspekt der Notwendigkeit extravagant in Frage kommt. Eben aus diesem aspektuellen Grunde musste ein besonderer Kasus im dramatischen Unterschied zum normalen Passiv für die Auskunft über die handelnde Person dabei eingesetzt werden. Bis dahin hört es sich selbstverständlich an. Aber warum musste denn überhaupt der Dativ unentbehrlich für die Täterbezeichnung für das prädikativische Gerundivum und das Verbaladjektiv insgleichen von den vielen Kasus ausgewählt werden? Um diese fragwürdige Frage auszuräumen, müssen wir uns selbst noch einmal fragen, welche grammatische Grundfunktion er eigentlich in sich trägt.

Der Dativ steht innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie ursprünglich für die „interessierte“ Person im Zusammenhang mit der Verbalhandlung als das sogenannte „indirekte Objekt“ zur Verfügung, an welche als Handlungsort eine Aktion sich begibt. Diesbezüglich fungiert der echte Dativ teils als „*dativus commodi*“, als welcher er den Nutzen, bzw. den Vorteil der interessierten Person zum Ausdruck bringt, teils als „*dativus incommodi*“, als welcher er ganz umgekehrt ihren Schaden, bzw. Nachteil zur Sprache bringt. Für die direkte Erklärung des Täters in der passivischen Konstruktion, der gerade für sein eigenes Interesse jene notwendige Handlung gleich wie eine Pflicht auszuführen hat, ist

der griechische Genitiv und zugleich der lateinische Ablativ auf der separativischen Bedeutungsebene nicht angemessen, sondern gar zu wenig, weil die beiden ohnehin den über das Passiv hinausgehenden Aspekt und zwar die passivische Notwendigkeit überhaupt nicht effektiv wiederzugeben in der Lage sind.

Warum der Nominativ beim prädikativisch angewendeten Gerundivum und beim Verbaladjektiv für die Täterbezeichnung erst recht nicht antreten darf, das erklärt sich aus diesem Zusammenhang selbstverständlich. Es geht nämlich nicht um die aktivische, sondern einfach und schlicht um die passivische Handlungsrichtung. Nach dieser *verbalaspektuellen* Akzentuierung variiert sich das grammatische Subjekt. Es muss und sogar darf beileibe nicht identisch bleiben, zumal es erst in dem kontinuierlichen Handlungsrichtungswechsel dem betreffenden oder betroffenen Sprachler endlich zu Bewusstsein kommt. Diese aspektuelle Verballinie ist von entscheidender Bedeutung für die unterschiedlichen und facettenreichen Subjektmarkierungen in der ursprünglichen indoeuropäischen Sprachfamilie, mit welcher die Handlungen und Ereignisse angemessen-ausgemalt zum Ausdruck und darüber hinaus zur Geltung kommen. Aus den notwendigen, dem Sprachler lebensnotwendigen Bedürfnissen nach der farbenfrohen und gleichsam lebensfrohen Palette von Verbalaspekten hatte das Subjekt in der antiken Grammatik gezwungenermaßen *situationsgerecht* seinen Kasus zu wechseln. Es bedarf eines nominal bestimmten, mehr noch, angemessenen Kasus, um überhaupt diesen hohen verbalaspektuellen Ansprüchen gerecht zu werden. Weil der eigentliche Dativ von den verschiedenen Kasus am meisten und am besten insgleichen den Vor- und Nachteil für die betreffende oder betroffene, besser noch, interessierte Handlungsperson auszudrücken vermag, eben deswegen muss er unentbehrlich aufgegriffen werden, um aspektuell die Täterbezeichnung für die gerundivische Konstruktion abzurunden. Was bedeutet denn eigentlich diese lateinische grammatische Wortschöpfung Gerundivum selbst? Sie heißt auf Deutsch ganz genau Auszuführende. Diese deutsche Übersetzung überträgt schon denselben Aspekt, ja die passivische Notwendigkeit.

Jeder Kasus hat bekanntlich seine eigene Bedeutung und dementsprechend seinen einzigartigen Stellenwert in der Grammatik. Aber dennoch ist der erste, nämlich der Nominativ verhältnismäßig am blassesten und am abstraktesten, was die Mitteilungsfähigkeit der konkreten, situativen, aspektuellen Informationen angeht. Er ist, ganz streng genommen, nicht überall, sondern für die Subjektangabe des Aktivs einzusetzen. Das ist auch der Fall für die modernen Sprachen innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie. Denn, während das Subjekt darin im aktivischen Satzbau mittels des Substantivs im Nominativ ausgedrückt wird, so wird es dagegen im passivischen an Hand der zutreffenden Präposition erkenntlich gemacht. Wenn wir berücksichtigen, dass der Kasus in der indoeuropäischen

Sprachfamilie nach und nach aus der grammatischen Tabelle verloren gegangen ist und gerade geht, und die mannigfaltigen Funktionen der alten durch die vielfältigen Präpositionen fast komplett ersetzt sind, so können wir gleich ganz leicht nachvollziehen, warum die Täterbezeichnung für die passivische Satzkonstruktion in ihren modernen Sprachen auf eine eigenständige Art und Weise, bestimmter noch, mittels einer angemessenen Präposition vollzogen werden muss und aus welchem Hintergrunde der „*dativus auctoris*“, welcher in seinem bloßen Kasus ohne anderen grammatischen Schmuck seine eigene, eigentümliche Aufgabe vollständig erfüllt, eben darin nicht mehr zu sehen ist. Schon in der antiken Grammatik waren die beiden Möglichkeiten dafür durcheinander und in der harten Konkurrenz, beispielsweise der bloße Genitiv im Altgriechischen oder der mit der Präposition *hypo* verbundene und der blanke Ablativ im Lateinischen oder der mit der *a(b)* verbundene.

Mit dieser vergessenen, will sagen, verloren gegangenen Grammatik für die Täterangabe im Passiv, wobei die verbalaspektuelle Notwendigkeit im Vordergrund des Interesses des Sprachlers steht, ja mit dem „*dativus auctoris*“ stellt sich ganz klar heraus, dass das grammatische Subjekt, einmal nach der *Diathese* und so dann nach dem *Verbalaspekt* in seinem jeweils angemessenen Kasus ins Vorfeld wie hervorgehoben getreten ist. Denn es wurde sprachstiltlich meistens einfach ausgesetzt kraft der Verbalendung. Diese unterschiedlichen und variationsreichen Subjektangabemöglichkeiten sprechen offenkundig gegen den Subjektivismus, wo das Ich im Nominativ allein in den Vordergrund gestellt und gleich wie eine Substanz verabsolutiert wird. Aus diesem Grunde, dass der Nominativ am aspektärmsten und mithin am realitätsfernsten ist, konnte das Subjekt eben darin, nicht in den anderen situationsgebundenen und aspektreichsten Kasus, paradoxerweise seinen philosophischen Höhepunkt erreichen. Der „*genitivus subjectivus*“, welcher nur aus einem konkreten Kontext allein im äußerst markanten Kontrast zum „*genitivus objectivus*“ als subjektivisch herausgelesen werden kann, der „*dativus auctoris*“, welcher exklusiv für den Verbalaspekt und zwar die passivische Notwendigkeit eingesetzt werden konnte und musste, und nicht zuletzt die Subjektangabe für das Passiv, welche mit einer bestimmten Präposition, die in der Regel gleich wie das deutsche „von“ die separativische Bedeutung in sich trägt, zu machen gewesen ist, all dies gibt uns am unzweideutigsten zu verstehen, dass das Subjekt immer nur in einem gewissen Zusammenhang mit Handlungen unter unserem eigenen wertvollen Aspekt zum Ausdruck und zugleich fruchtbar zum Tragen kommt und kommen kann.

Aber was soll denn überhaupt die Subjektbezeichnung mit der nominativischen Substantivform für das Aktiv im Vergleich zu den dreien heißen? Immerhin hat sie auch ihren eigenen Verbalaspekt auf der Bedeutungsebene dessen, dass es im Unterschied zum Passiv nicht das Eingewirkte, sondern eben das Wirkende, ja

Auswirkende aspektuell darstellt. Aber trotzdem ist das Subjekt in der letzten Ausdrucksmöglichkeit am statischsten, anders ausgedrückt, am wenigsten dynamisch. Nicht nur im Zusammenhang mit der Täterbezeichnung, sondern allgemein bringt der Nominativ am wenigsten Informationen. Er wurde und wird noch für die bloße Benennung, Aufzählung und für den Ersatz des Vokativs eingesetzt. Nicht ohne Grund heißt er Nennkasus. Obwohl oder eben weil er nur die bloße Bezeichnung einer Person, bzw. eines Dings vollzieht, so konnte er trotzdem oder deshalb erstaunlicherweise und paradoxerweise für die Gleichsetzung, philosophischer noch, für die Identität herausgearbeitet werden. Aber seine die Identität des Bezeichneten suggerierende verführerische Fähigkeit kommt nicht aus ihm selbst allein, sondern mit einer anderen grammatischen Rolle, will sagen, Sonderrolle eines Verbs, welches von seiner Funktion her für die indoeuropäische Sprachfamilie allein bodenständig und gleichsam eigentümlich ist, das darüber hinaus einen Kernteil der indoeuropäischen Philosophie überhaupt, nämlich die Ontologie bestimmend und vorbestimmend beeinflusst hat. Dafür spielte das Verb, das führerische und gar verführerische Verb Sein eine entscheidende Rolle ganz eng verbunden mit dem Substantiv im Nominativ. Diese äußerst spannende grammatische Erscheinung aber kommt erst etwas später zur Sprache im Zusammenhang mit dem ersten Zitat Nietzsches.

Also kommen wir zunächst zur Sache zurück! Wir haben innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie die verschiedenen Möglichkeiten für die Täterbezeichnung gerade überblickt, welche sich freilich je nach der Handlungsrichtung, bzw. je nach dem Verbalaspekt in dem jeweiligen aspektgerechten, besser noch, aspektoptimierenden Kasus verwirklichen, die aber leider trotzdem bei uns unter dem mächtigen Einfluss des Subjekts im Nominativ der Vergessenheit anheimgefallen sind. Das sind natürlich nicht alle in der indoeuropäischen Sprachfamilie, welche es aspektreich zum Ausdruck bringen. Beispielsweise die Subjektangabe in dem AcP oder AcI und in dem sogenannten altgriechischen „*genitivus absolutus*“ und seiner lateinischer Version, dem „*ablativus absolutus*“ und dergleichen! Aber was sollen denn eigentlich diese facettenreichen Täterbezeichnungen in der indoeuropäischen sprachfamiliären Grammatik bedeuten? Insbesondere in philosophischer Hinsicht? Wegen der uralten Sprachregel, welche üblicherweise das in den Vordergrund hervortretende Subjekt erst recht nicht zugelassen hat, zumal es sich in der Sprache überhaupt eigentlich und schließlich insgleichen um den Verbalaspekt allein gehandelt hatte, die deshalb das Schwergewicht der gesamten Grammatik ein- und ausdrucksvoll auf das Prädikat im Hinterfeld gelegt hat, habe ich mehrfach nachdrücklich behauptet, dass die damaligen Sprachbildner und zugleich Sprachnutzer einsichtsvoll aus Vorsicht vor dem Subjekt, ja Ich als Täter und in Rücksicht auf die Förderung der Gemeinschaft und zugleich des *situationsgebundenen Ichs in*

der aktiven, interaktiven Handlung mittels, ja darüber hinaus macht der „Sittlichkeit der Sprache“ ebenso den Subjektivismus wie den Egoismus in Schranken zu setzen und weiter zu halten in der Lage gewesen sind. Damit habe ich den starken Eindruck geweckt, dass sie sich kaum für das Selbst interessierten. Aber wie ist denn überhaupt dies möglich gewesen gerade für den *Sprachler*?

In welchem Zusammenhang stehen die kunterbunten Subjektmarkierungen in den unterschiedlichen Kasus mit dem Subjektweglassen als Einschränkung? Widersprechen die Ersteren einfach dem Letzteren? Da das Subjekt einerseits ganz frei und ferner *aspektreich* eingesetzt wird und andererseits im ganzen Gegenteil sehr begrenzt und beinahe chancenlos ausgesetzt ist. Hier müssen wir sorgfältig die unterschiedlichen Bedeutungsebenen ganz streng auseinander halten, um uns nicht darüber zu vergreifen. In der Tat ist es grammatisch und gleichsam sprachstimmlich sehr eingeschränkt, wobei es vom Satz wegbleibt und sein eigentlicher Platz frei gehalten wird. Aber es kommt erst dann noch viel effektvoller, ausdrucksvoller zum Vorschein, als es in bestimmten modernen Sprachen wie im Deutschen, Englischen und nicht zuletzt im Französischen gewohnheitsmäßig fast immer eingeschoben wird und dadurch leider kaum Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken kann, wenn es aus manchen geregelten Zusammenhängen vollkommen herauszustreichen ist.

Eben diese Hervorhebung des Subjekts für die lebhafteste Angabe über den Handlungsträger weist uns einen klaren Weg dazu, wie der damalige Sprachler in der Tat ungeachtet und gar trotz seiner grundlegenden Sprachstimmlichkeit, es aus dem Satzbau auszuschließen, so viele farbenfrohe Möglichkeiten für seine eindrucksvollen Erscheinung in die Grammatiklehre einprogrammieren konnte und sogar musste. Er wusste durchaus gut um die gefährlichste Gefahr überhaupt, nämlich dass das Subjekt die Aufmerksamkeit auf das Prädikat zu erlahmen im Stande ist und der Verbalaspekt dadurch vollkommen zu Grunde gehen kann. Aber dennoch interessierte ihn das Subjekt unheimlich, allerdings in diesem Sinne, dass es *die tatkräftige Handlungsperson*, die nur in ihrer unendlichen Handlungskette allein ihrer selbst bewusst wird, zum Ausdruck bringt, selbst noch, zur Geltung bringen kann. Das heißt, je nach der Handlungsrichtung musste das Ich, ja das grammatische Subjekt unbedingt, besser noch, *tunlichst ausdrucksvoll und bedeutungsvoll* insgleichen eingerichtet werden. Solange sich das Ich unmittelbar auf die verbalen Handlungen und Ereignisse, ja auf den Verbalaspekt bezieht, eben da kann es sich bereits recht gut begründen, dass das Subjekt *aspektgerecht und aspektreich* zur Sprache kommt und dabei gerade ins führerische Vorfeld tritt, eben weil es nicht sich selbst, sondern vielmehr ihn dynamisch ausmalend untermauert. Das scheinbar widersprüchliche Verhältnis zwischen den entgegengesetzten Sprachregeln für das Subjekt löst sich schon auf. Außerdem ergibt sich daraus noch, dass es in der Antike, wirklich *situationsgebunden und kontextgerecht*

eingrammatikalisiert, sprachsittlich geregelt wurde, ferner dass es im bei weitem engsten Zusammenhang mit dem Prädikat, bzw. mit seinem lebensbereichernden Verbalaspekt, selbst wenn es, grammatisch gesehen, davon völlig abhängig war, zunächst die Sprache und dann das Leben, nein die Sprache und das sprachliche Leben insgleichen außergewöhnlich *bedeutungsschwanger* zu machen vermochte.

Unter solchen harmonischen grammatischen Bedingungen, wie das Subjekt einesteils eingeschränkt im Prädikat verborgen liegt und anderenteils sich *aspektgeladen* und zugleich *kasusgebunden* in vielfältigen Formen präsentieren muss, da konnte sich der Subjektivismus schwerlich behaupten, welcher mittels des substanziellen Ichs, das, von der realen Situation vollständig gelöst, absolut alle Handlungen und Ereignisse zu bestimmen glaubt, dem selbst ebenso das Prädikat wie das Objekt unterliegen, weil er *dank der „Sittlichkeit der Sprache“* bereits recht, regelrecht gut unterbunden ist. Er hatte nämlich darunter gar keinen Platz für die substanzielle Identität des Ichs zu finden. Aber woher kommt denn überhaupt dieser gewohnte Gedanke, ja sogar Glaube, dass die diversen situativen Ichs einfach aus dem Ich, aus dem bloßen Ich im Nominativ abgeleitet sein müssen? Wo der klassische Kasus vollkommen abhanden gekommen ist, da bleibt der Nominativ allein trotzdem immer noch rudimentär, weil die nominale Grundform nach wie vor eben damit zu bezeichnen ist, selbst wo jener ganz vollständig erhalten bleibt, da steht dieser an der obersten Stelle der grammatischen Tabelle, gleichsam als ob er selbst das Prinzip im wahrsten Sinne des Worts für das kasuelle System überhaupt wäre.

Erst nachdem er aus der Grammatik verloren gegangen war, konnte das Substantiv im Nominativ zu Recht als das nominale Stichwort dienen. Aber bis dahin sollte lieber das im Genitiv den Beitrag dazu leisten, eben da sich die Grundstufe eines Nomens dort vollständig aufzeigt. Im Nominativ nämlich ist, rein formal gesehen, nur seine Schwundstufe zu sehen. Sollte nicht eigentlich das Substantiv im Genitiv dagegen mit Recht als Stichwort da fungieren, wo der Kasus als Kern für das nominale System überhaupt zur Verfügung steht? Ferner was bedeutet ursprünglich diese grammatische Wortschöpfung Genitiv selbst? Er heißt ganz buchstäblich und ganz einfach der Entstehungsort, ja die Herkunft und gleichsam der Herkunftskasus. Man vergegenwärtige sich doch einmal, wie die Genitivform neben der nominalen und gleichsam nominativischen Stichwortangabe im deutschen Wörterbuch wie pflichtig nachgetragen werden muss, weil die vier Kasus darin nach wie vor stabil sind, trotzdem der Nominativ in der Konkurrenz darum die Überhand über den Genitiv genommen hat.

Wie kam es denn eigentlich, dass die Nominativform für die nominale Stichwortangabe und die Infinitivform, welche genau so wie der Nominativ von den Verbalformen, insbesondere im Unterschied zu den finiten am situationsärmsten und mithin am abstraktesten ist, für die verbale in der Moderne

einzusetzen war und ist? Gerade aus diesem modernen Sprachgebrauch bestätigt sich indirekterweise, aber doch eindeutig, dass wir Spätere auf dem Grund der ungleich substanzielleren Welt leben. Schlagen wir doch mal kurz im neugriechischen Wörterbuch nach! Da ist keine Infinitivform, sondern eben die finite für die erste Person Singular Indikativ Präsens Aktiv vorbildlich eingetragen. Wie informationsreich, wie realitätsnah und wie situationsgebunden ist diese im Vergleich zu jener! Muss es nicht so sein, solange die Verbalendung in der indoeuropäischen Sprachfamilie als Achse für das ganze Verbalsystem ganz lebhaft existiert? Aber wie konnte und kann die Infinitivform trotzdem anmaßend ihren Platz für das Stichwort in Anspruch nehmen? Wie konnte sie sich dafür durchsetzen? Das ist nur auf den subjektivistischen, bzw. substanziellen Gedanken der Moderne hin möglich gewesen!

Der Kasus und die Verbalendung, grammatischer noch, die nominale Deklination und die verbale Konjugation sind die beiden Grundsteine für die indoeuropäische Sprachfamilie und ihr allerwichtigstes und zugleich allereigentümlichstes Flexionssystem überhaupt. Aber der Erstere geht, sprachgeschichtlich betrachtet, tendenziell dahin und sogar die Letztere gerade. Wie steht es denn überhaupt im Englischen mit der verbalen Konjugation? Sie ist darin schon längst fast vollkommen verschwunden. In dieser Hinsicht ähnelt das Englische überraschenderweise dem Chinesischen zum Verwechseln. Und doch sollte es für die anderen indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedssprachen vorbildlich funktionieren? Wirklich vorbildlich? Das ist erst recht nicht erwünscht. Was wären sie ohne die Verbalendung? Der Kasus war und ist durch die Präpositionen gründlich und sinngemäß zu ersetzen. Aber wodurch ist denn überhaupt die Verbalendung und ihre besondere Rolle für den Aspekt zu kompensieren? Nur dadurch, dass man das Subjekt in den dominanten Vordergrund rückt?

5. Verbalaspekt und Tempus: das Schicksal des Prädikats: vom Tunwort zum Zeitwort

Also haben wir mit diesen Fragen einen sehr wichtigen Punkt erreicht. Das heißt, es kommt nunmehr kein geringerer als der Verbalaspekt in Betracht. Bisher habe ich aus intersprachlichen und gleichsam interkulturellen Hinsichten die grammatischen Umfelder für und gegen das Subjekt freigelegt, welche dennoch das philosophische Ich, das Ich als Substanz, um es mit Nietzsche zu sagen, das Ich als Täter einerseits hemmten und andererseits förderten. Dabei stellte es sich ganz klar heraus, welche besondere Rolle und gelegentlich Gegenrolle das Subjekt und das Prädikat nicht bloß grammatisch, sondern darüber hinaus gedanklich, will sagen, philosophisch zu spielen haben. Sie sind es, welche allerdings gemeinsam

das gesamte System der Grammatik auf den beiden Schultern tragen, aber die indessen dermaßen gegeneinander antreten können, dass das eine über das andere walten muss. Aus diesem Zusammenhang ist die grundlegende verbale Grammatik in der indoeuropäischen Sprachfamilie gar nicht zu übersehen. Hinzu kommt noch ein weiterer notwendiger Grund, weshalb wir äußerst aufmerksam den Verbalaspekt in Augenschein zu nehmen haben.

Wo sich das Subjekt in der Moderne vom Prädikat nicht nur als unabhängig, sondern vielmehr als Herr über das Letztere erklärte, gerade da spielte sich ein außergewöhnliches grammatisches Drama ab, wobei die grammatische Zeit und zwar das Tempus als unsichtbarer, doch möglichst hilfreicher Unterstützer für das Erstere den Verbalaspekt völlig zerbröckeln ließ. Das ist es, welches das Subjekt vom bloßen Täter zum „*Intensiv-Täter*“ machte. War das Erstere *in der Tat* ganz allein seine Verselbstständigung und zugleich Führungsübernahme vom Letzteren zu vollbringen in der Lage? Ohne das Tempus hätte sich das Subjekt kaum einmal das Prädikat unterwerfen können. Wie denn eigentlich? Aber vor ihm kommt zunächst der angesagte bedeutungsvolle Verbalaspekt im Detail zur Sprache. Jeder, der sich intensiv mal mit der Altphilologie beschäftigt hat, weiß schon instinktiv, was er vorerst für das Verständnis des altphilologischen Texts zu tun hat, also dass er auf jeden Fall zunächst das Prädikat des Hauptsatzes und dann gleich auch die Prädikate der Gliedersätze aufzufinden hat. Das ist die sogenannte „goldene Regel“ für das schnelle Textverständnis, zumal es selbst auf einmal die vier wichtigen Informationen, ja die Handlungsperson, Aussageweise, Zeitstufe und nicht zuletzt das *genus verbi* preisgibt und insgleichen, syntaktisch gesehen, bestimmte Ergänzungen nahe legt und andere ausschließt. Was die reiche, hilfreiche Angabe über das Handlungsumfeld anbelangt, so darf das Prädikat in der indoeuropäischen Sprachfamilie keineswegs direkt mit dem Subjekt verglichen werden. Ferner ist dieses selbst ja schon unmissverständlich erkennbar in jenem enthalten. Es mag oder sogar muss eben für einen Muttersprachler einer indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedssprache gar nicht besonders auffällig erscheinen, weil er von Kindesbeinen an daran gewohnt ist und dort seine gemächliche *Ge-Wohnheit* von der Sprache aufbaute.

Aber diese äußerst dynamische Darstellungskunst des Verbs ist dennoch nur für sie allein typisch und gleichsam eigentümlich. Nachdem das Gleichgewicht zwischen dem Subjekt und dem Prädikat, genauer gesagt, das Schwergewicht des Letzteren über das Erstere durch die moderne Sprachsittlichkeit, das Erstere bevorzugend ins Vorfeld zu stellen, verloren gegangen war, erst danach ist das traditionelle Verbalsystem leider völlig auseinander gegangen. Warum musste denn überhaupt das Letztere dabei seine grammatische Machtposition räumen? Wie konnte sich *in der Tat* diese Verlagerung der grammatischen Macht vom prädikativischen Hinterfeld zum subjektivischen Vorfeld vollziehen? Dabei hat das

Subjekt zunächst initiativ die Wurzel des geradezu fruchtbaren Prädikats abgeschlagen, eben weil sich das Erstere einer wichtigen der grammatischen Funktionen des Letzteren bemächtigt hatte, wobei das Erstere in der Regel immer wieder in den Vordergrund jedes Satzes geschoben wurde und dadurch die direkten Nerven des Letzteren für die Täterbezeichnung ganz buchstäblich lahm gelegt hatte. Aber bis dahin ist es doch noch für das tüchtig funktionierende Verbalzentrum gar nicht schlimm, weniger noch, tödlich gewesen. Was hat denn wirklich den Schlag, ja lieber den mörderischen Ausschlag dagegen gegeben?

Um richtig diese vergessene, doch äußerst bedeutungsvolle Frage anzupacken, dazu müssen wir es uns wieder zu Bewusstsein, bzw. zur Sprache kommen lassen, was das Prädikat gleich wie ein *Hort* für die Handlungsinformationen in sich verborgen trägt. Die erste davon ist schon ad acta gelegt, da es ja um die Handlungsperson geht. Das heißt, die drei anderen Handlungsrichtungen müssen in Betracht gezogen werden, nämlich der verbale Modus, das Tempus und nicht zuletzt das *genus verbi*. Wie schon kurz angedeutet, so hat das Mittlere eine ausschlaggebende Rolle für die Konsolidierung der subjektivistischen Macht und zugleich gegen den status quo des Prädikats gespielt. Aus diesem ungemein belangvollen Grunde kommt das Tempus insbesondere zuletzt unter der weitaus strengsten Optik zur Sprache.

Also fangen wir zunächst mit dem verbalen Modus und dem *genus verbi* an. Ich habe bereits auf den Ersteren einen näheren Blick getan gerade im Zusammenhang mit der Höflichkeitsrede in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Und das Letztere wurde indirekterweise ganz kurz auch erwähnt im Kontext mit den verschiedenen Möglichkeiten für die Subjektangabe. Aber diesmal sind die beiden pauschal, ja im Großen und Ganzen zu behandeln, weil es mit der prägnanten Anmerkung allein schon reicht, dass sie allesamt für die Verfeinerung der Handlungsrichtung, bzw. Aktionsart und –weise grammatisch ins verbale System integriert sind. An dieser Stelle handelt es sich gerade darum, warum das für die indoeuropäische Sprachfamilie überhaupt grundlegende Verbalsystem namentlich in der Moderne auseinanderdriften musste. Die beiden unterschiedlichen Verbalaspekte waren in der Antike wie gewohnt nur durch die Verbalendung, ja diese äußerst dynamische Verbalendung allein auszudrücken. Syntaktisch gesagt, wurden sie durchaus in der synthetischen Ausdrucksform erkennbar gemacht. Aber dagegen musste sowohl der verbale Modus als auch das *genus verbi* erst da nicht mehr synthetisch, sondern im Gegenteil analytisch umstrukturiert werden, wo das Subjekt ganz souverän die allererste Machtposition der Syntax eingenommen hat. Nunmehr funktionierte die Verbalendung allein leider nicht so bedeutungsträchtig wie früher für den Verbalaspekt. Sie musste auf jeden Fall ergänzt werden mit dem sogenannten „Hilfsverb“, weil sich alles in der Grammatik um das Subjekt drehte. Man stelle sich mal die deutsche

konjunktivische und zugleich passivische Satzkonstruktion mit dem Hilfsverb „Werden“ vor!

Man muss sich ganz klar machen, was diese syntaktische Umschreibung in der Moderne für die Mitteilung der Verbalaspekte mit sich gebracht hat. Aufgrund dieser neuen analytischen Ausdrucksform mit dem Hilfsverb konnte das Prädikat nicht nur seine eigentlichen grammatischen Aufgaben erfüllen, sondern vielmehr musste es sich vom Subjekt abhängig machen lassen. Wie? Eben weil sich das Hilfsverb vollkommen von dem zugehörigen Subjekt abhängig konjugiert und konjugieren muss. Dadurch entsteht, nein erhärtet sich bereits der Eindruck, dass das Subjekt der Herr über die gesamte Grammatik ist und alle anderen Satzteile gleich wie Untertanen einfach dazu gehören. Wo es grammatisch ganz souverän aus dem Prädikat hervorgetreten ist, eben da musste sich alles, was bisher für das Letztere stand, dergestalt umgestellt werden, dass es perfekt als Zentrum der Grammatik fungieren konnte, wobei sich all das allerdings treu wie gehorsam darum dreht. Obwohl der verbale Modus und zugleich das *genus verbi* als Verbalaspekt in der Moderne vollständig erhalten blieben, so mussten die beiden allesamt in einer ganz anderen Art und Weise, ja in der analytischen Form zum Vorschein kommen. In diesem Falle spielte die Form und gleichsam Ausdrucksform eine noch viel größere Rolle für die Untermauerung der subjektivischen Machtposition als der Inhalt. Dabei wird ganz leicht aufgezeigt, auf welche Art und Weise eine wesentliche Änderung an der Mitteilungsform ungeachtet desselben Ausdrucksinhalts die grammatischen Machtgefälle zwischen dem Subjekt und dem Prädikat beeinflussen musste.

Indem das Erstere machtvoll gerade am Satzanfang hervorgehoben steht und die analytische Verbalsyntax, mittels welcher sich selbst das Erstere das Letztere zu unterwerfen in der Lage war, dadurch zufälligerweise oder notwendigerweise eingeleitet ist, so musste die Herrschaft des Letzteren über die gesamte Grammatik zu Grunde gehen, weil die eigenständige Verbalendung nach wie vor formal erhalten geblieben war und dennoch, inhaltlich gesehen und gleichsam verbalaspektuell betrachtet, fast gar nichts bedeuten konnte, da sie gar keine besondere Augenmerkbarkeit mehr auf sich zu lenken vermochte. Was soll diese Verarmung und sogar Bedeutungslosigkeit der der indoeuropäischen Sprachfamilie allein eigentümlichen Verbalendung heißen? Wo das Subjekt mit dem verstärkten Selbstbewusstsein sprachsittlich in den Vordergrund hervorgehoben gestellt wird, eben da kommt ihr Bedeutungsverlust am meisten zum Tragen. Aus diesem Grunde sehen wir uns ihn beispielsweise im Englischen, Französischen und nicht zuletzt im Deutschen an. Im Ersteren wurden die klassischen Grundzüge der indoeuropäischen Sprachfamilie bekanntermaßen am frühesten und zugleich am stärksten zurückgedrängt, weil die beiden grundlegenden Kernteile, nämlich der nominale Kasus und die verbale Konjugation darin fast komplett abhanden

gekommen sind.

Aber aus welchem Grunde und gar aus welchem berechtigten Grunde konnte der Engländer so einfach, so hemmungslos, so bahnbrechend die Verbalendung ausfallen lassen, dass sie nur rudimentär weiter bleiben kann, gleichsam als ob sie für die Zurückerinnerung an die vergangene grammatische Geschichte hinterlassen wäre? Er hatte anscheinend schon die Bedeutungslosigkeit der Verbalendung als problematisch, als sehr problematisch zu betrachten, welche unmittelbar von dem im Vorfeld gebieterisch andere Satzteile bestimmenden Subjekt ausgelöst ist. Gerade mit dem intensiv zugenommenen Selbstbewusstsein konnte diese subjektivische und gar subjektorientierte und schließlich noch subjektzentrale grammatische Erscheinung erst in der Moderne als Sprachregel etabliert werden. Das ist auch der Fall für das Englische. Wie konnte der Engländer angesichts dieser neuen, brandneuen grammatischen Lage wiederum gegen das Subjekt, welches gerade aus seinem eigenen Verlangen voranmarschierte, vorgehen, um jenes heikle Problem aufzulösen? Aus diesem Grunde ist die Lösung um jeden Preis auf der Seite des Prädikats herauszufinden.

Unter diesen grammatischen Bedingungen, wo einerseits das Subjekt selbst, schon unübersehbar an der ersten Stelle stehend, die Täterbezeichnung zu tun im Stande ist, und wo andererseits der verbale Modus und das *genus verbi* insgleichen mittels des Hilfsverbs analytisch auszudrücken sind, eben darunter sieht man gar keine überzeugende, geschweige denn zwingende Notwendigkeit, die sinnlose Verbalendung weiter zu behalten. Wozu muss man sie trotz solcher drastisch veränderten grammatischen Situationen in der verbalen Tabelle lästig weiter stehen lassen? Ist es durchaus nicht sinnvoll, wenn man sie daraus einfach und schlicht herausstreicht? Das war eben für den damaligen Engländer die praktische Lösung angesichts des Problems der Bedeutungslosigkeit der Verbalendung. Aber ist das in der Tat die einzige Möglichkeit? Was hat jener Franzose dagegen getan? Diese Frage selbst ist am spannendsten, weil er, wie schon mal im Zusammenhang mit dem ganz besonderen Personalpronomensystem gesehen, die grammatisch stärkste Rahmenbedingung für das Subjekt und zwar das Ich, mit welcher er sein Selbstbewusstsein an die Spitze treibend auszudrücken vermochte, herausgrammatikalisiert hat.

Im Französischen gibt es immer noch das ganz vollständige Verbalendungs-system im äußerst markanten Kontrast zum Englischen. Das ist schon ein erheblicher Unterschied zwischen ihnen, weil das Subjekt in den beiden Sprachen ohnehin hervorgehoben an der allerersten Machtposition steht. Das bedeutet schon, dass der Franzose einen völlig anderen Weg für die Lösung jenes Problems eingeschlagen hat. Aber gibt es gar keinen augenfälligen, ja in diesem Falle lieber ohrenfälligen Unterschied zwischen der französischen und der deutschen Verbalendung? Rein formal und inhaltlich insgleichen gesehen, kann

man gar keine besondere Differenz herauslokalisieren. Aber wenn man seine jeweilige Verbalendung spricht und gleichsam ausspricht, erst dann kann man, wie gesagt, einen ohrenfälligen Unterschied bemerken, weil sie im Französischen gar nicht, ganz und gar nicht mit ausgesprochen wird, wohingegen sie im Deutschen, so schwach sie auch akzentuiert werden mag, auf jeden Fall herauszuhören ist. Im Französischen ist sie immer schon in der geschriebenen Sprache sichtbar, aber doch interessanterweise in der gesprochenen Sprache nicht mehr hörbar. Wie kam denn eigentlich diese äußerst seltsame und einsame grammatische Erscheinung zu Stande? Ist das nur ein bloßer Zufall? Warum musste denn überhaupt diese Verbalendung im Französischen verstummen, gleichsam als ob sie lahmgelegt worden wäre? Vielleicht mit einem guten Grunde oder gar mit einem notwendigen Grunde?

Der Franzose war noch viel mehr, noch viel härter vom Problem der Bedeutungslosigkeit der Verbalendung betroffen, zumal er nicht nur einfach das Subjekt immer erkennbar gemacht, sondern darüber hinaus einzigartig das schwachbetonte und das starkbetonte Personalpronomensystem in die Grammatik eingeführt hat. Aus diesem grammatischen Hintergrunde hatte er dringend zu tun gegen diese anachronistische Verbalendung. Aber er konnte oder wollte indessen nicht so einfach wie der Engländer diese alte, uralte traditionsreichste Grammatik überhaupt abschaffen. Er bringt es diesmal bis zu einer geistreichen Lösung! Eben durch diese Verstummung der geschriebenen Verbalendung konnte er einerseits die alte sprachliche Tradition weiter bewahren, aber doch andererseits zugleich die daraus resultierende delikate Frage, warum die Angabe zum Akteur überflüssig, ja sogar absurd nominal und verbal insgleichen zu machen ist, ausräumen. Denn das ständig eingesetzte Subjekt allein, sei es das schwachbetonte oder sei es das starkbetonte Personalpronomen, reicht ja bei weitem, ganz eindeutig die Handlungsperson zum Ausdruck zu bringen.

Noch völlig abgesehen davon, ob die französische Lösung eine perfekte und definitive sein kann, so muss auch erwähnt werden, dass das Prädikat durch die komplette Verstummung der Verbalendung vom Subjekt völlig abhängig werden musste, eben weil das Letzte unter dieser aussprachlichen Bedingung unabdingbar für die Täterangabe erforderlich ist und ferner da die sogenannte „Kongruenz“ zwischen den beiden noch um vieles verstärkt erscheint. Obwohl die Verbalendung im Französischen nach wie vor zu sehen ist, so schenkt ihr indessen kaum einer seine Augenmerklichkeit. Denn er schenkt im ganzen Gegenteil dem vorerst und zugleich vollständig ausgesprochenen Subjekt sein Gehör. Aber in der Antike musste nicht bloß die Augenmerklichkeit, sondern darüber hinaus der Respekt auf jeden Fall dem Prädikat verliehen werden, das ja ein grammatischer Teil mehr, ja gleich wie ein *Hort* für die verbale Sichtweise war. Mit ihrer bedeutungsvollen Rolle und gleichsam Aspektrolle durfte die Verbalendung in der Antike beileibe

nicht ignoriert, bei Leibe nicht überhört werden. Dagegen musste sie sich im Französischen aufgrund ihrer Bedeutungslosigkeit und unter der strengen Alleinherrschaft des Subjekts den eigentümlichen Lautwert entziehen lassen.

Aber wie steht es denn überhaupt mit der Verbalendung im Deutschen? Was hat der Deutsche selbst unternommen, um dieser lästigen unzeitgemäßen Verbalendung beizukommen? Dieses Problem ist, so scheint es, bei ihm noch nicht als problematisch angekommen. Ganz genau so wie im Englischen und Französischen wird das Subjekt im Deutschen, im Prinzip genommen, immer gerne ausgesprochen eingeschoben. Aber trotzdem wird die Verbalendung darin vollkommen geschrieben und gesprochen. Das ist eigentlich gar keine kleine Frage. Warum denn noch immer die Verbalendung? Sie ist, logisch gedacht, einfach paradox pur. Sie muss, sei es in der englischen Weise oder sei es in der französischen Weise, durchaus fertig gemacht werden, solange das Subjekt vorherrschend die Aufgabe der Täterbezeichnung erfüllt. Oder falls sie nicht mehr paradox, sondern verständlich und gar selbstverständlich an Bedeutung zurückgewinnen will, so muss sie so weit das sogenannte „Unterliegende“ zurückdrängen, als dies wie früher im Satzbau unsichtbar wird. Aber ist das in der Tat möglich? Kann diese Möglichkeit gerade vom Deutschen verwirklicht werden? Leider scheint das Umgekehrte die Lösung, die zukünftige Lösung zu sein.

Die deutsche Verbalendung wird schon gesprochen, aber doch nicht so richtig ausgesprochen. Man vergegenwärtige sich doch mal die umgangssprachliche Abkürzung der Verbalendung, „,n“ für das eigentliche „en“ und wie das „e“ unausgesprochen heruntergeschluckt wird. Langfristig gesehen, spielt die Umgangssprache, selbst wenn sie vom Sprachler zumeist geringgeschätzt wird, eine große und sogar wesentliche Rolle für die Weiterentwicklung der Sprache. Die komplizierten und schweren Grammatiken gehen schrittweise unbemerkt dahin. Das Italienische und das Neuchinesische geben uns dafür ein Beispiel. Die beiden modernen Sprachen entwickelten sich ja nicht aus dem klassischen Altchinesisch und Latein, sondern gemeinsam aus der jeweiligen vulgären Umgangssprache, welche freilich früher in starker Konkurrenz mit der geschriebenen und gleichsam gehobenen stand, die aber gleichwohl wegen ihres mündlich groben und derben Charakters verachtet wurde. Ungeachtet dieser höhnischen Verachtung konnte sie am Ende den Sieg über die raffinierte stilistische Sprache überhaupt davontreiben, was die sprachliche Weiterentwicklung angeht. Aus dieser Sprachgeschichte ist eine Prognose über das Schicksal der deutschen Verbalendung bereits relativ leicht anzustellen. Sie müsste wahrscheinlich, hochwahrscheinlich in die Fußstapfen entweder des Englischen oder des Französischen treten. Sie vollkommen und einheitlich unausgesprochen zu lassen gleich wie im Letzteren oder darüber hinaus die verstummte schonungslos fallen zu lassen genau so wie im Ersteren!

Mit dem *emanzipierten* Hervortreten des Subjekts aus dem Prädikat erst in der Moderne hatte sich die dynamische Verbalendung mal durch das Verstummen abzuschwächen und mal sogar durch das Abschaffen auszufallen. Das Erstere hat selbst ganz souverän für seine Verselbständigung vom Letzteren die Führungsrolle gespielt. Seine grammatische Emanzipation aus der längsten prädikativischen Gängelei und zugleich seine neue Herrschaft über das gesamte System der Grammatik hat, wie schon mal dargestellt, unmittelbar einen wesentlichen Wandel der Verbalform herbeigeführt, wobei sich die traditionelle synthetische Ausdrucksform, in der die einfachste, doch zugleich selbsttätigste Verbalendung allein schon die aspektuellen Informationen zur Verbalhandlung zu liefern in der Lage war, zur analytischen umgestalten lassen musste. Aber bei seiner dramatischen Ankunft zur grammatischen Macht und bei seiner Verohnmächtigung des dynamischen Prädikats mit dem Raubbau an seiner aspektreichen Verbalfunktionen hat ein unbemerkt im Hinterhalt verborgen, aber doch für ihn den direkten Befreiungsschlag liefernder Verbündete eine unvorstellbar wichtige Nebenrolle gespielt. Er heißt das Tempus und zwar die grammatische, genauer gesagt, verbale Zeitangabe.

Im Lateinischen, welches sich in Hinsicht auf das System der verbalen Zeitangabe wesentlich vom Altgriechischen unterscheidet, vermag die funktionstüchtige Verbalendung ganz allein die vier bedeutungsvollen Handlungsumstände auszumalen, nämlich die Handlungsperson, den *modus verbi*, das Tempus und nicht zuletzt das *genus verbi*. Aber im Letzteren kommt noch ein weiterer belangvoller, ja der wohl bekannte Verbalaspekt hinzu, welcher allerdings im Ersteren auch zu sehen ist, der aber demgegenüber im Letzteren einen sehr unterschiedlichen, bzw. hohen Stellenwert hat. Es kommt endlich auf das verbale Tempus in der indoeuropäischen Sprachfamilie an im Zusammenhang mit der wechselvollen Geschichte und zwar Verhältnisgeschichte zwischen dem Subjekt und dem Prädikat und der Erkenntnistheorie insgleichen. Wie gerade ausgeführt, so galt es eindeutig eigentlich nur als eine wichtige Handlungsinformation ebenso wie die anderen, welches allerdings in der synthetischen Verbalendung zusammengeschmolzen unscheinbar verborgen lag. Das Tempus hat sich innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie erst später entwickelt, das bedeutet, es war eigentlich gar kein wesentliches Handlungsumfeld, das mittels, nein kraft der einzigartigen dynamischen Verbalendung notwendig und gleichsam lebensnotwendig mit ausgedrückt werden konnte und sollte.

Als Beispiel nehmen wir doch mal akribisch das altgriechische Tempus überhaupt in Augenschein! Im ursprünglichen Altgriechischen fehlte es daran. Aus diesem Grunde hat die eigentliche altgriechische Verbalendung beileibe kein Zeitverhältnis, ganz gleichviel, ob das relative oder das absolute Zeitverhältnis, zum Ausdruck gebracht. Eher, genauer gesagt, am ehesten wurde sie nur für den

Verbalaspekt allein zur Verfügung gestellt. Dieser Aspekt war nämlich für den Altgriechen von lebenswichtiger Bedeutung, um sprachlich ein- und ausdrucksvoll die ganze Welt mitteilen zu können. Mit dem Begriff Verbalaspekt im weitesten Sinne dieses Worts können wir reibungslos alle Handlungsumstände, welche gerade via die dynamische, eudynamische Verbalendung erst zur Sprache kommen, zusammenfassen, zumal der *modus verbi*, das Tempus und das *genus verbi* allesamt ausnahmslos in sich eine Art, eine äußerst feine Art von Handlungsbetrachtung bedeutungsschwanger tragen. Selbst der Handlungsträger ist da eine aspektgebundene Persönlichkeit schlechthin, niemals wie ein substanzielles Wesen, welches seine atomare Kraft freizusetzen im Stande ist.

Der altgriechische Verbalaspekt lässt sich, im Grunde genommen, in drei unterschiedliche Sichtweisen einordnen, also in die Dauer, den Vollzug und nicht zuletzt das Ereignis. Die Erstere, die präsensbezogene ist im Detail ins „Linear, Konativ und Iterativ“ aufzufächern, während der Mittlere, der aoristbezogene ins „Ingressiv, Effektiv, Komplexiv und Gnomisch“ zu untergliedern ist. Das Letztere, das perfektbezogene kann relativ einfach entweder ins „Resultativ“ oder ins „Stativ“ einkategorisiert werden. Aber woran ist denn überhaupt das ganze System vom altgriechischen Verbalaspekt orientiert? Nach welchem Grundaspekt konnte eigentlich er selbst in die drei wesentlichen Kategorien untergliedert werden? Das ist gar nicht kompliziert, sondern erstaunlicherweise einfach und schlicht. Es *handelt* sich ja zunächst nur darum, ob eine Handlung für den betrachtenden Autor schon abgeschlossen oder noch im Verlauf ist und danach darum, ob diese, wenn bereits vollzogen, nicht mehr wirkt oder sich doch noch weiter auswirkt.

Obwohl die Verbalendung lauter für die verschiedenen Sichtweisen des Verbalvorgangs eingesetzt worden ist, so nennen wir sie trotzdem als Spätere paradoxerweise das Tempus. Woher kommt denn überhaupt diese grammatische sinnwidrige Bezeichnung? Das kommt sicherlich daher, einerseits dass sich das Tempus, grammatisch gesehen, ungeachtet seiner späteren Herauentwicklung unter der freundlichen Führung des Subjekts gegen den Verbalaspekt durchzusetzen vermochte, andererseits dass überhaupt die Zeit, bewusst betrachtet, für den modernen Sprachler wichtig, überaus wichtig und gar lebenswichtig geworden ist. Aber dagegen ist sie für den altgriechischen Sprachler gar nicht notwendig, weniger noch, lebensnotwendig, sondern nur in der aspektuellen Hinsicht hilfreich, mehr noch, lebensbereichernd gewesen und stand durchaus nicht im Zentrum seines Interesses, sondern lediglich an dessen Peripherie wie eine Silhouette, welche hintergründig ihren Vordergrund kontrastreich zur Geltung bringt. Das grammatische Tempus hat im anfänglichen Altgriechischen, so fremd, so unverständlich es auch klingen mag, nicht als Zeitangabe, sondern eher, sondern vielmehr als feinsinnige Schattierung der Verbalhandlung seinen unterstützenden Beitrag geleistet. Das heißt, es stand nicht für die Wann-Frage, sondern eben für

die Wie-Frage zur Verfügung.

Nicht das Präsens, sondern eben der Aorist ist im altgriechischen Tempussystem die grundlegende Zeitform. Das fällt uns gar nicht leicht, weil wir gewohnheitsmäßig mittels und zentrums der Gegenwart die Vergangenheit und Zukunft abmessen. Aber warum konnte und sogar musste ausgerechnet der Aorist als Grundtempus seine Rolle spielen? An dieser Stelle müssen wir zunächst nicht an die Zeit selbst, sondern lieber an den Verbalaspekt zurückdenken. Nach dem Grundaspekt, ob eine Handlung bereits vollendet oder immer noch im Prozess ist, ob diese ausgeführte Handlung eine Nachwirkung ausübt, richtete sich das verbalaspektuelle System im Altgriechischen ein. Vom Verbalaspekt her steht der Aorist gerade im Mittelpunkt. Denn er drückt den Aspekt „Vollzug“ aus, worunter eine Handlung einfach als abgeschlossen angesehen werden kann. Während der Präsensaspekt „Dauer“ im markanten Gegensatz zu jenem die noch nicht vollzogene Handlung lebhaft ausmalt, so bringt der perfektivische Aspekt „Ereignis“ dagegen die nicht bloß abgeschlossene, sondern darüber hinaus bis jetzt nachwirkende kontrastreich zur Sprache. Aus diesem aspektuellen Grunde „Vollzug“ kann er mit Recht ins Zentrum des Verbalaspekts rücken. Dabei handelt es sich erst recht nicht um die Zeit selbst, sondern eigentlich und ausschließlich um die Sichtweise des Verbalvorgangs. Nicht ohne Grund wird jener Grundaspekt „Vollzug“ als Aorist bezeichnet, zumal er, etymologisch gesehen, ganz einfach „zeitlos“ bedeutet. Erst aus der Analogie zum aspektuellen Verhältnis konnte sich das Tempus nach und nach herausentwickeln.

Die Zeit selbst war für den weisen Altgriechen von geringer Bedeutung. Sie wird ihm bewusst erst in vollem Gange der aspektuellen, aspektreichen Handlung, ganz genau so wie das Ich. Die beiden konnten bei ihm gar keinen substanziellen, gar keinen kategorischen Halt finden. Eine Handlung, bzw. ein Ereignis begibt sich überhaupt nicht nach dem freiwilligen Subjekt und in dem absoluten Zeitfenster, sondern ganz umgekehrt kommt im aspektreichsten und situationsgebundenen Vollzug ebenso das Ich als Täter wie die Zeit als ein Tatumstand dem altgriechischen Sprachler zu Bewusstsein. Die Zeit an sich ist für den Altgriechen am wenigsten möglich wie das Ich an sich gewesen, weil das Tun selbst immer gerne im Vordergrund seines Interesses stand und mithin den Täter und zugleich seine Umstände zu überwältigen hatte. Erst später kam das Tempus zum Verbalaspekt hinzu, doch erst recht nicht um die Zeitangabe zu machen, sondern lauter um ihn aspektuell zu verfeinern. Unter dieser grammatischen Bedingung konnte das Prädikat kraft des dynamischen Verbalaspekts offensichtlich seine souveräne Herrschaft über die gesamte Grammatik sehen lassen.

Aber wo das Subjekt emanzipiert, hervorgehoben, herausgestrichen das grammatische Vorfeld eingenommen und sich das Tempus dabei nicht mehr als Aspekt, sondern als reine Zeitangabe vom Prädikat abgehoben hat, eben da musste

das klassische Verbalsystem in der indoeuropäischen Sprachfamilie völlig zu Grunde gehen. Wie schon gesehen, war das Verb für den Altgriechen lauter *Tätigkeitswort*. Es war gar kein Zeitwort. Alles drehte sich bei ihm um das *Tun* allein. Das andere war nur marginal, nur nebensächlich und doch erst in der aspektuellen, verbalaspektuellen Hinsicht von voller Bedeutung. Aus diesem Grunde ist die spätere zeitliche Einordnung des eigentlichen Verbalaspekts ins Tempus nicht mehr haltbar, nicht mehr tragbar. Leider, mehr noch, bedauerlicherweise ist die „zeitlose Zeitlichkeit“ und gleichsam die „aspektuelle Zeitlichkeit“, nämlich der Aorist in den meisten indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedern völlig spurlos verloren gegangen. Warum musste er denn eigentlich seinen Platz räumen, obwohl kein anderer als er das Grundtempus in der alten indoeuropäischen Sprachfamilie war? Wie so? Mit dieser Frage erreichen wir nun das lateinische Tempus unausweichlich.

Es trägt zwar den Verbalaspekt in sich, dennoch erfüllt es in einer imponierenden Weise insbesondere seine allererste Hauptaufgabe, ja die Zeitangabe. Im Lateinischen handelt es sich nicht bloß um das strengste absolute, sondern zugleich auch um das strengste relative Zeitverhältnis auf dieser Erde. Das ist ebenso für die infiniten Verbformen, ja das Partizip und den Infinitiv wie für die finiten allgemeingültig. Das lateinische Tempus, welches ja einesteils absolut und anderenteils verhältnismäßig stufenweise eingerichtet ist, ist für Fremdsprachler und gar für den europäischen Fremdsprachler überhaupt nicht einfach. Namentlich die ungleich strengere Einhaltung des relativen Zeitverhältnisses fordert eine intensive grammatische Übung, damit der Sprachler an dieser kantigen Zeitstufe nicht holprig stolpert. Das ist selbst im Deutschen vereinzelt zu sehen.

Nehmen wir als Beispiel den folgenden Temporalsatz! „Nachdem er erfolgreich seine Tat ausgeführt hatte, hat er sofort jede Spur vertuscht.“ Dieses relative Zeitverhältnis in der Vergangenheit zwischen dem Perfekt und dem Plusquamperfekt kennt gar keine ostasiatische Sprache, sei es Koreanisch, Japanisch oder Chinesisch. Das bedeutet, ein Koreaner als Anfänger hat sich durchaus anzustrengen, es perfekt zu beherrschen, eben weil es in seiner Muttersprache daran fehlt. Aber das ist für einen Deutschen auch der Fall, wenn er ganz souverän das lateinische Tempus meistern will. Aber völlig von diesem relativen Zeitverhältnis im Lateinischen abgesehen, bringt das Verb in der modernen indoeuropäischen Sprachfamilie zunächst und hauptsächlich den zeitlichen Ablauf zum Ausdruck gerade als *Zeitwort*. Wie konnte sich das Prädikat vom *Tätigkeitswort* zum *Zeitwort* verwandeln? Wie und wieso kann man das Verb als *Zeitwort* bezeichnen und gleichsam definieren? Da ist gerade auch die Rede von der deutschen grammatischen Benennung. Kann das deutsche Tempus immer noch irgendeinen Verbalaspekt mit sich bringen? In der Regel nicht mehr, aber doch noch rudimentär im Perfekt! Warum konnte und kann denn überhaupt dieser

perfektivische Verbalaspekt trotz seines tendenziellen Rückgangs in der Moderne, sei es im Französischen oder sei es im Englischen oder sei es im Deutschen, nach wie vor vollständig erhalten bleiben? Dies kommt erst später zur Sprache im Zusammenhang mit der Kausal-Interpretation des subjektivischen und gleichsam substanziellen Ichs.

Dieser Verbalaspekt ist innerhalb der modernen indoeuropäischen Sprachfamilie beispielsweise und interessanterweise in der slawischen Sprache vollkommen wieder zu entdecken. Aber aus welchem notwendigen Grunde konnte und gar musste ihn das Tempus in den westeuropäischen Sprachen regelrecht übertünchen? Dazu müssen wir uns zunächst mal fragen, welche klassische Sprache gerade in der Herausbildung der modernen Sprachen am meisten und am tiefsten insgleichen beeinflusst hat. Die Antwort steht ganz fest und ist ganz einfach. Das Lateinische hat dafür eine entscheidende Rolle gespielt, teils als Begleitschrift für das Christentum und teils als Bildungssprache für den damaligen europäischen Gelehrten. Wie wäre es denn, wenn gerade das Altgriechische anstatt des Lateinischen den direkten Einfluss darauf genommen hätte? Das Neue Testament wurde nämlich bekanntermaßen zunächst im Altgriechischen verfasst. Aber in der Tat hat nicht das Altgriechische, wo die grammatische, genauer gesagt, verbale Zeit am wenigsten entwickelt ist, sondern eben das Lateinische, wo sie am meisten und zugleich am strengsten etabliert ist und gar wo das Tempus das eindeutige, einseitige Schwergewicht über den Verbalaspekt hält, den unmittelbaren Ausschlag für die drastische Verstärkung des Tempus und mithin die Vernichtung des Verbalaspekts gegeben.

Wie bereits einmal erwähnt, so erheblich, so ungemein haben die lateinische Bibel und ihre Übersetzung für die jeweilige indoeuropäische sprachfamiliäre Mitgliedssprache ganz buchstäblich den Grundstein für ihre moderne Entwicklung überhaupt gelegt. Wie konnte der Verbalaspekt unter diesem magnetischen Einfluss des Lateinischen, mehr noch, trotz seines stürmischen Einflusses überdauern? Wir haben auf jeden Fall über das moderne Tempus und sein demonstratives Emporkommen im Zusammenhang mit dem Subjekt nachzudenken, weil die beiden ungeachtet der syntaktischen größten Entfernung zunächst überraschenderweise und so dann selbstverständlicherweise in bei weitem engster Nähe stehen. Das Letztere hat, durch das herrliche, herrschaftliche Einnehmen der allerersten syntaktischen Satzposition hervorgetreten und zugleich hervorgehoben, als *Täter* seine Emanzipation aus dem Prädikat zu Stande gebracht, wohingegen das Erstere, sich am selben *Tatort* weiter aufhaltend und durch sein Erheben das Prädikat, bzw. seinen Verbalaspekt ganz buchstäblich unterdrückend, seine Souveränität erobern konnte. Wo das Verb als *Tätigkeitswort* und gleichsam als *Aspektswort* zu Grunde gerichtet wurde, eben da konnte sich nicht nur das Subjekt allein, sondern zugleich auch das Tempus als unabhängig

vom Ersteren erklären im engsten Schulterschluss.

Wir haben schon deutlich gesehen, dass die Zeit, bzw. ihre Verbalform Tempus für den Altgriechen ganz und gar nicht lebensnotwendig, sondern lediglich aspektgebunden nützlich war. Aber aus welchem Grunde wurde es in der Moderne für den Sprachler lebensspendend und darüber hinaus lebensversichernd? Das kommt einerseits sicherlich durch den äußerst starken Einfluss des Lateinischen. Aber es steht noch ein wichtiger Faktor dahinter, nämlich der Kommandogeber Subjekt. Mit dem enorm zugenommenen Selbstbewusstsein zusammen konnte sich dieses in bestimmten modernen Sprachen mit Recht und für gewöhnlich einsetzen lassen. Was braucht denn eigentlich das Ich als Täter, was braucht „es“ *in der Tat*, wenn „es“ planmäßig und gleichsam erfolgreich seine Tat ausführen will? Was denn, um *es* unbedingt zum Erfolg zu bringen? Täter, Tatort und nicht zuletzt Tatzeit! Die Zeit ist unentbehrlich für „es“, um im Voraus seine erfolgreiche Tat zu planen. Das Tun selbst ist erst dann für „es“ nebensächlich, wenn „es“ mittels des Orts und der Zeit gekonnt die angezettelte Handlung in die Tat umzusetzen vermag. Diese Vorbedingungen für die Umsetzung der geschmiedeten Tat sind noch viel wichtiger als das Tun. Denn jede Tat ist einfach auszuführen ganz genau so wie „es“ sich vorstellt, solange „es“ mittels der beiden kategorisierten Handlungsrahmen seine substanzielle Kraft freizusetzen in der Lage ist. Wenn sich die ausgeführte Tat als erfolglos und ganz anders als vorgestellt erweist, so muss „es“ sie wieder umplanen. Beim nächsten Male zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort insgleichen! Dadurch verliert das Tun selbst auf Kosten der Täterschaft an Bedeutung, bestimmter noch, an der *Einmaligkeit* und gleichsam *Einzigartigkeit*, zumal dieses von ihm immer aufs Neue umgestaltet werden kann, wenn „es“ seinen freien Willen wirken, ein- und auswirken lassen kann.

Dieses wirkende Ich, dieses substanziell wirkende Ich erklärt sich am besten als *Täter* ebenso wie Nietzsche eigentlich und gezielt damit meinen will. Und warum denn überhaupt das Zeitbewusstsein am engsten mit dem Selbstbewusstsein einhergeht und einhergehen muss, das versteht sich noch einmal ganz klar, wenn wir beide gründlich auf der erkenntnistheoretischen Ebene in Betracht zu ziehen vermögen. Das subjektivische Ich als Substanz und gleichsam als Sein in der Moderne setzte sich mächtig für die Epistemologie ein. Erst mit seiner Vergegenständlichung, bzw. Verobjektivierung der Welt inklusive des Menschen konnte es vornehmlich in der Moderne bahnbrechend vorangetrieben werden. Wenn das Subjekt das Objekt begreifen will, so muss das Erstere notwendigerweise sichere Kategorien im Griff, ja vielmehr in seiner Gewalt haben, um gleich wie eine *Anwältin* das Letztere zu vernehmen. Um unwiderlegbar die *Tat* und gleichsam *Tatsache* festzustellen, eben dazu muss das erkenntnistheoretische Subjekt *unbedingt* das Tempus als Kategorie anwenden können ganz genau so wie den Ort. Ohne die beiden für *Tat* und zugleich *Tatsache*

grundlegenden Rahmenbedingungen hat das substanzielle Ich als Täter kaum eine Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, um ganz fest die Epistemologie, mehr noch, die Wissenschaft zu etablieren. Man erinnere sich doch noch einmal an die zehn Kategorien Aristoteles' zur festen Grundlegung der Wissenschaft! Zunächst gar nicht zu reden von den zwölf Kategorien Kants für die gewisse Erkenntnistheorie der „reinen Vernunft“!

Schon Aristoteles hat mit seinen zehn Kategorien ganz vorbildlich und exemplarisch insgleichen demonstriert, wie wichtig, selbst noch, wie notwendig die Zeit und der Raum als Bedingung für die sichere Herausstellung der substanziellen Identität sind. Er wollte nicht nur eine bloße Grundlegung der Epistemologie, sondern vielmehr lückenlos die ontologische Substantialität als Fundament, als Fundament in alle Ewigkeit hinein begreifen. Was Wunder, dass Kant ausgerechnet und gerade auf diesen vorbildlichen Metaphysiklehrmeister zurückzugreifen hatte, um auf einmal die moderne erkenntnistheoretische Skepsis überhaupt zu beheben und zugleich um kraft der „reinen Vernunft“ der Wissenschaft den gewissen Halt anbieten zu können! Ist das doch noch möglich, dass man ohne Raum und Zeit eine Tat und zwar eine Tatsache, geschweige denn die Wissenschaft, insbesondere Naturwissenschaft erklärt? Eben dieses erkenntnistheorieorientierte, mehr noch, erkenntnisbegehrende Ich forderte das Tempus zur Verselbständigung vom Prädikat auf, weil es, solange es darin gleich wie es selbst früher unscheinbar-verborgen wie untertan-gehorsam liegt, gar keinen wesentlichen und effektvollen Beitrag zur Wissenschaft zu leisten in der Lage ist. Es musste deshalb um jeden Preis gefördert werden, nämlich das Tempus, das ja sicherlich die Zeit und das Zeitbewusstsein des Sprachlers unmittelbar zum Ausdruck bringt. Es geht doch nicht mehr ohne die beiden erkenntnistheoretischen Achsen, die Wissenschaft und gleichsam die Epistemologie überhaupt. Das subjektivistische Ich als Täter kann aus Mangel daran dies nicht mehr bringen. Dieser armselige Täter muss nämlich hinkend für immer dem Tun hinterherlaufen. Aus diesem erkenntnistheoretisch zwingenden Hintergrunde hatte das Subjekt unbedingt das Tempus aus dem prädikativen Untergrund aufsteigen zu lassen. Wo der Verbalaspekt herrschte, da konnte weder das Erstere noch das Letztere anmaßend in der Öffentlichkeit sein Gesicht sehen lassen. Denken wir doch mal über die unterschiedlichen muttersprachlichen Bedingungen für Aristoteles und Kant nach, welche als Wahrheitsliebende trotz der großen zeitalterlichen Entfernung ohnehin über die führende Rolle der Wissenschaft und der Metaphysik insgleichen völlig einig sind.

Zu Lebzeiten Aristoteles' und sogar bis jetzt steht das Tun selbst im Alt- und Neugriechischen *unter dem facettenreichsten Aspekt* im Vordergrund. Wie konnte denn überhaupt dieser metaphysische Vorreiter trotz und zugleich ungeachtet dieser grammatischen Bedingung den Täter zum Vorschein kommen lassen? Nicht

nur er selbst, sondern ebenfalls seine Schüler und allgemeine Leser waren dazu durchaus nicht in der Lage, eben weil sie alle Sprachnutzer des Altgriechischen waren. Im Vergleich zu seinem vorbildlichen Lehrmeister in der Antike konnte Kant mit seiner Muttersprache in der Moderne für die gewisse Erkenntnistheorie verhältnismäßig besser argumentieren, weil die grammatischen Rahmenbedingungen für das Philosophieren ihm und seiner Erkenntnistheorie wie zugeschnitten vorbereitet lagen. Das Subjekt hat nämlich im Deutschen die Herrschaft über die ganze Grammatik des Prädikats übernommen und sich mit der neuen Sprachregel in den Vordergrund hervorgehoben gestellt. Dabei hat sich das Tempus als unabhängig vom Letzteren erklärt und dadurch das Verb nicht mehr als Tätigkeitswort, sondern eher als Zeitwort ansehen lassen. Und nicht zuletzt konnte ein sichtbarer Kontrast zwischen dem Subjekt und dem Objekt herausgebildet werden, zumal das Subjekt mit seinem ständigen markanten Auftauchen eine syntaktische Transformation herbeigeführt hat. Das Erstere hat sich nicht nur demonstrativ an den Satzanfang gestellt, sondern zugleich das Prädikat vom klassischen Satzende zur Stelle direkt nach seinem Platz vorgezogen. Das Letztere aber befindet sich in der Regel unmittelbar hinter dem Verb. Diese moderne syntaktische Zusammenstellung suggeriert bereits ganz feinsinnig, dass der betreffende Sprachler den Eindruck zu gewinnen hat, gleichsam als ob sowohl das Prädikat als auch das Objekt völlig vom Subjekt abhängig wären, weil die allererste Position dem Letzteren gehört und die beiden anscheinend gehorchend hintereinander folgen. Das ist eben für das Deutsche auch gültig! Dieser indirekte Einfluss der modernen Syntax auf den Sprachnutzer darf beileibe nicht unterschätzt werden.

Diese Sitzplatzverteilung spielt eine zusätzliche Rolle für den Stellenwert jedes Satzmitglieds. In der Antike, bzw. in der uralten indoeuropäischen Sprachfamilie wurde der erste Platz dem Subjekt, wenn es wirklich zur lebhaften Darstellung hervorgehoben aus dem Prädikat herauszustreichen war, und der allerletzte und zugleich allerwichtigste eben dem Letzteren zugeordnet. Das heißt, der allererste war in der Regel leer und demgemäß sinnlos, aber nur dann sinnvoll, falls ihn das Subjekt aspektuell akzentuiert einnehmen *sollte*. Durch diese klassische Klammerstellung konnte das Prädikat äußerst dynamisch seine grammatische Macht ausüben. Aber erst nachdem das Subjekt sprachstetlich ganz fulminant die erste Position als neuen Thronplatz für die gesamte Grammatik besetzt hatte, hatten das Prädikat sowie das Objekt in engster syntaktischer Nähe für das Erstere Frondienst zu leisten. Wie leicht, wie erleichtert Kant im Gegensatz zu Aristoteles nicht bloß kraft der „reinen Vernunft“, sondern lieber macht der unsichtbar verborgen liegenden, aber doch für die wissenschaftliche Erklärung wie perfekt zur Verfügung gestellten sprachlichen Vorbedingungen seine Grundlegung der Wissenschaft und gleichsam Epistemologie auszuführen im Stande war, das

verstehen sich aus dem grammatisch unterschiedlichen Zusammenhang von selbst. Zur definitiven Erklärung muss das Subjekt unter jedem Umstande das Objekt ganz buchstäblich begreifen. Diese Verobjektivierung und zwar Vergegenständlichung des substantiellen Subjekts liegt doch schon längst grammatisch vorbereitet. Es muss nur gedanklich, ja philosophisch verfeinert weiter vorangetrieben werden. Eben dieses unzertrennbare, doch ganz geheimnisvolle Du und Du zwischen der Subjektivität und der Temporalität hat dem Prädikat seinen vielfältigen Verbalaspekt und zugleich seine einzigartige Bedeutung entzogen.

An dieser Stelle kommen wir zur grammatischen Zeit zurück! Seitdem das Verb aus Verlust an Bedeutung der Verbalendung und zugleich des Verbalaspekts nicht mehr als Tätigkeitswort, sondern als Zeitwort zu bezeichnen war, musste der Sprachler sprachsittlich und bewusst zumindest die absolute Zeitstufe, nämlich die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinauf- und heruntersteigen, um etwas zu sagen, um etwas zu schreiben. Dies scheint zunächst gar nicht besonders problematisch zu sein. Aber wir müssen uns doch ganz klar machen, dass wir unter dieser modernen grammatischen Bedingung das noch viel stärker eingeprägte Zeitbewusstsein genau so wie das bei weitem intensiver verstärkte Selbstbewusstsein haben. Jedesmal, wenn wir ein Verb einsetzen, müssen wir uns, sei es bewusst oder sei es unbewusst, wegen dieser temporalen Zeitstufe an die kategorische und gar gesetzliche Zeit erinnern oder ganz umgekehrt erinnert sie selbst uns an die strenge Einhaltung. Diese grammatische Zeit und zwar das Tempus prägt in Bezug auf das Zeitbewusstsein den betroffenen Sprachler dermaßen tief, dass er nunmehr ohne Bedenken einfach gewohnheitsmäßig jene Zeitstufe hin- und herlaufen muss und kann.

Kann er sich trotz dieses einflussreichen verbalen Tempus Gedanken machen, dass es gar keine eigentlich richtige Zeit gibt? Wie kann er darüber nachgrübeln? Selbst wenn ihn solch ein Gedanke endlich übermannt, wie kann er dann dennoch als Sprachler seine sprachliche, muttersprachliche Vorgabe für die zeitliche Trennung überwinden? Ist das in der Tat möglich, dass ein Sprachler seine Sprache wesentlich unbestimmt oder umstrukturiert? Ich kann gar nicht, ganz und gar nicht daran glauben, dass ein Deutscher behauptet, die Zeit sei nur eine bloße Vorstellung, welche für unsere Erkenntnis erfunden werden musste. Da nämlich muss ich ihn sofort zurückfragen: Oh mein Herr, haben sie ungeachtet Ihrer Überzeugung gerade das Verbaltempus nicht angewendet? Halt so wie immer? Insbesondere in den Sprachen, welche das lateinische Tempus grundlegend und tiefgreifend beeinflusst hat, kann kaum ein Sprachler die filigran eingerichteten Zeitstufen loswerden, weil er am strengsten nicht nur das absolute, sondern zugleich auch das relative Zeitverhältnis einzuhalten hat. Das ist ein Wunder mehr, wenn er trotz seiner grammatischen Gewohnheit doch diese akribisch errichteten

Zeitstufen wieder zu egalisieren vermag. Im Altgriechischen ist der Aorist, wie erklärt, das Grundtempus, weil er der Grundverbalaspekt ist.

Aber einerseits total überraschenderweise und andererseits völlig selbstverständlicherweise ist der Aorist, diese zeitlose Zeitlichkeit als Tempus im Lateinischen durchaus nicht zu beobachten. Es fehlt ihm einfach daran. Wie konnte er denn eigentlich im Lateinischen seinen eigenen Platz finden? Mit seiner Einführung kann das gesamte Tempus des Lateinischen ganz buchstäblich in die Brüche gehen. Dieses paradoxe Grundtempus Aorist als Zeitloses ist für den alten Römer nicht nur unerträglich, sondern muss um jeden Preis aus der grammatischen Zeittabelle definitiv herausgestrichen werden, damit das bei weitem strengste Tempus intakt und funktionstüchtig weiter bleiben kann. Und was wäre für das subjektivische und zwar erkenntnisaufstrebende Ich, wenn dieses hilfreichste Tempus zusammenbricht? Der Aorist durfte gar nicht über Griechenland hinaus wandern. Erst und endlich in der Moderne wurden das Tempus und gleichsam die Zeit am lebensnotwendigsten. Sie ist nicht mehr als Aspekt wie im Altgriechischen und Sanskrit zu bezeichnen, geschweige denn zu definieren. Diese aspektuelle Sichtweise musste in der Moderne, wo das selbstbewusste und zugleich zeitbewusste Ich seine Täterschaft an die Spitze treibt, durch die substantielle Kausalität und gleichsam Identität vollständig ersetzt werden.

Mit dem indoeuropäischen sprachfamiliären Tempus haben wir immerhin mit der *verbalen* Zeitangabe Erfahrung gemacht. Wie das altgriechische Tempus, genauer gesagt, der altgriechische Verbalaspekt am unzweideutigsten demonstriert, ebenso aspektuell wurde die Zeit vom Altgriechen wahrgenommen, völlig abgesehen davon, dass sie in der Moderne als kategorisch und als substantiell undefiniert werden musste. Aber das Problem, auf welche Art und Weise die Zeit überhaupt eigentlich innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie verstanden werden konnte, hört noch nicht mit dem Verbaltempus allein auf. Denn die nominale Zeit ist auf jeden Fall sorgfältig aufzurollen. Sie wurde in der Regel entweder mittels des bloßen Kasus oder mittels bestimmter Präpositionen ausgedrückt.

Fangen wir doch mal mit dem Ersteren an, weil das Letztere eigentlich die später entwickelte Ersatzform ist, wobei die Funktion des Kasus nach und nach durch die Präpositionen ersetzt wird! Welcher Kasus steht denn eigentlich für die Zeitangabe zur Verfügung? Im Altgriechischen kann man mit den drei sogenannten „schrägen Kasus“, nämlich mit dem Genitiv, Dativ und nicht zuletzt dem Akkusativ die Zeit zum Ausdruck kommen lassen. Ausnahmsweise oder natürlicherweise kann der Nominativ für die Zeitangabe gar nicht eingesetzt werden. Dass die drei unterschiedlichen Kasus zu demselben Zweck angewendet werden können, diese grammatische Tatsache bedeutet dafür schon viel, wie die Zeit vom Altgriechen - eigentlich nicht nur in Griechenland, sondern in der

indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedsländern überhaupt - wahrgenommen werden konnte. Es ist schon bewiesen, wie aspektvoll, wie aspektgerecht das Subjekt in der Antike in dem jeweiligen unterschiedlichen Kasus antreten muss und dass das Ich erst recht nicht als substantiell, sondern eben als aspektuell, ja als *situationsgebunden* verstanden werden muss. Das ist auch der Fall für das Gefühl und gleichsam das Bewusstwerden von der Zeit.

Der griechische Genitiv kann für die Zeitangabe aus dem grammatischen Grunde eingesetzt werden, dass er eigentlich den örtlichen Bereich und zugleich den separativischen Ausgangspunkt bezeichnet. Aber wie kann denn überhaupt der Dativ dafür zur Verfügung gestellt werden? Das kommt daher, dass der Lokativ, welcher freilich ein selbstständiger Kasus in der uralten indoeuropäischen Sprachfamilie war, aber der indessen im Altgriechischen eben darin zusammengeschmolzen ist, im übertragenen Sinne von vornherein für die Auskunft über die Zeit eingesetzt wurde. Wie kann dann der Akkusativ in der Tat die Zeitangabe machen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns an seine eigentliche grammatische Funktion zurückerinnern. Räumlich vorgestellt, bezieht er sich unmittelbar auf die Zielrichtung. Diese Zielrichtung erstreckt sich dann in einer imaginären Linie. Eben in Anlehnung an die derartige räumliche Ausdehnung konnte die Zeit mittels des bloßen Akkusativs als ein *Zeitraum* dargestellt werden. Dieser akkusativische Zeitausdruck bleibt selbst im Deutschen erhalten. Was bedeutet denn eigentlich dieser Ausdruck „den ganzen Tag“ oder „einen Augenblick“? Wie konnte er überhaupt zu Stande kommen? Unmittelbar aus der klassischen Kasusfunktion des Akkusativs! Das Deutsche als Sprache, als eine moderne indoeuropäische sprachfamiliäre Mitgliedssprache trägt in sich verhältnismäßig, insbesondere unter den westeuropäischen Mitgliedssprachen die grammatisch noch viel klassischeren Grundzüge. Man stelle sich mal einen englischen akkusativischen Zeitausdruck wie „this week“ vor! Kaum ein Englischmuttersprachler kann noch glauben, dass er sich gerade im Akkusativ befindet, eben weil der Kasus im Englischen vollständig verloren gegangen ist. Er erscheint aus diesem grammatischen Grunde wie ein nominativischer Ausdruck. Trotz dieses wesentlich unterschiedlichen Kasuseinsatzs im Altgriechischen für die Zeitangabe können wir sofort *herauslokalisieren*, was für eine allgemeingültige, will sagen, prinzipielle Gemeinsamkeit dahinter steckt. Eben die *Räumlichkeit* zieht sich vom Genitiv über den Dativ bis in den Akkusativ hinein. Auf diese räumliche Vorstellung hin konnte der Altgriecher ohne Problem und mit Recht, situationsgerecht und zugleich aspektgerecht die drei schrägen Kasus allesamt in Anspruch zu nehmen, um seinem Zeitbewusstsein den angemessenen Ausdruck zu verleihen.

Aus dieser Untersuchung des nominalen Zeitangabesystems in der indoeuropäischen Sprachfamilie stellt sich schon eindeutig heraus, dass es sich

dabei erst recht nicht um die Zeit selbst, sondern eben um den „*Zeitraum*“ und gleichsam „*Zeitspann*“, welcher aus der räumlichen Verdinglichung der Zeit abgeleitet ist, handelt. Diese außergewöhnlich interessante Tatsache beweist sich gleich dann als unwiderlegbar, wenn wir das Grundsystem der präpositionalen Zeitangabe unter die Lupe nehmen. Wir brauchen dabei überhaupt nicht die gesamte zeitliche Präposition in Betracht zu ziehen. Aber eine wesentliche Frage danach ist unvermeidlich zu fragen. Wofür wurde sie denn eigentlich zur Verfügung gestellt? Anders gefragt, wurde sie wirklich von Anfang an für die Zeitangabe schlechthin eingesetzt? Erstaunlicherweise sind die zeitlichen Präpositionen in der indoeuropäischen Sprachfamilie überhaupt abgeleitet eben aus den räumlichen. Das ist auch der Fall für das Deutsche. Man nehme als Beispiel beliebig einige deutsche Zeitpräpositionen! Sie waren zunächst nur für die reine Raumangabe allein herausgearbeitet und danach endlich für die Zeitangabe im übertragenen Sinne eingesetzt. Aus diesem Grunde sollte man den „*Zeitraum*“ der bloßen Zeit vorziehen. Dieser „*Zeitraum*“ wurde im Zusammenhang mit der Handlung, bzw. mit dem Ereignis als aspektuell verstanden, ganz genau so wie das Tempus, ja der Verbalaspekt. In beiden Fällen *handelt* es sich in der Tat eigentlich und ausschließlich nur darum, wie ausdrucksvoll, wie lebhaft und nicht zuletzt wie bedeutungsvoll man einen Verbalvorgang oder Verbalzustand zum Ausdruck bringen, mehr noch, zur Geltung bringen kann. Die ebenso nominale wie verbale Zeitangabe diene als das letzte I-Tüpfelchen, womit man erst, das Tun aspektuell abrundend, dies zur Sprache kommen lassen kann. Erst in der Moderne konnte die Zeit mit der subjektivischen Forderung und Förderung insgleichen nicht mehr als aspektuell, sondern eben als kategorisch angesehen werden. Der „*Zeitraum*“ bildete sich seitdem ganz stark zurück, während die Zeit immer weiter nach vorne marschierte. Gibt es wirklich die Zeit? Gibt es die Zeit nur *in der Tat* allein? Ganz genau so wie das Ich *in der Tat*?

An dieser Stelle nehmen wir doch einmal die zeitbezogenen Bezeichnungen in Augenschein! Was bedeutet denn eigentlich der deutsche Begriff Zeit? Woher kommt er denn überhaupt? Er hängt ursprünglich mit den Gezeiten zusammen. Eben in der anschwellenden und abschwelenden Wellenbewegung konnte der damalige deutsche Sprachbildner das Gefühl vom „*Zeitraum*“ am meisten intensivieren. Diese zeitliche Begriffsbildung ist merkwürdigerweise und zugleich interessanterweise nicht nur für die deutsche Bevölkerung, sondern zugleich auch für die, welche damals an der Ostsee siedelten, gültig. Das englische „*time*“ ist ein direktes Beispiel dazu! Es kommt ursprünglich aus dem „*tide*“, ebenso wie die deutsche Zeit aus den Gezeiten. Selbst das schwedische „*tid*“! Nur in dieser Bewegung, in dieser stürmischen Bewegung, in dieser stürmischen, aber doch regelmäßigen Wellenbewegung konnten die damaligen Nordeuropäer optimal ihr Zeitbewusstsein zum Ausdruck bringen.

Und doch wie steht es denn überhaupt mit dem südeuropäischen Zeitbegriff *Tempus*? Diese Bezeichnung stammt ganz direkt aus demselben lateinischen „tempus“, welches eigentlich aus dem Verbalstamm „temp-“, der „spannen“, „ziehen“ bedeutet, abgeleitet ist. Obwohl das *Tempus*, gelegentlich mit dem Tempel in Verbindung gesetzt, etymologisch erklärt wird, so macht dies trotzdem wenig Sinn. Da muss man lieber und vielmehr die ursprüngliche Bedeutung des betreffenden Verbalstamms in Rücksicht nehmen, um sich nicht darüber zu vergreifen. Es bedeutet, wie gesagt, in erster Linie „spannen“ und gleichsam „ziehen“. Aber bis dahin versteht sich der Zusammenhang des *Tempus* mit dem zugehörigen Verbalstamm nur schwerlich. Welcher unmittelbare Knotenpunkt zwischen der Zeit und dem Spannen eingewebt ist, dies erklärt sich erst dann durchaus gut nachvollziehbar, wenn wir die *Räumlichkeit* als Grundlage für die Zeit und gleichsam für den Zeitbegriff in der indoeuropäischen Sprachfamilie wieder in Acht zu nehmen vermögen. Wie in der nominalen Zeitangabe unmissverständlich klar konstatiert, so eindeutig und gar so definitiv ging es bei den alten, uralten indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedern erst recht nicht um die Zeit selbst, sondern lauter um die in Analogie zum Raum vorgestellte Zeitlinie. Sie findet im Deutschen ihre Niederschläge in den Zeitbezeichnungen „Zeitraum“ und „Zeitspann“. Eben aus diesem guten räumlichen Grunde war das *tempus* mit Recht für den Zeitbegriff überhaupt vornehmlich in der romanischen Zweigsprachfamilie einzusetzen.

Erst seitdem das grammatische *Tempus* in der hintergründigen, will sagen, hinterhältigen Zusammenarbeit mit dem Subjekt den Verbalaspekt überwältigt hat und ihn zunächst als „Zeitwort“ verstehen lässt, wird diese urtraditionelle räumliche Zeit, kurz gesagt, der „Zeitraum“ als Begriff immer weiter zurückfallen, bis sich der moderne Sprachler beileibe nicht daran mehr zu erinnern in der Lage ist. Wir machen, im Grunde genommen, mittels der zeitlichen Präpositionen die Zeitangabe. Sie waren eigentlich analog aus den räumlichen Präpositionen entlehnt. Aber das haben wir indessen total vergessen. Wir können uns leider nicht mehr daran erinnern und zugleich kann uns diese vergangene, vergessene grammatische Geschichte an sich selbst auch nicht erinnern. Wie so denn eigentlich? Wie erklärt, so kommt die Zeit in der Moderne hauptsächlich mittels der ursprünglich rein räumlichen Präpositionen zum Ausdruck. Warum sind wir nicht mehr dazu im Stande, selbst wenn wir sie täglich, selbst noch, stündlich anzuwenden haben? Das kommt zweifelsfrei daher, dass sich die Zeit und gleichsam das Zeitbewusstsein in der Moderne explosionsartig nicht bloß gegen den Verbalaspekt allein, sondern zugleich auch gegen den Raum als Handlungsort durchgesetzt hat, zumal das subjektivische Ich als Täter noch viel größeren Wert auf die Zeitlichkeit, auf die kategorische Zeitlichkeit gelegt hatte. Der Raum selbst ist nunmehr marginal und nebensächlich geworden. Dagegen steht die Zeit immer

im Zentrum der Grammatik und zugleich der Handlung eben für das erkenntnistheoretisch orientierte Ich. Aus welchem Grunde das Subjekt unentbehrlich die Zeit und gleichsam das zeitliche Verhältnis benötigt, das kommt gleich zur Sprache.

Aber setzen wir zunächst den Gang, die zeitlichen Bezeichnungen betreffend, fort! Wir sind schon dem Oberbegriff Zeit auf den Grund gegangen. Deshalb kommt es diesmal natürlich auf die zeitlichen Unterbegriffe an, nämlich auf die Vergangenheit, Gegenwart und nicht zuletzt Zukunft. Gar nicht zu reden von den grammatischen und gleichsam temporalen Bezeichnungen! Es ist ohne weiteres festzustellen, dass sich die „räumliche Bewegung“ in diesen drei deutschen Zeitstufen vollzieht. Es wird noch viel leichter und noch viel deutlicher, wenn wir die drei Zeitstufen mit den entsprechenden Fragewörtern umschreiben, mit „woher“, „wo“, und „wozu“. Die Vergangenheit heißt „schon vorbeigegangen“, die Gegenwart bedeutet „gerade mir gegenüber stehen“ und die Zukunft ist „erst später kommen“. Diese drei deutschen Zeitbegriffe geben uns ein Beispiel dafür, dass die Zeit selbst erst aus der Räumlichkeit herausentwickelt worden ist.

Aus den drei verschiedenen sprachlichen Bedeutungsebenen für die Zeit, also zunächst aus dem Verbalaspekt und seiner zeitlichen Dimension Tempus und so dann aus der nominalen Zeitangabe mittels des bloßen Kasus oder mittels der Präpositionen und schließlich noch aus den Zeitbegriffen selbst ergibt sich so konsequent, so einheitlich, dass es bei dem uralten Sprachler innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gar keine eigentlich richtige Zeit gab, ferner dass sie mittels der Räumlichkeit allein zu Bewusstsein und gleichsam zur Sprache gebracht werden konnte und musste und es sich dabei erst recht nicht um die kategorische Zeit, sondern lauter um den *aspektuellen Zeitraum* für die dynamische Verfeinerung des Handlungsorts handelte. Das versteht sich beim ersten Hören ganz schwer namentlich für die Modernen, welche ja von Kindesbeinen an an die Zeit als absolute Kategorie für die Ausführung der Handlung unwiderstehlich gewohnt sind und daran gewohnheitsmäßig am festesten glauben. Kein Wunder, dass die modernsten Physiker gar keine eigentlich richtige Zeit *herauszulokalisieren* vermögen! Sie sei erst in der Bewegung und nur in der Bewegung allein festzustellen. Im Vergleich zum neuzeitlichen absoluten Zeitbegriff gleich wie bei Newton klingt dieses jüngste naturwissenschaftliche Wissen ziemlich schockierend.

Aber trotzdem hat der uralte Sprachbildner und zugleich Sprachnutzer ebenso wie der Altgriecher diese einsichtsvolle Erkenntnis als Tatsache nicht nur bereits erfahren, sondern sie darüber hinaus durch das grammatisch durchgängige Zeitprogramm erlebt und gar ausgelebt, wo die Zeit freilich für die aspektvolle lebhaftige Darstellung der Handlung erst von voller Bedeutung ist, aber wo sie gleichwohl weder als substantiell noch als kategorisch, oder weder als absolut

noch als relativ, sondern eben als aspektuell verstanden werden konnte und musste. Um diese beiden ganz unterschiedlichen Zeitbegriffe, nämlich die antike aspektuelle und die moderne kategorische Zeitlichkeit zu veranschaulichen, dazu nehmen wir als Beispiel das Fußballspiel und das Schwimmen. Das Ersthier vollzieht sich in der geregelten absoluten Zeit, völlig abgesehen davon, was sich während des Spiels ereignet, wie spannend oder ganz umgekehrt wie langweilig es zugeht. Diese zeitliche Vorgabe für die Vollendung des Fußballspiels wirkt gerade absolut und gleichsam kategorisch mittels unserer digitalen Uhr. Dagegen spielt die Zeit zunächst gar keine wesentliche Rolle für das Schwimmen. Es handelt sich dabei in erster Linie nur darum, wie schnell, wie dynamisch die geregelte Laufstrecke geschwommen werden kann. Erst mit der abgeschlossenen, meisterlich vollzogenen Handlung kann man die abgemessene Laufzeit zur Geltung bringen. Sie bewegt sich nur in der Schwimmhandlung allein mit. Nicht außer dieser Handlung! Im Schwimmen steht das Tun selbst im Vordergrund. Aber im Fußballspiel muss das Tun nach der zeitlichen Vorbestimmung als kategorischer Handlungsrahmenbedingung moduliert und gleichsam *geregelt* werden.

Wir leben in unserem eigenen Zeitalter meistens fußballspielerisch im Zusammenhang mit der Zeit. Ausnahmsweise vergessen wir sie vollständig, wenn wir uns *hingebungsvoll in die Tat* zu begeben in der Lage sind. Wo sich das Tun, bzw. das Prädikat in der indoeuropäischen Sprachfamilie im Hinterfeld nicht bloß wie ein Ort, mehr noch, wie ein *Hort* für die Handlung befinden konnte, da konnte sich weder die Subjektivität noch die Temporalität davon abheben. Aber erst mit der modernen brandneuen Sprachregel für den ständigen Einsatz des Subjekts konnte das Ich als Täter das Tun aus dem Zentrum der grammatischen Macht und des sprachlichen Interesses rücken. Da ist das subjektive Ich nicht nur ein Täter. Da ist es mehr als ein Täter. Denn es ist ja indessen der *Intensiv-Täter* geworden. Wie wurde das Ich als Täter so intensiv? Dieses Attributiv „intensiv“ kommt ursprünglich aus dem Lateinischen *intentus*, welches sich ebenso wie das *tempus* auf die Sinnrichtung „spannen“ oder „richten“ bezieht. Es bedeutet deshalb eigentlich ganz buchstäblich „eingespannt“ und dann im übertragenen Sinne „ganz stark“ im Grade. Eben das substantielle Ich hat als Täter das Tempus als Hilfstruppe ausgewählt, nicht nur um sich vom Prädikat zu befreien, sondern zugleich um auf dem gewissesten Grunde die Erkenntnistheorie und zwar die Wissenschaft ganz fest zu gründen. Aus diesem Zusammenhang ist es nicht als bloßer Täter, sondern vielmehr als *Intensiv-Täter* umzudefinieren.

Das subjektive Ich war nämlich immer das zeitliche Ich. Damit endet die alte *Tugend des Tuenden* und beginnt die neue *Tat-sache des Täters* und gleichsam des *Intensiv-Täters*. Der Ort, der Handlungsort, der aspektvollgeladene Handlungshort ist bereits dahin! Denn der Täter regelt jede Handlung in der

kategorischen Zeit. Dieser *Intensiv-Täter* ist in der Tat ganz fest davon überzeugt, dass er, wie geplant, seine Tat auszuführen vermag. Aber wo ist denn überhaupt sein Grundcharakter? Was kennzeichnet ihn eigentlich als Schwerverbrecher? Sein Abzeichen, mehr noch, seine Auszeichnung besteht darin, dass er als die Ursache wirkt und erfolgreich wirken kann. Er selbst ist immer die Ursache und seine Tat ist demgemäß die Wirkung. Er verkörpert damit die Kausalität. Er ist die eingefleischte Kausalität überhaupt. Aus diesem kausal-kriminellen Zusammenhang kann und sogar will Nietzsche das substanzuell wirkende Ich, sei es erkenntnistheoretisch oder sei es moralisch, eben als *Täter* bezeichnen.

An dieser Stelle fragen wir uns mal, was eigentlich der Kern des subjektivischen Ichs, also die Vernunft bedeutet. Sie kommt ganz eindeutig aus dem Verb „vernehmen“. Das heißt, sie ist tätig gerade als Anwältin, welche ihren Angeklagten zu vernehmen hat. Sie muss vollständig seine Kausalität rekonstruieren, um wohl begründet das Urteil über seine Tat zu fällen. Kant hatte durchaus zutreffend die „reine Vernunft“ mit dem allegorischen Begriff „Anwältin“ auszuzeichnen. Denn dieser deutsche Begriff Vernunft selbst bezieht sich unmittelbar auf die Kausalität, insbesondere auf die kriminelle Kausalität. Ferner deshalb, weil die Erkenntnistheorie und zwar die Wissenschaft auf die Kausalität hin allein ein für alle Male zu gründen ist. Das Wesentliche an der Vernunft liegt vornehmlich in ihrer Begründungsfähigkeit. Das ist nicht nur für Kant und seine „reine Vernunft“ allein der Fall. Das liegt schon sprachlich vorbereitet sowohl im Englischen und Französischen als auch im Deutschen. Nicht nur die Vernunft, sondern zugleich auch die reason, bzw. raison trägt in sich die Kausalität. Die letzten beiden stammen eigentlich aus dem Lateinischen „ratio“. Diese bedeutet darin vorerst die Rechnung im wahrsten Sinne und so dann die Erwägung, das Verhältnis, die Art und Weise und endlich den Verstand im übertragenen Sinne. Aber dagegen bedeuten die beiden im Englischen und Französischen insgleichen zunächst die Vernunft und so dann den Grund im übertragenen Sinne. Diese Bedeutungsverschiebung der „ratio“ in den beiden modernen Sprachen sagt uns schon, dass sie sich erst in der Moderne mit der Hervorhebung ihrer Begründungsfähigkeit in erster Linie als Vernunft mitteilen konnte. Die Vernunft als Vertreter des subjektivischen Ichs sucht nach der Ursache, um kausal die Tat als Tatsache zu erklären. Sie wollte um jeden Preis den Täter herauslokalisieren, welcher als Ursache und gleichsam als Schuld eine Handlung, eine Serie von Handlungen zu Stande gebracht hat. Es versteht sich ja bereits von selbst, warum der Täter unter ihrer Führung, *unbedingt* vom Tun getrennt, als Substanz gedacht werden muss. Diesbezüglich lassen wir jetzt doch noch einmal Nietzsche wieder zur Sprache kommen!

6. Die Kausalität als die geistige Waffe des täterischen Ichs

„Ehemals nahm man die Veränderung, den Wechsel, das Werden überhaupt als Beweis für Scheinbarkeit, als Zeichen dafür, dass Etwas da sein müsse, das uns irre führe. Heute umgekehrt sehen wir, genau so weit als das Vernunft-Vorurtheil uns zwingt, Einheit, Identität, Dauer, Substanz, Ursache, Dinglichkeit, Sein anzusetzen, uns gewissermassen verstrickt in den Irrthum, necessitirt zum Irrthum; so sicher wir auf Grund einer strengen Nachrechnung bei uns darüber sind, dass hier der Irrthum ist. Es steht damit nicht anders als mit den Bewegungen des grossen Gestirns: bei ihnen hat der Irrthum unser Auge, hier hat er unsre Sprache zum beständigen Anwalt. Die Sprache gehört ihrer Entstehung nach in die Zeit der rudimentärsten Form von Psychologie: wir kommen in ein grobes Fetischwesen hinein, wenn wir uns die Grundvoraussetzungen der Sprach-Metaphysik, auf deutsch: der Vernunft, zum Bewusstsein bringen. Das sieht überall Thäter und Thun: das glaubt an Willen als Ursache überhaupt; das glaubt an's ‚Ich‘, an's Ich als Sein, an's Ich als Substanz und projecirt den Glauben an die Ich-Substanz auf alle Dinge – es schafft erst damit den Begriff ‚Ding‘ ... Das Sein wird überall als Ursache hineingedacht, untergeschoben; aus der Conception ‚Ich‘ folgt erst, als abgeleitet, der Begriff ‚Sein‘ ... Am Anfang steht das grosse Verhängniss von Irrthum, dass der Wille Etwas ist, das wirkt, - dass Wille ein Vermögen ist ... Heute wissen wir, dass er bloss ein Wort ist ... Sehr viel später, in einer tausendfach aufgeklärteren Welt kam die Sicherheit, die subjektive Gewissheit in der Handhabung der Vernunft-Kategorien den Philosophen mit Überraschung zum Bewusstsein: sie schlossen, dass dieselben nicht aus der Empirie stammen könnten, - die ganze Empirie stehe ja zu ihnen in Widerspruch. Woher also stammen sie? - Und in Indien wie in Griechenland hat man den gleichen Fehlgriff gemacht: ‚wir müssen schon einmal in einer höheren Welt heimisch gewesen sein (- statt in einer sehr viel niederen: was die Wahrheit gewesen wäre!), wir müssen göttlich gewesen sein, denn wir haben die Vernunft!‘ ... In der That, Nichts hat bisher eine naivere Überredungskraft gehabt als der Irrthum vom Sein, wie er zum Beispiel von den Eleaten formuliert wurde: er hat ja jedes Wort für sich, jeden Satz für sich, den wir sprechen! – Auch die Gegner der Eleaten unterlagen noch der Verführung ihres Seins-Begriffs: Demokrit unter Anderen, als er sein Atom erfand ... Die ‚Vernunft‘ in der Sprache: oh was für eine alte betrügerische Weibsperson! Ich fürchte, wir werden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben ...“
(Götzen-Dämmerung, Die „Vernunft“ in der Philosophie, Kapitel 5. KGW VI-3, S. 71-72)

In diesem Zitat bringt Nietzsche ganz zutreffend die Kausal-Interpretation der Vernunft ins Spiel, welche nach der sprachlichen Gewohnheit, besser noch, unter der grammatischen Herrschaft bewusst und unbewusst gefördert werden konnte und musste. Aus diesem Zusammenhang hat er mit Recht „die Sprach-Metaphysik“ und „die Vernunft in der Sprache“ zum Ausdruck gebracht. Warum das Subjekt unentbehrlich die Kausalität in Anspruch nehmen will, das erklärt sich, wie Nietzsche behauptet, bereits aus seiner eigenen sprachlichen Herkunft. Diese grammatische Trennung des Subjekts vom Prädikat hat namentlich in der Moderne

eine unmittelbar entscheidende Rolle dafür gespielt, dass sich selbst das Erstere als substanziell und gleichsam als seiend definieren kann, wobei es gleich wie in der Grammatik den Täter vom Tun trennt. Aus diesem grammatischen Hintergrund ist das Subjekt ohne Schwierigkeiten die Kausal-Interpretation für die Erkenntnistheorie einzusetzen im Stande.

Aber diese erfolgreichste und zugleich effektivste Methode überhaupt wurde nicht bloß vom Subjekt allein vorangetrieben, um glanzvoll die Wissenschaft aufzutürmen. Es handelt sich nunmehr um die Trinität zwischen der Subjektivität, Temporalität und Kausalität. Die notwendige Relation der Ersteren zur Letzteren erklärte sich bereits aus dem grammatischen Nexus. Aber in welcher Art und Weise bilden die Mittlere und Letztere ein bei weitem engeres Verhältnis? Es besteht anscheinend gar kein besonderer Bezug zwischen den beiden. Aber wenn wir in der Begriffspaarung Ursache und Wirkung die Kausalität analytisch betrachten, so tut es sich gleich ersichtlich auf, aus welchem Grunde die beiden eine gegenseitige Hilfsbereitschaft zu schließen haben.

Nehmen wir doch mal ganz einfach die Ursache und die Wirkung im Zusammenhang mit der Zeitlichkeit! In der Regel ist die Erstere im Vorher und dagegen die Letztere im Nachher. Diese kausale Kette setzt immer ein relatives Zeitverhältnis zwischen Ursache und Wirkung voraus. Diese in der Kausal-Interpretation unscheinbar hintergründig, aber doch inhaltlich unabdingbar enthaltene Zeitlichkeit bildet eben einen Knotenpunkt mit der Temporalität. Aber die Zeit und gleichsam das Zeitverhältnis muss unter jedem Umstande als kategorisch zur Verfügung gestellt werden, damit die Kausalität richtig effektiv funktionieren kann. Ohne das festgesetzte Zeitverhältnis kann sie gar keinen Schritt für ihren sinnvollen Einsatz mehr tun. Diese temporale Kausalität gilt auch für das substanzielle Ich, welches als Täter wirkt. Nicht ohne Grund, sondern eben aus diesem notwendigsten Grunde hatte das Subjekt das Tempus selbstständig zu machen, damit es selbst und die Kausal-Interpretation insgleichen funktionstüchtig wirken kann. Wie können denn überhaupt die beiden effektiv wirken ohne die kategorische Zeitlichkeit? Diese Trinität zwischen der Subjektivität und der Temporalität und der Kausalität war überhaupt die sicherste Grundlage für das substanzielle Ich in der Moderne. Aber diese Kausalität hat innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie eine lange, eine sehr lange grammatische Tradition. Das heißt, sie lag, sprachlich gesehen, von vornherein systematisch vorbereitet für ihre Blütezeit. Die Begriffspaarung Ursache und Wirkung ist, wie erklärt, gerade der Doppelaspekt, welcher ja in sich ebenso die Temporalität wie die Kausalität trägt.

Dieses Übereinanderschneiden der beiden Aspekte ist interessanterweise in einer bestimmten, in einer wohl berühmten Grammatik der indoeuropäischen Sprachfamilie noch einmal zu entdecken. Es kommt gerade auf den verbalen

Modus Konjunktiv an. Er bringt bekanntermaßen als *modus verbi* die Möglichkeit zum Ausdruck. Wenn man ihn sprachgewohnheitsmäßig so oberflächlich betrachtet, dann kann man darin gar keine besondere Zeitlichkeit herausstellen. Aber ganz genau so wie die Kausalität, so unscheinbar verborgen bringt der Konjunktiv das Zeitverhältnis mit sich. Wie? Der Konditionalsatz besteht aus zwei Satzteilen, nämlich aus dem Bedingungssatz und dem Folgesatz. Der Ertere nimmt das zeitliche Vor als Bedingung und der Letztere dagegen das zeitliche Nach als Folge, ebenso wie Ursache und Wirkung. Allerdings stellt der Konjunktiv die vorausgesetzte, ja möglich vorgestellte Kausalität dar. Noch völlig abgesehen davon, ob der Sprachler dies bewusst bemerkt oder ganz und gar nicht, so bedienen wir uns ohnehin auf einmal der beiden Aspekte Kausalität und Temporalität, jedesmal wenn wir den konditionalen Satz anzuwenden haben. Wie schon im Detail ausgeführt, ist der Konjunktiv als *modus verbi* am schwächsten. Modal betrachtet, befindet er sich an unterster Stelle, aber funktional gesehen, überwältigt er schon die beiden oberen, nämlich den Indikativ und den Imperativ. Diese merkwürdige Multifunktionalität des Konjunktivs ist nur für die indoeuropäische Sprachfamilie allein charakteristisch und gleichsam eigentümlich. Wie hilfreich steht dieser für das subjektivische Ich als Täter zur Verfügung, damit es sich im Voraus richtig gut seine Tat vorzustellen vermag. Ohne den Konditionalsatz kann durchaus kein Täter seine Handlung, geschweige denn seine *intensive* Handlung vorprogrammieren. Aber der Konjunktiv leistet, grammatisch gesehen, nicht allein den Beitrag zur Verstärkung des wirkenden Ichs als Sein. Und mit ihm allein endet die hintergründige Grammatik für die Kausal-Interpretation des substanziellen Ichs noch nicht. Denn jener Doppelaspekt von Temporalität und Kausalität kann erstaunlicherweise in einer völlig anderen Grammatik noch einmal gefunden werden, nämlich im Tempus Perfekt.

Obwohl der eigentliche Verbalaspekt in der indoeuropäischen Sprachfamilie, zumal im Französischen, Englischen sowie im Deutschen sehr stark zurückgedrängt wurde und das Tempus dagegen eindrucksvoll hervorgetreten ist, so konnte das Tempus Perfekt trotzdem seinen ursprünglichen Aspekt weiter ausdrücken. Es bezeichnet eben die Handlung, welche allerdings schon abgeschlossen ist, die jedoch im markanten Unterschied zum Aorist sich bis jetzt weiter *auswirkt*. Aus seinem eigentlichen Verbalaspekt ist es gerade auf einmal die beiden unzertrennbar miteinander verbundenen Sichtweisen, also die vergangene, doch gegenwärtige Temporalität und Kausalität darzustellen in der Lage. Aber es darf nicht vergessen werden, dass sich die perfektivische Temporalität eigentlich überhaupt nicht auf die Zeitlichkeit, sondern vielmehr auf die Aspektualität bezieht. Völlig davon unabhängig, enthält, aber doch verbirgt das Perfekt die beiden wichtigen Aspekte für das substanzielle Ich, das zeitlich unbedingt wirkt und wirken will. Wie konnte es in sich seinen urtypischen Aspekt und zwar

„Ereignis“ vollständig beibehalten, obwohl es sich selbst in der Moderne hauptsächlich als Tempus präsentierte? Das ist eine fragwürdige Frage mehr! Denn der Verbalaspekt ist, im Grunde genommen, ja schon längst zu Grunde gegangen mit der subjektivistischen Machtübernahme.

Warum konnte und sogar musste ausgerechnet und gerade das Perfekt als Tempus ausnahmsweise seinen eigentümlichen Verbalaspekt in sich weitertragen? Das ist nur aus dem Zusammenhang mit dem wirkenden Ich als Täter verständlich zu erklären. Es untermauert als grammatische Grundlage am festesten diesen wirkungsvollen Täter mit dem äußerst stark eingprägten Zeitbewusstsein, ganz genau so wie der Konjunktiv. Wie konnte das substantiell wirkende und gleichsam täterische Ich solch ein effektvollstes Hilfsmittel für sein Wesen und seine *Gewesenheit* insgleichen nicht in Anspruch nehmen, sondern desinteressiert einfach zurückfallen lassen? Das Tempus Perfekt bringt nämlich ganz buchstäblich *perfekt* das Wesentliche am subjektivistischen Täter zum Ausdruck, mehr noch, zur Geltung. Philosophisch betrachtet, beschreibt und sogar begreift es das Sein überhaupt im äußerst krassen Unterschied zum Werden. Das Sein darf beileibe nicht werden. Das widerspricht nämlich seinem Wesen. Aus diesem Grunde muss es unbedingt schon *vollendet* sein. Aber zugleich muss es doch weiter nachwirken, weil das Verhältnis zwischen dem Sein und dem Seienden bei Leibe nicht, ja vielmehr bei Seele nicht abgebrochen werden darf.

Und dabei spielt der ausführlich erklärte Konjunktiv doch eine bedeutungsvolle Nebenrolle für das substantiell wirkende Ich als Täter. Denn er suggeriert dem betroffenen, unbewussten Sprachler unaufhaltsam, dass die mögliche Kausalität endlich, letztendlich perfekt und zugleich perfektivisch verwirklicht werden muss. Obwohl das Tempus Perfekt und der Verbalmodus Konjunktiv ganz gleich den ebenso kausalen wie temporalen Aspekt zum Ausdruck bringen, so bezieht sich das Erstere im philosophischen Kontext auf das Sein, während sich das Letztere ganz umgekehrt mit dem Schein und gleichsam dem Werden verbindet. Diese philosophische, diese der indoeuropäischen Sprachfamilie eigentümliche philosophische Kontrastbildung zwischen Sein und Schein, bzw. zwischen Sein und Werden liegt seit je her sprachlich, bestimmter noch, grammatisch vorbereitet für die gedanklich feine Weiterentwicklung des Philosophen. Die beiden das gleich wie ein Täter wirkende Subjekt hintergründig, doch optimal, will sagen, *perfekt* unterstützenden Grammatiken sind dafür von enormer Bedeutung, wie bestimmte Grammatiken unbemerkt, aber doch so intensiv wie unwiderstehlich den Sprachler in ihren Bann zu ziehen haben, eben weil der Konjunktiv und das Perfekt insgleichen, ganz gleichgültig, in welcher Sprache innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie, überhaupt nicht speziell, sondern alltäglich gang und gäbe angewendet werden. Pragmatisch gesehen sind über die beiden gar nicht mehr wegzudenken. Sie kämen für unsere

intersprachliche und zugleich interkulturelle Untersuchung überhaupt nicht in Betracht, wenn sie nur selten, nur vereinzelt zur Sprache kämen. Aber das Umgekehrte ist der Fall und gar die sprachliche, sprachspielerische Realität. Trotz der pragmatisch häufigen Anwendung der beiden Sprachregeln vermag kaum einer es zu bemerken, dass er eben dadurch paradoxerweise unbewusst der Kausalität und Zeitlichkeit insgleichen bewusst werden muss.

Aber woher kommt denn eigentlich unsere instinktive Kausal-Interpretation mit der bei weitem effektivsten Begriffspaarung Ursache und Folge? Kommt es wirklich so einfach, so eindeutig wie Nietzsche selbst behauptet, aus der grammatischen Gewohnheit, das Subjekt vom Prädikat zu trennen? Oder unter dieser grammatischen Nexus-Herrschaft mit den beiden zusätzlichen Hilfstruppen, nämlich mit dem Konjunktiv und dem Perfekt? Ist das in der Tat alles, aus dem sprachlichen Zusammenhang betrachtet, für die Kausalität des täterischen Ichs? Woraus hat sie eigentlich ihren Ursprung? Sie ist auf jeden Fall gar keine bloße Form für sich selbst. Das bedeutet, dass sie erst später in einem übertragenen Sinne für die Kausalkette mit Ursache und Wirkung zur Verfügung gestellt werden musste. Die Kausalität ist zunächst eben aus der Instrumentalität abgeleitet und so dann verselbständigt einzusetzen für sich selbst.

Um anschaulich diese vergessene Entlehnung nahe zu legen, dazu haben wir eine kleine hilfreiche Frage zu fragen: wie lautet denn überhaupt die instrumentale Begriffspaarung? Sie heißt ganz einfach Mittel und Zweck. Damit ist schon allegorisch angedeutet, welche gemeinsame Übereinstimmung zwischen der kausalen und instrumentalen Begriffspaarung verborgen liegt. Das instrumentale Mittel ist zur kausalen Ursache verwandelt. Und der instrumentale Zweck ist zur kausalen Wirkung umdefiniert. Diese Transformation von der instrumentalen zur kausalen Begriffspaarung hat sich zumindest bereits in der Antike vollzogen. Das bei weitem engere Verhältnis zwischen der Instrumentalität und der Kausalität findet in den uralten Grammatiken der indoeuropäischen Sprachfamilie seinen Niederschlag. Das Instrumental war eigentlich darin ein unabhängiger und gleichsam selbstständiger Kasus. Das ist gerade der Fall für das Sanskrit. Seine Eigenständigkeit als Kasus teilt uns schon unmittelbar mit, wie wichtig, selbst noch, wie lebenswichtig denn überhaupt die Instrumentalität für die uralten Indoeuropäer war. Ohne Notwendigkeit, genauer gesagt, ohne Lebensnotwendigkeit des betreffenden und gelegentlich betroffenen Sprachlers konnte nämlich gar keine Grammatik zu Stande kommen.

Aber das Instrumental ist als selbstständiger Einzelkasus weder im Altgriechischen noch im Lateinischen zu sehen. Denn es ist schon längst im Ersteren in den Dativ und im Letzteren in den Ablativ übergegangen. Eben aus diesem Kasussyntetismus können der griechische Dativ und zugleich der lateinische Ablativ durchaus die Kausalität zum Ausdruck bringen. Wo sich die

eigentliche Instrumentalität als Begleitumstände kausalisieren lässt und sich ihre feinere Aspektualisierung dabei vollzieht, eben da präsentiert sich die Kausalität als unabhängig und bringt ihre eigene Modalität zum Ausdruck. Der Grat zwischen der Instrumentalität und der Kausalität ist von ihrer Herkunft her äußerst schmal. Wenn ein Mittel in der Tat zum Zweck eingesetzt werden muss, so muss es effektiv wirken, damit die erwünschte, mehr noch, gezielte Handlung wirklich erfolgen kann. Das Mittel sollte und sogar musste unter diesem hervorgehobenen Aspekt des erfolgsversprechenden Instrumentariums lieber als Ursache umdefiniert werden, da nicht das bloße, sondern gerade das *wirkungsvolle* Mittel in den Vordergrund des sprachlerischen Interesses gerückt werden musste.

Es scheint, nein vielmehr ist durchaus konsequent, dass die Kausalität eben aus der Instrumentalität herausentwickelt wurde. Welcher Täter wollte eigentlich nur eine gewagte, nur eine leer ausgegangene Tat? Er will unbedingt *erfolgreich* seine Tat ausführen, wobei er sich selbst als Ursache mit dem weitaus effektivsten Instrument wirken lässt. Wie kann denn überhaupt das subjektive Ich als Täter sich durchsetzen ohne das effektiv wirkende Mittel, täterischer noch, ohne die tödliche Waffe? Was wäre er nur mit dem bloßen Mittel, welches halt so oder so wirken kann? Er muss auf jeden Fall sein Mittel für sich selbst sicherstellen, um es zum Erfolg zu bringen. Aus diesem zwingenden Zusammenhang muss das substantielle Ich als Sein notwendigerweise die Kausalität in der Hand, selbst noch, in der Gewalt haben. Diese anständig verfeinerte und zugleich intensiviertere Form der Instrumentalität, ja die Kausalität stellte sich nunmehr in den Vordergrund auf Forderung des Täters, des souveränen Täters. Die Erstere schien zu grob und direkt, ja gar zu grob und direkt eben in der sprachsittlich kultivierten Gemeinde. Sie ist für den sittlichen Sprachler beinahe ein Verstoß gegen den Anstand. Vielleicht aus diesem Hintergrunde musste das Instrumental trotz der eigentlichen enormen Bedeutung als Kasus seine Stelle aufgeben? Denn die Altgriechen und Römer insgleichen wollten es ja nicht mehr gerne in der Grammatik beibehalten und haben es spurlos in den anderen jeweilig angemessenen Kasus untergeordnet.

Wie sollte eigentlich die Vernunft als Verkörperung des substantiell wirkenden Ichs nicht von der Ursache und Wirkung, sondern eher vom Mittel und Zweck reden? „*Homo faber*“ gehört sich einfach nicht der vornehmen Geschichte des Menschen. Es muss, auf die Vorgeschichte eingeschränkt, angewendet werden, weil der Mensch indessen kein „*homo faber*“ mehr ist. Er stellt ja nicht ein bloßes Instrumentarium wie in der Urgeschichte her, sondern begründet schon längst die Sache als Tatsache mit der Ursache und Wirkung, ganz genau so wie eine Anwältin, um urteilen zu können, um etwas als wahr oder als falsch beurteilen zu können. Da unsere Vernunft überhaupt nicht bloß für die Herstellung des Instrumentariums, sei es das einfache oder sei es das hochtechnisierte, zur

Verfügung steht, sondern darüber hinaus rational die Wissenschaft und zugleich Moral zu treiben vermag, muss sie demgemäß gewürdigt werden mit einem anderen angemessenen, anständigen Attributiv. Aber reicht diese Bezeichnung Anwältin durchaus bei weitem, um die Vernunft des subjektiven Ichs zu würdigen und gleichsam hinaufzuwürdigen? Völlig davon abgesehen, wie kann man eigentlich in der Sprache, besser noch, mit der Sprache über die Instrumentalität hinwegdenken? Eben von der „Instrumentalisierung der Sprache“ im doppelten Sinne dieses Genitivs war die Rede, eine Hauptrede in der Einleitung. Die Sprache selbst dient einerseits schon für den Sprachler als Mittel, als lebensnotwendigstes, mehr noch, lebenserklärendstes und gar lebensverklärendstes Hilfsmittel. Aus dieser Hinsicht konnte der urindoeuropäische Sprachbildner mit gutem Grunde das Instrumental als einen selbstständigen Kasus grammatisch einrichten.

Aber in der indoeuropäischen Sprachfamilie endet die aspektreiche Spektrumentalisierung der Instrumentalität doch noch überhaupt nicht mit der Kausalität allein. An dieser Stelle rollen wir deswegen gründlich die scheinbar ganz unterschiedlichen Aspekte, welche jedoch auf ein und denselben, nämlich auf die Instrumentalität zurückzuführen sind, auf! Es kommt in erster Linie auf die finale Sinnrichtung an. Die Finalität hängt anscheinend gar nicht mit der Kausalität zusammen. Die Erstere scheint genau so wie die Letztere selbstständig zu sein. Aber ist es in der Tat so? In der Tat befinden sich die beiden Aspekte doch in derselben Linie der Instrumentalität, bestimmter noch, von Mittel und Zweck. Aber der Standort der beiden weist eben darum einen entgegengesetzten Klammerschluss, weil sich der Punkt, der Schwerpunkt des Betrachters verlagert. Wenn dieser auf das vorherige Mittel gelegt wird, so kommt erst die Kausalität zum Vorschein, um den wirkenden Täter hervorzuheben. Im markanten Gegensatz, um die Tat, die erfolgreiche Tat in den Vordergrund zu rücken, kommt endlich die Finalität zur Geltung, falls sich das Schwergewicht auf den späteren Zweck richtet. Die beiden Sinnrichtungen einer Medaille der Instrumentalität unterscheiden sich zunächst aspektuell und dann gleich zeitlich voneinander. Ohne die temporale Voraussetzung, ohne die zeitliche Kategorie kann weder die Kausalität noch die Finalität richtig zum Ausdruck, weniger noch, zu Bewusstsein gebracht werden. Sie muss auf jeden Fall bereits als Rahmen für die Instrumentalität zur Verfügung gestellt sein, welche sich je nach der aspektuellen Akzentuierung ihrer selbst als kausal oder als final herausinterpretieren lässt. Nur in der engeren, vielmehr notwendigen Verbindung mit der Zeitlichkeit allein kommen sowohl die Ursächlichkeit als auch die Zweckmäßigkeit zur Geltung.

Wie sich die Finalität *unmittelbar* auf die Zukunft bezieht, dies spiegelt sich in bestimmten Grammatiken wider. Im Englischen wird das Futur, im Grunde genommen, mittels des Hilfsverbs „will“ ausgedrückt, das ja eigentlich aus

derselben Wurzel wie das deutsche Modalverb „Wollen“ stammt und demgemäß logischerweise den Willen und gleichsam den Willensakt darstellt, welches schließlich noch im übertragenen Sinne für die Angabe über den späteren Zeitabschnitt angewendet wird. Aber aus diesem Zusammenhang versteht es sich von selbst, warum denn eigentlich ausgerechnet oder gerade die Futurform des Partizips im Altgriechischen exklusiv für den finalen Sinn des betreffenden Satzes eingesetzt werden musste. Die Finalität aber bringt ohnehin nebensächlich den zeitlichen Aspekt und zwar die Zukunft zum Ausdruck. Wie erklärt, so ist sie doch eben aus der Instrumentalität abgeleitet. Die abgeleitete bzw. entlehnte Herkunft der Finalität findet interessanterweise im Deutschen selbst am besten ihren Niederschlag. Beim Subjektwechsel darin wird nämlich kein anderes denn „damit“ als Subjunktion für die Einleitung des finalen Sinns eingesetzt. So leicht, so kinderleicht demonstriert sich ausgerechnet mit der deutschen Finalsunktion am unzweideutigsten, dass die Instrumentalität der Mutterschoß der Finalität ist. Der Grat zwischen den beiden verflüchtigt sich gleich von ihrer Herkunft her, breitet sich aber nicht mehr überbrückbar aus, wenn er schwerpunktmäßig herausphilosophiert wird. Es handelt sich gerade um die Kausalität und die Finalität als die beiden unterschiedlichen, will sagen, entgegengesetzten Sinnrichtungen der Instrumentalität.

Aus diesem guten Grunde lässt sich ein äußerst wichtiger philosophischer Begriff Nietzsches zur Sprache bringen. Wie können wir denn überhaupt an dieser Stelle über seinen berühmt-berüchtigten „Willen zur Macht“ wegsehen? Denn dieser Ausdruck, der „Wille zur Macht“ selbst, verkörpert ja erstaunlicherweise oder natürlicherweise ganz vorbildlich die beiden unzertrennbaren Aspekte der Instrumentalität. Wie bekannt, so drückt der Wille ganz direkt seinen starken Tatdrang aus. Insofern ist es nicht besonders verwunderlich. Aber wenn er als Ursache gleich wie bei Nietzsche, selbst wenn es dieser gar nicht philosophisch meinte, angesetzt, mehr noch, eingesetzt wird, so begleitet ihn der Zweck unabdingbar. Es geht jetzt überhaupt nicht um den philosophischen Punkt des „Willens zur Macht“, sondern eben um die sprachliche Bedingung selbst dafür. Das Wort Wille benötigt mittel-bar die Präposition Zu, eben um seinem Tatdurst einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Solange sich der Wille in den Vordergrund stellt, kann man nicht umhin, die Finalität und zugleich die Zukunft herauszustreichen. Obwohl Nietzsche selbst mit dem „Willen zur Macht“ philosophisch beileibe weder die Kausalität und die Finalität noch die Zukunft in den Mittelpunkt seiner Philosophie rücken wollte, sondern ganz umgekehrt vehement, mehr noch, leidenschaftlich die traditionellen philosophischen Begriffspaarungen, sei es die kausale oder sei es die finale, und das ausufernde Zeitbewusstsein verneint hatte, so hat er indessen gegen seinen Willen und gegen seinen Geschmack insgleichen leider das Ungewollte, nämlich die beiden

gegenseitigen Hauptaspekte der Instrumentalität, ganz hervorgehoben in der Zeitlinie, zur Geltung gebracht. Ist das wirklich falsch, wenn sein Leser unter seinem „Willen zur Macht“ fast automatisch, fast selbstverständlich den Ersteren als die Ursache und die Letztere als Zweck versteht und weiter verstehen will? Völlig abgesehen davon, was er damit doch philosophisch überwinden und durchsetzen wollte, muss er seinem Leser das Recht geben, ganz umgekehrt als er will, seine philosophische Formel zu interpretieren. Wie? Es ist gut so, dass der Wille innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie regelrecht die Finalität und die Zukunft insgleichen mit sich bringt.

Aber der Begriff Wille schließt dagegen in den ostasiatischen Sprachen beileibe nicht die beiden betonten Sichtweisen in sich. Das heißt, es ist nur für die indoeuropäische Sprachfamilie ganz charakteristisch, dass sich der Wille, sprachlich betrachtet, konventionell einerseits auf die finale Präposition Zu und andererseits auf das zeitliche Nach bezieht. Das ist, wie gesagt, nicht bloß für das Deutsche allein gültig, sondern eben für die indoeuropäische Sprachfamilie überhaupt allgemeingültig. Eine Reihe Begriffe von der Instrumentalität wie das Mittel, die Ursache oder der Grund, der Wille oder die Absicht werden ja mit Hilfe von Zu oder Für, welche durchaus zielstrebig wirken, angewendet und zeigen dadurch mittelbar und unmittelbar den finalen Zusammenhang ersichtlich auf. Während die Finalität im Ausdruck „Willen zur Macht“ durchaus nicht zu übersehen ist, so ist dahingegen gar keine augenfällige in seiner koreanischen Übersetzung wieder zu finden, weil der koreanische Begriff „Yuiji(의지, 意志)“ im Sinne von Willen, so fremd, mehr noch, so unverständlich es sonst auch klingen mag, beileibe keine zielgerichtete Handlung voraussetzt.

Was die philosophische Formel Nietzsches, den „Willen zur Macht“ anbelangt, so besteht das Problem nicht nur darin, dass sie eben aufgrund des typischen Charakteristikums der indoeuropäischen Sprachfamilie ungeachtet der eigentlichen philosophischen Absicht Nietzsches den kausal wirkenden Willen und die final erzielte Macht insgleichen nachdrücklich mitteilt. Er will von Anfang an unbedingt die Zeitlichkeit überhaupt überwinden. Schon in seiner frühen „*unzeitgemässen Betrachtungen*“ hat Nietzsche ganz imposanterweise das Problem von der Zeit ins Spiel gebracht mit dem „es war“. Aber er hat erst in seinem „*Zarathustra*“ gegen dieses „es war“ seine eigene Lösung ins Gegenspiel gebracht, wobei er voller Macht jener bloßen Vergangenheit „es war“ das Wollen entgegenwirken lässt. Nach seiner naiven Überzeugung löst sich der Bann vom „es war“ sofort und zugleich immerfort auf, wenn er folgendermaßen seinen alten persischen Weisheitslehrer sprechen lässt: „aber so wollte ich es! Aber so will ich es! So werde ich's wollen!“. Aber dieses erzfeindliche „es war“, das alles in die Brüche gehen lasse, wird leider überhaupt nicht zerstört durch tatkräftigen Einsatz des Wollens, sondern verstärkt sich ganz umgekehrt noch viel mehr als sonst, zumal

das Wollen und gleichsam der Wille auf einmal gleichwohl die Finalität als auch die Kausalität ausdrückt. Aus diesem willentlichen Zusammenhang wirkt die Zeit verborgen im Hintergrunde ununterbrochen, aber doch wesentlich stürmischer im Fluss der Kausalität und Finalität.

Selbst wenn Nietzsche gegen die Vergangenheit und Zukunft insgleichen und eben für den „Augenblick“, der die beiden vorherigen absoluten Zeitlichkeiten in sich spurlos zusammenschmelzen lasse, jenen Lehrmeister aus Persien weitersprechen lässt, so tritt trotzdem nicht der *gewollte* Letztere, sondern immer wieder die *ungewollte* Mittlere besonders hervorgehoben in den Vordergrund. Gar kein scharfsinniger, sondern selbst ein ganz normaler deutscher Leser ist schon durchaus den zukunftsorientierten, zukunftsakzentuierenden Willensakt wahrzunehmen in der Lage, wo das Wollen immer auch, ganz gleichgültig, ob gegen oder für das Futur, zum Ausdruck kommt. Denn es suggeriert einesteils unbewusst dem betroffenen Sprachler das Später und flößt ihm doch anderenteils sogar bewusst das „es wird“ ein. Wie kann man denn überhaupt die Zeitlichkeit loswerden ausgerechnet mit dem nietzscheanischen Wollen? Das Wollen untermauert nämlich am festesten die Grundlage der absoluten sowie relativen Zeitstufe, das ja insbesondere in der indoeuropäischen Sprachfamilie zeitlich und zugleich final ganz stark eingepägt ist. Die große, großartige Befreiung von der Zeit, mit es Nietzsche zu sagen, vom „es war“ scheidet ihm leider eben am Wollen selbst, womit er über die schreckliche Zeitstufe hinwegzulaufen und sogar hinwegzutanzten versucht. Vielleicht könnte der schopenhauerische „blinde Wille“ noch viel besser dem Bann vom „es war“ entgegenwirken als der „Wille zur Macht“ Nietzsches, weil er bei seinem früheren Lehrmeister immerhin *blind* ist.

Wie wäre es denn, wenn er seine souveränen altphilologischen Kenntnisse in Verbindung mit seiner Philosophie für die Überwindung der zerstückelnden Zeit zu bringen in der Lage gewesen wäre? Wie schon im Detail ausgeführt, so konnte der gesunde Altgriecher vermöge, besser noch, *dank seines eigentümlichen eudynamischen Verbalaspekts* diese kategorisch und bedrohlich, lebensbedrohlich einfließende Zeit bei Zeiten eindämmen. Griechenland und seine kulturellen Einprägungen waren für Nietzsche und seine Philosophie voller Bedeutung. Er hat sich selbst bekanntermaßen mit Nachdruck über seine Vorliebe dazu geäußert. Es ist nur schade, dass er in diesem Falle für seine Philosophierung gegen das „es war“ seine speziellen altphilologischen Kenntnisse leider nicht in Gebrauch zu nehmen im Stande war. Er hat durchaus viel besser als die anderen den altgriechischen Verbalaspekt im Zusammenhang mit dem Tempus verstehen müssen, weil es die eine wichtige Grundlektion überhaupt im Altgriechischen ist.

Aber es ist auch gut nachvollziehbar, warum er eigentlich als Philologe und zugleich Philosoph seine philologischen Kenntnisse nicht philosophisch in Rücksicht zu nehmen vermochte. Das schon längst als selbstverständlich

verstandene gespeicherte Wissen als problematisch und gleichsam als fragwürdig zu betrachten, das ist am schwierigsten für die betreffende Person, zumal wenn sie gleich wie Nietzsche von Kindesbeinen an die Altphilologie gleich wie die Muttersprache, selbst wenn sie nicht mehr gesprochen wird, lernt. Noch völlig von seiner falsch geglaubten und gar behaupteten Befreiung vom entsetzlichen „es war“ unabhängig, haben wir noch eine weitere wichtige Frage an ihn zu fragen. Nietzsche hat in seiner außergewöhnlich scharfen Art und Weise durchweg das wirkende Ich zur Rechenschaft gezogen für die unkritisierbare und zwar dogmatische Wahrheit überhaupt in der philosophischen Geschichte der indoeuropäischen Sprachfamilie. Aber hat er sie wirklich im Rahmen seiner Philosophie erfolgreich überwunden? Solange er voller Kehle seinen „Willen zur Macht“ zur Sprache bringt, mehr noch, für die wesentliche Erneuerung der europäischen Philosophie zur Geltung zu bringen versucht, da kann er leider das Bedenken, das starke Bedenken nicht loswerden, dass er so wie seine Vorgänger und ganz anders als er selbst glaubt im Rahmen des wirkenden Ichs bleibt und ihm gar treu bleibt. Denn Nietzsche bringt ja eben mit seinem philosophischen Prinzip, ja mit dem „Willen zur Macht“ seine Kausalität und ihre Finalität insgleichen zum Ausdruck, ganz gleichviel, ob er es bewusst bemerken konnte oder überhaupt nicht. Dies spielt gar keine wesentliche Rolle an dieser Stelle. Vielmehr handelt es sich lauter darum, ob er unter den grammatischen Bedingungen der indoeuropäischen Sprachfamilie hat philosophieren müssen oder doch irgendwie überraschenderweise ihren Rahmen sprengen können. Es steht ganz fest, dass Nietzsche aus dem traditionellen philosophischen Rahmen für das wirkende Ich, um es mit ihm selbst zu sagen, für den Täter, welcher in der indoeuropäischen Sprachfamilie für den Philosophen eigentümlich und gar einzigartig vorbereitet liegt, überhaupt nicht gefallen ist, eben weil sein „Wille zur Macht“ ganz perfekt nicht nur das wirkende, sondern zugleich auch aufstrebende Ich verkörpert. Aus diesem sprachlichen und gleichsam grammatischen Hintergrunde ist mit Fug und Recht zu behaupten, dass er gegen seinen Willen eben mit seinem philosophischen Wollen im alten konventionellen Rahmen dem täterischen Ich treu bleibt, noch völlig abgesehen davon, ob dieser Täter mit dem „Willen zur Macht“ bei ihm subjektiv, bzw. substanziell wirkt. Dass Nietzsche den muttersprachlichen Rahmen erst recht nicht hat sprengen können, das erweist sich noch einmal ganz deutlich, wenn seine eine Aussage aus „*ecce homo*“ etwas später im Zusammenhang mit dem Sein analytisch unter die Lupe genommen wird. Also schließen wir jetzt das Kapitel für die finale Sinnrichtung als das eine Gesicht der Instrumentalität ab.

Die Instrumentalität verfeinerte sich innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie nicht bloß mit der Kausalität und der Finalität. Diese beiden Hauptaspekte der ursprünglichen Instrumentalität variieren nämlich noch weiter je

nach dem zusätzlichen Schwerpunkt. Beispielsweise bringt der konsekutive Satz die Kausalität und die Finalität überhaupt nicht in einer nackten Form, sondern eben sie in der fein bekleideten Vergleichsform zum Ausdruck. In diesem Falle steht der Schwerpunkt des Betrachters nicht eindeutig fest. Aus dem Kontext nämlich ist er kausal oder final zu verstehen. Und doch wie steht es denn überhaupt mit dem konzessiven Satz? Ganz genau so wie die konsekutive Sinnrichtung, ebenso fein geschliffen ist er in aspektueller Hinsicht durchstrukturiert. Er stellt gar keine bloße Ursache, sondern eher, sondern eben die, welche gelegentlich günstig, gelegentlich ungünstig wirkt, und gar keine nackte Folge, sondern darüber hinaus, sondern vielmehr die, welche trotz der so oder so gewirkten Bedingung endlich zu Stande gebracht werden konnte und musste, dar. Das Schwergewicht des konzessiven Satzes zeigt sich nur dann, wenn man ihn aus dem konkreten Zusammenhang sinngemäß als kausal oder final zu konstatieren vermag, ebenso wie der konsekutive. Die bedeutungsvolle konditionale Sinnrichtung ist bereits ausführlich behandelt. Also keine weitere Rede davon mehr! Von daher kommt der Modalsatz diesmal in Betracht. In dieser modalen Sinnrichtung lässt die Instrumentalität am meisten ihre beiden Grundaspekte, nämlich die Kausalität und zugleich die Finalität verblassen, so dass man sie direkterweise kaum bemerken kann. Man vergegenwärtige sich ganz kurz einmal, wie das Dadurch eben im Deutschen ungeachtet seiner eigentlichen Instrumentalität für die Modalität eingesetzt wird! Denn sowohl die Kausalität als auch die Finalität sind in der Modalität völlig abgeschwächt, so kommt die Zeitlichkeit und gleichsam das Zeitverhältnis demgemäß dem Sprachler schwerlich zu Bewusstsein ganz anders als in den oben erklärten Sinnrichtungen der Instrumentalität. Es handelt sich nämlich dabei weder um das Vorher noch um das Nachher, sondern einfach um die Augenblicklichkeit, ja um die Gleichzeitigkeit. Was aber gar die temporale Sinnrichtung angeht, so haben wir deshalb nicht mehr viel zu sagen, weil wir schon des Weiteren erfahren haben, dass sie gerade aus dem Verbalaspekt nach und nach, durch und durch herausentwickelt wurde, so dass sie sich in der Moderne endlich als kategorisch behaupten konnte. So viele facettenreiche Sinnrichtungen entwickelten sich in der indoeuropäischen Sprachfamilie aus derselben Wurzel der Instrumentalität, selbst wenn dies vom betroffenen Sprachler schwerlich zu Bewusstsein gebracht werden kann.

Aber doch versteht es sich erst aus diesem gemeinsamen instrumentalen Zusammenhang allein von selbst, wieso denn eigentlich dasselbe Partizip *situationsgerecht* und gleichsam *kontextmäßig* in solchen mannigfaltigen Sinnrichtungen gelöst werden muss und kann. Die alte, uralte Instrumentalität des Menschen hat in der indoeuropäischen Sprachfamilie als sichere Grundlage für die weiteren Sinnrichtungen gedient, aber aus dem aspektuellen Zentrum ist sie

dennoch völlig zurückgetreten. Aus diesem Grunde ist sie darin nicht mehr als eine selbstständige Sinnrichtung wieder zu finden. Trotz ihres vollständigen Rücktritts aus dem grammatischen Vordergrund muss durchaus hervorgehoben werden, welche ausgesprochen wichtige Rolle und gleichsam Führungsrolle sie denn überhaupt für die Grundgrammatik der indoeuropäischen Sprachfamilie gespielt, besser noch, ausgespielt hat.

An dieser Stelle denken wir über die Instrumentalität noch einmal nach eben im Zusammenhang mit dem Subjekt als Sein! Nietzsche hat dieses gerade darauf zurückgeführt, dass die Philosophen unbewusst im Bann der indoeuropäischen Sprachfamilie nach der grammatischen Gewohnheit, selbstverständlich das Subjekt vom Prädikat zu trennen, darüber notwendigerweise haben philosophieren müssen. Und darüber hinaus hat er offensichtlich festgestellt, dass sich das substantielle Ich aus solcher grammatischen Herkunft unausweichlich, mehr noch, gezwungenermaßen nach der Kausalität und gleichsam Kausal-Interpretation einzurichten hat. Berücksichtigt, dass Nietzsche das wirkende Ich ausgerechnet und gerade als Täter gerne bezeichnete und höhnisch auszeichnete, ferner dass die Kausalität eigentlich *mittel-bar* aus der Instrumentalität abgeleitet ist, so können wir einen weiteren kriminellen Zusammenhang zwischen dem und der herstellen. Die Kausalität ist für das täterische Ich überhaupt nicht ein bloßes Mittel, sondern vielmehr die Waffe für die erfolgreiche Ausführung seiner Tat, weil sie selbst aus der ursprünglichen Instrumentalität stammte. Wie kann der Täter und sogar der *Intensiv-Täter*, welcher insbesondere in der kategorisierten Zeitstufe seine spätere Tat durch und durch strukturiert, seine erfolgversprechende Tatwaffe vergessen? Es liegt von vornherein auf der Hand, auf der Hand des Täters, nämlich die Kausalität als Instrumentarium für seine Tat und mithin als Waffe. Das ist nicht wunderlich, sondern eher natürlich.

Aber wir leben indessen in der gesitteten, sprachlich gesitteten Kultur. Dieser Täter hat sich abzuheben von seiner vergangenen Täterschaft überhaupt. In der Tat arbeitet er nicht mehr so *tätlich* wie früher, sondern ebenso *tätig* als Anwalt. Ganz umgekehrt hat er selbst den Täter zu fassen, wobei er ihn als Advokat für die Vernunft gründlich vernimmt. Diese ausgezeichnete Fähigkeit, temporal Ursache und Wirkung wiederherzustellen, ja die Begründungsfähigkeit der Vernunft hat unmittelbar den Ausschlag für die Förderung der Erkenntnistheorie und gleichsam Wissenschaft gegeben in den indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedsländern. Aber ihre Kausal-Interpretation hat, aus sprachlicher Hinsicht und gleich wieder aus dem philosophischen Zusammenhang betrachtet, nicht allein einen Beitrag dazu geleistet, weil ein anderer äußerst wichtiger, aber doch völlig unbemerkt verborgen liegender Faktor dabei sehr intensiv mitgespielt hatte. Was ist denn eigentlich die Voraussetzung dafür, dass das subjektivische Ich wirklich wirken kann? Die kausale Begriffspaarung, Ursache und Wirkung, allein reicht durchaus

nicht, um zu wirken, geschweige denn um effektiv zu wirken. Um zu wirken, um wirken zu können, eben dazu muss das Wirkende und zwar das täterische Ich unbedingt vorhanden, philosophischer noch, substantiell sein. Wie kann in der Tat der Täter auswirken, falls er selbst nicht bereits substantiell existiert? Das Wirkende muss sich ohnehin als Seiendes identifizieren können, um wirklich seine Wirkung zu entfalten. Das Nicht-Seiende kann nämlich unter keinen Umständen wirken. Eben damit ist das nächste Kernthema im Hinblick auf das Ich als Sein und die Epistemologie und nicht zuletzt die Ontologie eingeleitet. Es handelt sich nunmehr um die Welt vom Ich als Sein.

7. Unter der verführerischen Führung des Seins

Das täterische Ich aus dem grammatischen Nexus und Instrumentalität insgleichen ist einesteils *kausal*, aber doch anderenteils *seiend*. Eben über seine beiden grundlegenden Charakteristika hat Nietzsche im Letzten Zitat eindeutig seine Anmerkung gemacht. Nehmen wir gerade ganz kurz die betreffende Passage wieder auf!

„Das sieht überall Thäter und Thun: das glaubt an Willen als Ursache überhaupt; das glaubt an's ‚Ich‘, an's Ich als Sein, an's Ich als Substanz und projicirt den Glauben an die Ich-Substanz auf alle Dinge – es schafft erst damit den Begriff ‚Ding‘ ... Das Sein wird überall als Ursache hineingedacht, untergeschoben; aus der Conception ‚Ich‘ folgt erst, als abgeleitet, der Begriff ‚Sein‘“

Nietzsche behauptet resolut nicht bloß in dieser Passage, sondern darüber hinaus hier und da erneut voller Überzeugung, dass das Sein eben aus dem Ich-Begriff abgeleitet sei. Das substantielle Ich habe sich selbst auf alle Dinge projiziert. Es steht immerhin ganz fest, dass das wirkende Ich im unzertrennbaren Zusammenhang mit dem Sein steht. Aber ist der Begriff Sein doch in der Tat, so einfach, wie Nietzsche meinte, aus dem Glauben ans Ich entlehnt? Wirklich so einfach? Dieser Frage müssen wir auf jeden Fall sorgfältig nachgehen.

Aber davor nehmen wir zunächst mal Wortschöpfungen wie die Ontologie, das Seiende, Sein und dergleichen unter die Lupe! Diesen ontologischen Begriffen liegt eigentlich das Verb Sein selbstverständlich zu Grunde. Der philosophische Begriff Sein ist, etymologisch gesehen, ganz einfach durch die Substantivierung des Grundverbs Seins zu Stande gebracht, wohingegen das Seiende durch seine gegenwärtige aktive Partizipialisierung für die Philosophierung zur Verfügung gestellt ist. Dieser philosophische Oberbegriff Ontologie selbst ist ganz genau so wie das deutsche Seiende per Partizipialisierung zum Ausdruck gekommen. Insofern ist es für einen Mitgliedssprachler der indoeuropäischen Sprachfamilie

nicht besonders augenfällig, sondern lieber verständlich und gar selbstverständlich, zunächst weil der Stellenwert und die Funktion des Grundverbs Seins innerhalb von ihr ganz gleich ist, ferner deshalb, da die grammatische Möglichkeit für seine Substantivierung und zugleich Partizipialisierung ebenso einheitlich vorbereitet liegt.

Aber diese anscheinend gar nicht merkwürdige Erscheinung des Verbs Seins erweist sich erst dann wirklich als bodenständig nur für die indoeuropäische Sprachfamilie überhaupt, wenn es mit dem entsprechenden Verb in den anderen Sprachfamilien zu vergleichen ist. Das indoeuropäische sprachfamiliäre Verb Sein bringt schon seit der Antike, im Grunde genommen, die zwei wesentlich unterschiedlichen Funktionen mit sich. Es kommt nämlich einerseits als Vollverb, aber doch andererseits eben als Kopula zum Einsatz. Gar nicht zu reden von seiner weiteren Anwendung als Hilfsverb. Diese Doppelfunktion des Verbs Seins ist nur für die indoeuropäische Sprachfamilie allein typisch und gar urtypisch. Eine sehr wichtige grammatische Tatsache für unsere interkulturelle Untersuchung lautet, dass es darin von Anfang an ein *Vollverb* ist. Es war ursprünglich gar kein Hilfsverb, sondern eben das selbstständige Vollverb, welches sich in jede verbale Form transfigurieren lässt. Seine kopulative Funktion ist erst aus seinem eigentlichen Vollverb abgeleitet. Trotzdem gibt es gar keinen notwendigen Grund dafür, warum denn überhaupt diese kopulative Funktion ausgerechnet aus dem Vollverb Sein, welches ursprünglich je nach dem Kontext „existieren“, oder „es gibt“ oder „vorhanden sein“ oder „stehen“ bedeutet, unbedingt herauskristallisiert werden muss. Denn diese verbale Ableitung ist ja in den ostasiatischen Sprachen, sei es im Koreanischen oder im Japanischen oder im Chinesischen gar nicht, ganz und gar nicht wieder zu finden.

Beispielsweise im Altchinesischen gab es eigentlich gar keine richtige Kopula. Es fehlte ihm praktisch daran. Erst ganz später entwickelte sie sich darin als entlehnt. Während sie im Neuchinesischen mit Hilfe von „Shi(是)“, das eigentlich „richtig sein“, „stimmen“ bedeutet, ausgedrückt wird, so konnte sie im klassischen Chinesischen dahingegen zunächst mittels des Verbs „Weis(爲)“ eingesetzt werden, welches in erster Linie „tun“ bedeutet. Das Altchinesische wie auch das Neuchinesische präsentieren uns ihre eigene, ihre eigentümliche Herausbildung der Kopula und wehren somit ab, dass sie gleich wie in der indoeuropäischen Sprachfamilie eben aus dem Verb, das „es gibt“ oder „existieren“ bedeutet, entlehnt werden muss. Nicht nur das Chinesische, sondern zugleich auch das Koreanische gibt dasselbe Gegenbeispiel, weil durchaus keine direkte Verbindung zwischen dem „Issda(있다)“, welches dem deutschen Vollverb Sein entspricht, und „Ida(이다)“, welches dem deutschen kopulativen Sein gleichkommt, im Letzteren besteht. Außerdem lässt sich das koreanische Verb „Issda“ beileibe nicht substantivieren. Immerhin kann es, rein grammatisch gesehen, partizipialisiert

werden, aber das klingt ja schon nicht normal. Das „Jonjae(존재, 存在)“ ist erst im 20. Jahrhundert in den ostasiatischen Ländern als Lehnübersetzung des europäischen philosophischen Begriffs Seins entstanden. Diese Wortschöpfungen wie Ontologie, Ousia, Essentia, das Wesen, Sein und nicht zuletzt das Seiende sind weder im Chinesischen noch im Koreanischen und Japanischen überhaupt möglich gewesen, als Einzelbegriff, geschweige denn als philosophischer Begriff, weil die sprachlichen Rahmenbedingungen in den drei ostasiatischen Ländern ganz anders als die in der indoeuropäischen Sprachfamilie sind. Aus diesem Zusammenhang ist nicht das wirkende Ich als Täter, sondern eher die Metaphysik, bzw. die Ontologie vergleichsweise als die eigentümlichste Besonderheit schlechthin der europäischen Philosophie zu erklären.

Aber überlegen wir uns doch mal, aufgrund welcher grammatischen Bedingungen das kopulative Sein in der indoeuropäischen Sprachfamilie relativ früh notwendigerweise gefordert und gefördert wurde, aber aus welchem sprachlichen Hintergrunde es ganz umgekehrt in den ostasiatischen Sprachen unnötig sein konnte? Das Adjektiv gehört gleichwohl im Koreanischen als auch im Chinesischen zum „Yongyeon(용언, 用言)“ genau so wie das Verb, wohingegen es sich in der indoeuropäischen Sprachfamilie traditionell ins Substantiv wie ein Nomen einordnen lässt. Seine ganz unterschiedliche Einordnung spielt eine wesentliche Rolle für den notwendigen Einsatz des kopulativen Seins. Das Adjektiv funktioniert in den ostasiatischen Sprachen schon selbstständig ganz genau so wie das Verb und gleichsam das Vollverb. Aus diesem Grunde ist es darin überhaupt nicht zu ergänzen mit einer zusätzlichen Kopula. Außerdem werden weder der substantivierte Infinitiv noch das substantivierte Partizip darin in der Regel als Prädikatsnomen eingesetzt.

Aber wenn das Adjektiv, ganz zu schweigen vom substantivierten Infinitiv oder Partizip, dagegen in der indoeuropäischen Sprachfamilie eben als Prädikatsnomen zum Einsatz kommt, so muss es gerade vom kopulativen Sein begleitet werden, damit sich der Leser nicht fassungslos in der Zweideutigkeit hin- und herbewegen muss. Das kopulative Sein musste eingeschoben werden, um unmissverständlich das Verhältnis zwischen dem Subjekt und dem Prädikatsnomen darzustellen, eben weil das Adjektiv, welches häufig als Prädikatsnomen zum Einsatz kommt, grammatisch betrachtet, in der indoeuropäischen Sprachfamilie beileibe nicht vollständig und gleichsam beileibe nicht selbstständig ist. Ganz anders als im Koreanischen und Chinesischen insgleichen, so kann es allein sich selbst darin leider nicht eindeutig mitteilen. Der Leser muss sich ja angestrengt überlegen, ob das ohne das hilfreiche kopulative Sein eingesetzte Adjektiv als attributiv oder als prädikativ verstanden werden muss. Um diese unerwünschte Mehrdeutigkeit auszuräumen, eben dazu hat die Kopula Sein in der indoeuropäischen Sprachfamilie fast gezwungenermaßen als Hilfsverb erhalten

müssen für die Sinnerhellung. Zugegeben, dass das grammatische Verhältnis zwischen dem Bezugswort und dem gehörigen Adjektiv in der Antike durch die festgeregelte Wortstellung bekannt gemacht wurde, so reichte das trotzdem noch nicht bei weitem insbesondere in der gesprochenen Sprache. Es bereitet in der geschriebenen Sprache kaum Probleme, weil der Leser ganz ruhig nach dem Hinweis der bestimmten Wortstellung auf die Sinnrichtung das betreffende Adjektiv schnell zu lösen vermag. Aber es ist dagegen ebenso für den Sprecher wie für den Hörer nicht wirklich effektiv beim direkten Gespräch. Wie leicht, wie erleichtert können sich die beiden Gesprächspartner verhältnismäßig bereits mit dem einfachen Einsatz des kopulativen Seins verständigen! Nachdem das Sein zusätzlich als Kopula dienen musste und konnte, erst danach konnte es sich selbst alltagstauglich machen. Man stelle sich doch einmal vor, wie selten das Sein als Vollverb, aber doch wie häufig es als Kopula gerade in der Umgangssprache zum Ausdruck kommt! Eben durch diese kopulative Anwendung hatte es seinen grammatischen und zugleich sprachspielerischen Bewegungsraum zu erweitern.

An dieser Stelle lasst uns mal das Verb Sein ganz kurz bei Seite und das Adjektiv weiter in den Vordergrund rücken! Das Verhältnis zwischen dem Substantiv als Bezugswort und dem Adjektiv als Schmuckwort, sei es attributiv oder sei es prädikativ, lässt sich in der indoeuropäischen Sprachfamilie mit einer besonderen Sprachregel und zwar mit der sogenannten „Kongruenz“ regulieren. Das heißt, da das Letztere, grammatisch gesehen, dem Ersteren zugehört, so muss das Letztere gemäß dem grammatischen Stand des Ersteren unbedingt dekliniert werden. Bekanntermaßen gilt die nominale Deklination nicht bloß für das Substantiv allein, sondern zugleich auch für seine Zugehörigen. Durch diese grammatischen Kongruenz zwischen dem Subjekt und dem Adjektiv, mehr noch, zwischen dem Subjekt und dem Prädikat und durch ihre strenge Einhaltung entsteht schon der Eindruck, gleichsam als ob alle anderen Satzteile dem Subjekt, dem wirkenden Subjekt unterliegen müssten. Diese nominale sowie verbale Kongruenz sorgt insgeheim, doch richtig gut für die formale und zugleich inhaltliche Voraussetzung der subjektivistischen Herrschaft über die gesamte Grammatik. Aber sie ist in den ostasiatischen Sprachen ganz und gar nicht wieder zu entdecken. Das bedeutet schon, dass sie für die indoeuropäische Sprachfamilie allein ganz charakteristisch ist.

Das Adjektiv fungiert in den drei ostasiatischen Ländern, wie erklärt, ganz gleich wie das Verb. Aus diesem grammatischen Hintergrunde ist das verbale System darin noch viel umfangreicher als das nominale und das verbale in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Das Schwergewicht des Verbalsystems hält sich deshalb ganz stabil im Koreanischen, Japanischen und nicht zuletzt im Chinesischen. In diesen drei Sprachen spielt nicht nur das Adjektiv allein einsam, sondern ebenfalls das Adverb gemeinsam für die Untermauerung des festen

Verbalsystems überhaupt eine wesentliche Rolle. Das Adverb gehört, wie seine Wortschöpfung selbst schon ersichtlich mitteilt, dem Verb. Es kommt eigentlich zum Einsatz, um näher die Verbalhandlung darzustellen. Aber erstaunlicherweise, selbst noch, paradoxerweise wird es in der indoeuropäischen Sprachfamilie ungeachtet seines inhaltlichen Ursprungs in der Regel ausgerechnet aus dem Adjektiv abgeleitet, welches sich ganz anders als in den ostasiatischen Sprachen durchaus nicht ins Verb einordnen lässt. Warum musste denn eigentlich das Adverb darin trotzdem einfach aus dem Adjektiv abgeleitet sein, dass das Erstere ins Verb, aber im Gegensatz dazu das Letztere gerade ins Substantiv eingeordnet wird? Diese adverbiale Ableitung aus dem Letzteren macht erst unter solcher grammatischen Bedingung allein Sinn, wo das Erstere ganz genau so wie in den drei ostasiatischen Sprachen als Verb behandelt wird.

Aber das ist überhaupt nicht der Fall für das Adjektiv in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Wie kann man diese widersprüchliche adverbiale Ableitung darin rechtfertigen? Berücksichtigt, dass das Adverb unmittelbar in engster Nähe zum Prädikat seine grammatische Aufgabe erfüllt, so ist sie in keiner Weise nachzuvollziehen. Und dadurch wird das Verb ganz buchstäblich allein gelassen. Man erinnere sich nur daran, dass das Adverb in der Grammatik der indoeuropäischen Sprachfamilie immer nur gleich nach dem Adjektiv ganz kurz und knapp zur Erklärung kommt. Das weckt schon den Anschein beim betroffenen Sprachler, gleichsam als ob selbst das Adverb dem Substantiv zugehören müsste. Aber im Koreanischen und in den beiden Nachbarsprachen insgleichen wird das Adverb, grammatisch betrachtet, eigenständig gebildet und spielt eine äußerst wichtige Rolle für die gesamte Grammatik. Seine besondere, extravagante Form findet ihre Niederschläge eben in der da einzigartig höchstentwickelten Handlungs- und Lautmalerei insgleichen, welche sich schwerlich und schon wieder ganz und gar nicht in eine indoeuropäische sprachfamiliäre Mitgliedssprache übertragen lässt. Das ostasiatische Verbalsystem lässt sich vom Subjekt uneinnehmbar einerseits durch die adjektivische Eingliederung, andererseits durch das Adverb und insbesondere durch seine spezielle Variation, Handlungsmalerei verstärken. Außerdem tritt der Verbalaspekt ohnehin in den Vordergrund, weil er sich darin weder vom Subjekt noch vom Tempus zurückbilden lassen konnte.

Wie schon voller Länge dargestellt, so kommt das Ich vornehmlich im Koreanischen sowie im Japanischen sehr eingeschränkt, selbst noch, sehr höflich zum Einsatz. Eben aus diesen grammatischen Gründen konnte das Prädikat in den ostasiatischen Ländern seine Herrschaft niemals verlieren und dementsprechend hatte das Subjekt kaum eine Gelegenheit, sich seiner Führungsrolle zu bemächtigen. Während das Tempus in der indoeuropäischen Sprachfamilie, den Verbalaspekt unterdrückend, das Verb sogar als Zeitwort begreifen lassen konnte

und dadurch entscheidend dem Subjekt zur Eroberung des machtvollen Vorfelds verholpen hat, so konnte es sich ganz umgekehrt in den ostasiatischen Ländern überhaupt nicht offensichtlich gegen die prädikativische Macht behaupten, geschweige denn durchsetzen. Zufälligerweise oder doch notwendigerweise lagen die grammatischen Rahmenbedingungen in der indoeuropäischen Sprachfamilie für das Verstärken des Subjekts vergleichsweise sehr gut vorbereitet.

Aus welchem grammtischen notwendigen Grunde das kopulative Sein eben in der indoeuropäischen Sprachfamilie ganz früh herausentwickelt werden musste und dass das Vollverb Sein dadurch alltäglich und gleichsam gewohnheitsmäßig angewendet werden konnte, das habe ich im Zusammenhang mit dem Stellenwert des Adjektivs beleuchtet. Setzen wir nun den Gang, die grammatischen Rahmenbedingungen für die Ontologie betreffend, welche ja die europäische Metaphysik ausmacht, fort!

Das eigentliche Verb Sein fungiert in der indoeuropäischen Sprachfamilie als Vollverb und nimmt demgemäß mit Recht seine verbalen Anwendungsmöglichkeiten in Anspruch. Vor allem seine substantivierte Infinitivform Sein und sein gegenwärtige Partizip Seiend kommen zur Geltung in der philosophischen Hinsicht. Das Vollverb Sein spielt eher eine geringere Rolle für die Philosophie und gleichsam die Ontologie als seine angewandten Formen Sein und Seiendes. Dieses altgriechische *On* selbst ist eigentlich die gegenwärtige aktive partizipiale Form vom *Einai*, ganz genau so wie das deutsche Seiend. Noch völlig abgesehen davon, auf welche Art und Weise das Vollverb Sein vom Philosophen herausphilosophiert werden kann und sollte, so stehen seine verbalen Anwendungsmöglichkeiten durchaus unabhängig vom Willen des betroffenen Sprachlers bereits zur Verfügung. Und wie kann man doch eigentlich als Sprachnutzer an die vorhandenen Begriffe wie Sein und Seiendes nicht glauben, wenn sie, sprachlich gesehen, *wirklich* existieren? Es ist natürlich, allzu natürlich, dass der Sprachler an seine eigene Sprache und ihre Wörter insgleichen glaubt. Wie kann man einfach das sprachlich wirklich Vorhandene als nicht wirklich betrachten? Es handelt sich nämlich dabei nicht um irgendein legendäres Lebewesen wie den Drachen oder den Pegasus, sondern um das Verb Sein, welches real, realistisch „existieren“, „es gibt“ bedeutet. Aus diesem sprachlichen Glauben konnte und gar musste die Ontologie wie gezwungenermaßen gefördert werden.

Das Unterscheiden zwischen dem Infinitiv und dem Partizip in der indoeuropäischen Sprachfamilie spielt als die allgemeine Grammatik unbemerkt eine weitere vorreiterische Rolle für den Weisheitssuchenden, ja vielmehr Wahrheitssuchenden. Rein formal betrachtet, werden die beiden gleich reibungslos substantiviert und wie ein Substantiv eingesetzt. Aber dagegen unterscheiden sie sich, aspektuell gesehen, ganz deutlich, mehr noch, ganz wesentlich voneinander,

eben weil der Infinitiv aus seinem finalen Grundcharakter die Möglichkeit zum Aspekt bringt, wohingegen das Partizip aus seinem dauerhaften ganz umgekehrt die Tatsächlichkeit zum Ausdruck bringt. Aus diesem aspektuellen Zustand bezieht sich das Letztere in der Regel, sei es philosophisch oder aphilosophisch, auf das konkrete Lebewesen oder zugleich Ding. Aber der substantivierte Infinitiv Sein lässt sich beileibe nicht mit dem Seienden identifizieren. Das Erstere sollte sich zumindest *außerhalb* vom Letzteren, mehr noch, *oberhalb* vom Letzteren befinden. Das Sein ist nämlich noch viel abstrakter als das Seiende. Obwohl das Letztere eigentlich aufgrund seines realen und gleichsam tatsächlichen Aspekts die Priorität vor dem Ersteren hat, so lässt das Erstere indessen philosophisch eben darum das Letztere sich unterordnen, weil es unmittelbar mit der Finalität zu tun hat. Mit dieser grammatischen Vorbedingung wird quasi determiniert, dass sich das Seiende und zwar jedes Seiende um das Sein gleich einem Zentrum der Bewegung zu drehen hat. Wie schon mit der ursprünglichen Instrumentalität anschaulich dargestellt, so ist der Grat zwischen Kausalität und Finalität äußerst schmal. Das heißt, der Schwerpunkt lässt sich ohne weiteres verlagern je nach der aspektuellen Hervorhebung des Betrachters und gleichsam des Philosophen.

Das Sein kann von daher, wenn man will, seine zentrale Rolle für das Seiende nicht bloß als Ziel allein, sondern zugleich auch als Ursache spielen. Damit haben wir eben einen philosophisch springenden Punkt erreicht. Es kommt nämlich schon zur Sprache, nämlich die *causa sui*. Die Ursache der Ursachen ist insgleich das Ziel der Ziele. Nur die *causa sui* und zwar Gott allein ist für den Täter als Sein vorbildlich und nachhaltig von voller Bedeutung, weil sie der Täter der Täter, ja der oberste Täter aller Täter ist, ferner eben da sie zugleich für alle Täter, welche selbst doch indessen als Anwalt tätig sind, der Richter als die oberste Instanz ist. Man besinne sich nur einmal auf Gott und das sogenannte „jüngste Gericht“ im Christentum. Es wurde notwendigerweise gleich wie das Schicksal gefordert und gefördert, ja dieser oberste Täter und zugleich Richter. Erst unter der Führung des Verbs Sein allein konnte der philosophische Begriff Sein zu Stande gebracht werden. Seine philosophische Grundrichtung ist mit seinen sprachlichen Grundzügen schon *definitiv* gerichtet.

Aber diese einmalige, einzigartige Multifunktionalität des Grundverbs Seins kommt nur in der indoeuropäischen Sprachfamilie zur Geltung. Solche sprachliche Rahmenbedingungen für die Ontologie sind ganz und gar nicht wieder zu finden in den ostasiatischen Sprachen. Zunächst da das Verb, welches dem indoeuropäischen sprachfamiliären Sein als Vollverb entspricht, überhaupt nichts mit der grammatischen Kopula zu tun hat, ferner deshalb, weil seine Substantivierung, welche seine Philosophierung und gleichsam seine philosophischen Begriffe erst ermöglicht, per Infinitiv und Partizip gar nicht üblich ist. Eben mit diesen grammatisch unterschiedlichen Bedingungen war die Möglichkeit für die

Herausphilosophierung der Ontologie in den ostasiatischen Ländern ausgeschlossen.

An dieser Stelle lasst uns mal ganz kurz Aristoteles zur Sprache kommen, auf welchen diese Wortschöpfung Metaphysik ja zurückgeht und der sich in seinen metaphysischen Anstrengungen vorbildlich mit der Ontologie beschäftigt hat. Er hat einerseits zur festen Grundlegung der Epistemologie und gleichsam Wissenschaft und doch andererseits für die Etablierung der Ontologie nach der Substanz, ja nach der Ousia unermüdlich weiter gesucht insbesondere mit seinen 10 Kategorien und 4 Ursachenlehren. Schon mit dieser gewollten Kombination von der *causa efficiens* und der *causa finalis* hat er unmissverständlich klar gemacht, dass sich das wirkende Ich als Täter unentbehrlich um sein oberste Ziel, nämlich das Gute und gleichsam den sogenannten „unbewegten Beweger“ bemühen muss. Aristoteles kann sich beileibe nicht mit einer bloßen Ursächlichkeit oder Finalität zufrieden geben, womit sich eine Sache als Tatsache erklären lässt. Das ist zu wenig für ihn und seine ontologische Bestrebung überhaupt. Er will unbedingt die Ursache der Ursachen als Prinzip herauslokalisieren, welche zugleich das Ziel der Ziele ist. Mit seinem Oberbegriff „dem unbewegten Beweger“ fasst er meisterlich auf einmal die Ontologie, Ätiologie, Teleologie und nicht zuletzt die Theologie in einen Punkt zusammen. Aus diesem Zusammenhang, dass Aristoteles mit seiner eigenen Methode das substantielle Ich gründen und sogar begründen und darüber hinaus ihm mit den ontologischen Beschäftigungen seine Ursächlichkeit und Finalität insgleichen verleihen wollte, ist er für die europäische Metaphysik überhaupt von entscheidender Bedeutung. Zugegeben, dass seine philosophischen Vorgänger, insbesondere die Eleaten wie Nietzsche selbst im letzten Zitat bemerkt, schon zielstrebig nach dem Sein Ausschau gehalten haben.

Bisher wurde aus sprachlicher Hinsicht erklärt, aus welchem Grunde denn eigentlich die Ontologie, will sagen, die Metaphysik der indoeuropäischen Sprachfamilie eigen und gleichsam eigentümlich herausentwickelt werden konnte und musste. Aber an dieser Stelle überlegen wir uns doch mal, aus welchen philosophischen Rahmenbedingungen das wirkende Ich als Sein gezwungenermaßen immer vom Neuen ausgesucht und aufgefunden werden musste. Das wirkende Ich ist *in der Tat* zunächst durch die Zeit wie gebunden bedingt, weil es, sei es kausal, oder sei es final, durchaus nur auf der kategorischen Zeitstufe allein erfolgreich seine Tat ausführen kann. Selbst wenn diese kategorisierte Zeit vom Ich selbst freiwillig für seine Täterschaft überhaupt gefordert und aufgestellt ist, so funktioniert sie dennoch am Ende gegen ihren Herrn. Weil er ungeachtet seiner erfolgreich vollbrachten Tat ebenso bei Leibe wie bei Seele nicht über die Zeitstufe hinauszulaufen in der Lage ist und sich leider von den ehernen Zeitgittern gefangen genommen sehen muss. Er ist aufgrund der

Zeitlichkeit zugutererst mächtig, doch zuschlechterletzt ohnmächtig geworden. Völlig von ihm unabhängig, so fließt sie nämlich unaufhaltsam immer weiter, so dass er unter ihrem stürmischen *Ein-fluss* beinahe ertrunken wäre. Die Zeit war eigentlich für das täterische Ich freundlich, herzfrendlich, doch ist sie indessen feindlich, erzfeindlich geworden, eben weil sie ihn überdauert und ganz selbstständig in alle Ewigkeit hinaus zur Verfügung steht. Diese Strophe der Katastrophe lässt immer stärker verlauten: das Leben des Täters ist kurz, aber die Zeit ist dagegen ewig. Angesichts dieser verhängnisvollen zeitlichen Gefangennahme hat der Täter dringend etwas zu tun, um sich wieder von ihr zu befreien. Er will mit allen Mitteln gegen die Zeitlichkeit wirken. Aber womit kann er sie doch endlich wieder für sich selbst gewinnen? Wo kann er denn überhaupt seine Lösung, mehr noch, seine Erlösung herauslokalisieren? Gerade in dieser lebensgefährlichen Situation kommt das Sein als Rettungsboot gegen die sich hochschlagenden zeitlichen Wogen zum Einsatz. Es allein spricht, selbst noch, verspricht ihm seine letzte erfolgreiche Tat, nämlich aus jenen furchteinflößenden Zeitgittern zu entlaufen. Das Sein dauere nämlich ein für alle Male an! Selbst die kategorische Zeit muss ihm spuren und gleichsam gehorchen, weil es freilich von vornherein abgeschlossen ist, aber gleichwohl ununterbrochen weiter wirkt. Es ist ja perfektivisch perfekt. Also hatte das wirkende Ich als Täter unbedingt auf das Sein zurückzugreifen, um sich von der scheinfreundlichen Zeit, welche sich jedoch indessen als Hürde aller Hürden, worüber er tödlich stolpern muss, erweist, zu befreien.

Der philosophischer Begriff Sein bildet in der indoeuropäischen Sprachfamilie bereits seit der Antike ein unversöhnlich entgegengesetztes Verhältnis mit dem Werden und gleichsam Schein, wie Nietzsche im letzten Zitat ganz prägnant, doch völlig zutreffend darstellt. Das Werden nimmt dem täterischen Ich seinen freien Willen, wobei es ihn wiederholt unterrichtet: Es gibt gar keine recht eigentliche Beständigkeit auf dieser Erde. Es hat in der Tat in dieser Welt den ständigen Wechsel ganz lebhaft zu beobachten gerade mit seinen eigenen beiden Augen. Wie kann es überhaupt diesen lebensbedrohlichen Fluss des Werdegangs in der Zeit überqueren, ohne unterwegs zu ertrinken? Es selbst ist ein Augenzeuge im wahrsten Sinne dieses Worts dafür, dass es in dieser Welt gar nichts Ewiges gibt, weil es, wie gesagt, ausgerechnet mit seinen eigenen Augen jeden Tag, selbst noch, jeden Augenblick dies in Augenschein nehmen muss, nämlich dass es wird. Aus diesem Grunde sucht und sogar lechzt das ebenso denkende wie täterische Ich nach dem Sein leidenschaftlich. Und es glaubt am festesten daran, dass sich das ewige Sein in keiner Weise direkt auf diese wechselvolle Welt beziehen muss, ferner dass es sich logischerweise jenseits dieser Welt befinden muss. Mit der Sinnlichkeit hat das Sein deshalb ganz und gar nichts zu tun. Im Gegenteil lässt es sich nur via die Vernunft allein begreifen. Mit dem philosophischen Begriff Sein

wehrt sich das täterische Ich auf einmal gegen das Werden und die Sinnlichkeit überhaupt.

Aber insbesondere im Zusammenhang mit der Erkenntnistheorie stehen gleichwohl das Werden als auch der Schein mit dem Sein im gegensätzlichen Verhältnis. Das Werden lässt ja das Seiende nicht identisch weiter bleiben. Solange es wird, da kann gar keine endgültige Erkenntnis zu Stande gebracht werden. Es muss keineswegs geworden sein. Wenn es doch trotzdem werden muss, so muss es sich nur in einem bestimmten, bzw. in einem relativ kurzen Zeitraum vollziehen, damit es gut, sehr gut zu beobachten ist. Aber seine Identität muss indessen festgestellt werden während des Werdegangs. Ansonsten ist die Erkenntnis überhaupt für das subjektive Ich unmöglich. Deshalb muss das Werden lieber bei Seite gelassen werden für die feste Grundlegung der Wissenschaft. Ganz genau so wie dieses, so ungerne wird der Schein für die Epistemologie eingesetzt, weil er ja bekanntermaßen, ganz gleichviel, ob wegen der Sinnlichkeit oder wegen der Vergänglichkeit oder wegen der Veränderung, täuscht. Der Schein verbürgt dem Subjekt gar keine definitive Erkenntnis, welches eben mit seiner erfolgreichen Kausal-Interpretation alles gründlich begründen will. Er muss durchaus überwunden werden, um wirklich die Erkenntnistheorie auf festen Boden zu gründen. Da kommt ein sinnbildlicher Spruch aus Griechenland eilig zur Hilfe für den Wahrheitsliebenden: „mehr Sein als Schein!“ Der Altgriecher wollte damit in alle Ewigkeit hinaus diesen lästigen, mehr noch, schändlichen Schein in die Wüste schicken, damit das Sein, ohne gestört zu werden, voller Pracht, selbst noch, voller Macht für die Epistemologie und gleichsam Wahrheit zur Geltung kommen kann. Weder das Werden noch der Schein konnten sich gegen das Sein behaupten bereits aus diesem erkenntnistheoretischen Grunde.

Aber davon völlig abgesehen, so sollten wir uns an dieser Stelle nicht philosophisch, sondern rein sprachlich noch einmal die drei betreffenden Verben, ja das Sein, das Werden und nicht zuletzt das Scheinen anschauen. Ganz genau so wie das Verb Sein, ebenso spielen das Werden und das Scheinen insgleichen, grammatisch gesehen, eine doppelte Rolle. Sie sind allesamt eigentlich Vollverben und doch werden sie abgeleitet ebenso als kopulative Hilfsverben alltäglich angewendet. Wir müssen es hierbei ganz klar zu Bewusstsein bringen, dass nicht bloß das Verb Sein allein in der indoeuropäischen Sprachfamilie die kopulative Funktion erfüllt. Seine beiden gegensätzlichen Verben und zwar das Werden und das Scheinen wurden darin von Anfang an als Kopula eingesetzt, selbst wenn ihre kopulative Rolle verhältnismäßig nicht in den Vordergrund tritt. Aber solche kopulative Ableitungen in der indoeuropäischen Sprachfamilie sind in den ostasiatischen Sprachen gar nicht zu beobachten. Beispielsweise sind die koreanischen Verben, welche den deutschen Verben Sein, Werden und Scheinen als Kopula entsprechen, eben sogenannte „inkomplette Verben“, welche ohnehin mit

dem sogenannten „Ergänzungswort“ sinnvollerweise vervollständigt werden müssen. Ihr grammatischer Stellenwert ist gar zu gering, um bewusst hervorgehoben zu werden. Überdies sind sie doch ganz anders in keiner Weise abgeleitet, als die in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Deshalb sind sie im Koreanischen die Schwelle des Bewusstseins zu übertreten überhaupt nicht in der Lage.

Aber dagegen werden die Verben Sein, Werden und Scheinen in der indoeuropäischen Sprachfamilie überhaupt eigentlich selbstständig als Vollverb und dann im übertragenen Sinne als kopulatives Hilfsverb angewendet. Ihr eigentlicher verbaler Stellenwert als Vollverb und zugleich ihre gemeinsame Herkunft als abgeleitet schließen zusammen schon einen wesentlichen Kreis, welcher sich dennoch, inhaltlich betrachtet, sofort auflösen lässt und der ganz umgekehrt selbst einen äußerst markanten Kontrast bildet. Das bedeutet, dass nicht nur das Sein allein, sondern zugleich auch das Werden und Scheinen unausweichlich dem betroffenen Sprachler zu Bewusstsein kommen. In der Tat konnten und gar mussten die drei Verben bereits in der Antike philosophisch in den Vordergrund gerückt werden, wenn die letzten beiden gleich unter der Führung des Ersteren aufgehoben werden musste. Aus diesem grammatischen Hintergrunde wurden die beiden Nebendarsteller, nämlich das Werden und der Schein in der indoeuropäischen Sprachfamilie dann fast immer begleitet, wenn der philosophische Begriff Sein zunächst zu Bewusstsein und gleichsam zur Sprache und so dann zur Geltung gebracht werden musste.

Es bleibt uns in Bezug auf die notwendige, aber doch selbstverständliche philosophische Herauentwicklung des Verbs Seins immer noch übrig, einen letzten überaus wichtigen Grund in Betracht zu ziehen. Es handelt sich diesmal eben um das Nichts als der gegensätzliche Begriffspartner zum philosophischen Sein. In der indoeuropäischen philosophischen Geschichte überhaupt konnte der philosophische Begriff Nichts in der Regel gar keine besonders positive Rolle spielen. Vielmehr musste es als das furchteinflößende Objekt, besser noch, Ungeheuer verstanden werden, welches unbedingt zu überwinden ist. Wofür steht denn eigentlich dieser Ausdruck „*horror vacui*“? Eben dieser „*horror vacui*“ erklärt ganz anschaulich, mehr noch, ganz sinnbildlich, in welcher Art und Weise das Nichts in Europa vermieden und sogar gehasst werden musste. Wirklich selten konnte es von wenigen Philosophen wie Meister Eckhardt oder Heidegger im positiven Sinne herausphilosophiert werden, selbst wenn es den meisten europäischen Lesern, die ja lieber an seinen Gegensatz und zwar an das Sein gewöhnt sind, sehr fremd, selbst noch, sehr unverständlich vorkommt.

Aber warum konnte denn eigentlich das Nichts als philosophischer Begriff in der indoeuropäischen Sprachfamilie in der Regel gar nicht positiv verstanden werden? Anders gefragt, warum musste das Nichts darin meistens regelrecht

negativ abgestempelt werden? Ist das nur ein bloßer Zufall? Oder gibt es doch dazu irgendeinen versteckten einflussreichen und plausiblen Hintergrund? Berücksichtigt, dass das Nichts in der indoeuropäischen philosophischen Geschichte fast immer als *negativ* behandelt, mehr noch, im äußerst markanten Kontrast zum Sein als das um jeden Preis zu überwindende Ziel verstanden werden musste, so können wir vorsichtig, doch mit Recht eine Vermutung anstellen. Es muss wahrscheinlich, hochwahrscheinlich irgendeinen besonderen Grund dafür geben, dass das Nichts in der indoeuropäischen Sprachfamilie überhaupt als *negativ* zu erklären war. Um sicherzugehen, dazu frage ich eine kleine Grundfrage. Woher kommt denn eigentlich diese Wortschöpfung Nichts? Sie wurde eben durch die Substantivierung der Negation zu Stande gebracht. Das ist nicht bloß für das Deutsche allein gültig, sondern für die indoeuropäische Sprachfamilie allgemeingültig.

Hinter dem philosophischen Begriff Nichts versteckt sich gerade die Negation Nicht als seine Wurzel. Das Nichts ist sicherlich das philosophische Gegenteil zum Sein. Aber vergleichen wir zunächst ihre ganz unterschiedliche Herkunft miteinander. Das philosophische Sein stammt bekanntermaßen aus dem Vollverb Sein, wohingegen das Nichts aus der Negation ganz einfach abgeleitet ist. Dieser sprachliche Hintergrund spielte dafür schon eine große Rolle mehr, dass das Erstere in der recht positiven, doch das Letztere ganz umgekehrt in der völlig negativen Richtung weiter philosophiert werden konnte und musste. Darüber hinaus bilden die beiden noch einen direkten inhaltlichen Gegensatz, weil das Erstere „existieren“ „es gibt“, aber das Letztere eben „nicht existieren“, „es gibt nicht“ bedeutet. Vor ihrer Herausphilosophierung ist die Richtung mit diesen beiden sprachlichen Rahmenbedingungen bereits gegeben. Wie konnte man eigentlich unter solchem Umstände, besser noch, ungeachtet solchen Umstandes das Nichts als positiv verstehen, geschweige denn philosophieren? Das bedeutet von Anfang an unmittelbar das Nicht-Seiende. Wie kann man doch das Nicht-Seiende dem Seienden und gleichsam dem Sein vorziehen? Denn das Sein ist ja die Realität, aber das Nichts dagegen ihre direkte Verneinung schlechthin. Eben mit dieser sprachlichen Vorbedingung ist die Möglichkeit dafür in der indoeuropäischen Sprachfamilie und gleichsam in ihrer philosophischen Geschichte schon ausgeschlossen, dass das Letztere bei dem Philosophen zur Geltung kommen kann.

Selbst wenn ein europäischer Philosoph eine andere Weltinterpretation über das Nichts hinausphilosophieren will, so hat er trotzdem zunächst diesen sprachlichen, muttersprachlichen Rahmen dagegen zu sprengen und kann zugleich seinen Leser schwerlich davon überzeugen, welcher ja ganz treu in jenem bleibt und ihn und seinen Nichtsbegriff durchaus als unverständlich erachten muss. Aber im Vergleich, mehr noch, im Gegensatz zum Nichts hat das Sein von vornherein

einen guten, sehr guten Ausgangspunkt für seine philosophische Entwicklung sicher gestellt. Wie kann man denn überhaupt das Existierende, das wirklich Existierende und gar das wirklich in der Tat Existierende einfach verneinen, es sei denn, dass man beispielsweise Buddhist, welcher resolut die Realität in jeder Hinsicht, sei es die des Ichs oder sei es die der Welt, ablehnt, wäre? Was mit der Sprache und in der Sprache bezeichnet wird, das kann vom betroffenen Sprachnutzer äußerst schwer verneint werden, weil seine Annullierung gleich für ihn bedeutet und sogar bedeuten muss, dass er sie nicht mehr in Anspruch nehmen darf. Was für ein Leben hat er nach seiner kategorischen Verneinung der Begriffe und gleichsam der Sprache zu leben? Wie kann er mit dem bauchrednerischen Leben überhaupt vorliebnehmen? Also müssen gleichwohl das Bezeichnende als auch das Bezeichnete ohnehin erkannt, mehr noch anerkannt und so dann in der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden für die Kommunikation und das gemeinschaftliche Leben. Nicht bloß aus dem markanten Kontrast zum Werden oder Schein, sondern eher, sondern vielmehr aus der extremen Polarisierung mit dem Nichts konnte das Sein in der indoeuropäischen Sprachfamilie als philosophischer Begriff verständlich, selbstverständlich zum Ausdruck, selbst noch, zur Geltung gebracht werden. Es hat nämlich in seiner allerfeinsten Form Ontologie seinen fulminanten Höhepunkt erreicht bereits in der Antike, noch gar nicht zu reden von der modernen Metaphysik.

8. Die tänzerische Freiheit des „Wu“

Im Zusammenhang mit dem Sein und dem Nichts richten wir jetzt den Blick endlich auf die ostasiatischen Länder! Nietzsche hat im ersten angeführten Zitat einsichtsvoll schon bemerkt, dass der Weg zu gewissen anderen Möglichkeiten der Welt-Ausdeutung dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik innerhalb einer Sprachfamilie wie abgesperrt erscheine, ferner dass die Philosophen des uralaltaischen Sprachbereichs aufgrund des da am schlechtesten entwickelten Subjekt-Begriffs mit großer Wahrscheinlichkeit anders als Indogermanen oder Muselmänner in die Welt blicken sollten. Wie oben dargestellt, so unmöglich scheint die Möglichkeit für die philosophische Begriffsentwicklung des Nichts innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie eben dank, will sagen, undank ihrer grammatischen Rahmenbedingungen. Wie gesagt, innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie!

Aber wie steht es denn überhaupt mit dem Sein und dem Nichts in den ostasiatischen Ländern? Ist da irgendein wesentlicher Unterschied festzustellen? Oder genau so wie in der indoeuropäischen Sprachfamilie? Es wurde immerhin schon erwähnt, dass das Sein in der ostasiatischen philosophischen Geschichte nicht schwerpunktmäßig, nicht schwergewichtig in den Vordergrund gekommen

ist. Allerdings muss zugegeben werden, dass die chinesische philosophische Auseinandersetzung mit dem „You(有)“ und dem „Wu(無)“, welche, inhaltlich gesehen, etwa dem europäischen Sein und dem Nichts entsprechen, bereits in der Antike stattgefunden hat. Dennoch konnte sich das „You“ erstaunlicherweise philosophisch überhaupt nicht durchsetzen gegen das „Wu“. Das Gegenteil ist gerade der Fall. Das Letztere hat nämlich das Erstere überwältigt und ist im philosophischen Zusammenhang zum Vorschein gekommen. Um das Missverständnis abzuwenden, dazu muss von Anfang an ganz eindeutig erklärt werden, dass es sich in den ostasiatischen Ländern, was gar wirklich das Seiende und das Nicht-Seiende angeht, um das „You“ und das „Wu“ handelte. Die Begriffspaarung „Cunzai(存在, 존재)“ und „Wu(無, 무)“ war ganz später, nämlich im 20. Jahrhundert erst als Lehnübersetzung des europäischen Seins und Nichts herauszuarbeiten.

Also müssen wir uns unausweichlich fragen, aus welchem Grunde und Hintergründe eigentlich nicht das Sein, sondern ausgerechnet und gerade das Nichts in den ostasiatischen Ländern philosophisch zur Geltung kommen konnte. Das „You“ wurde da kaum als philosophischer Einzelbegriff herausphilosophiert. Nur vereinzelt kam es bei den dortigen Denkern zur Sprache im markanten Gegensatz zum „Wu“. Dagegen wurde das Letztere nicht bloß als Begriffspaarung mit dem Ersteren, sondern eher völlig unabhängig davon als philosophischer Oberbegriff aufgestellt und sogar voller Überzeugung behauptet. Dies ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung mehr insbesondere für den europäischen Leser, welcher ja am meisten ans Umgekehrte gewöhnt ist. Und selbst für den zeitgenössischen ostasiatischen Einheimischen, welcher unter dem starken Einfluss der europäischen Philosophie steht! Wir haben schon ganz eindeutig festgestellt, dass die Hervorhebung des Seins und zugleich die Unterdrückung des Nichts in der indoeuropäischen Sprachfamilie via die grammatischen Rahmenbedingungen sehr gut vorbereitet lag. Aus dieser hilfreichen Erfahrung sollten wir zunächst dem chinesischen „You“ und „Wu“ auf den sprachlichen Grund gehen. Fangen wir doch mal mit dem Ersteren an!

Das „You“ als philosophischer Begriff entspricht in der chinesischen philosophischen Geschichte schon dem europäischen Sein. Aber es bedeutet eigentlich überhaupt nicht das Seiende oder das Sein. Es steht im übertragenen Sinne für die Bedeutung, „es gibt“, „existieren“. Etymologisch betrachtet, in diesem Falle pittoresk gesehen, bedeutet das „You“, dass man in der Hand ein Stück Fleisch hat und gleichsam hält. Aus diesem Grunde bedeutet es eigentlich das „Haben“, auf keinen Fall das Sein. Wenn das personale Subjekt gerade davor steht, so kann dies folgendermaßen verstanden werden: Jemand hat... Aber falls ihm gar kein Personalpronomen, sondern eben die adverbiale Angabe für den Ort vorangestellt wird, dann bedeutet dies endlich, dass es an einem bestimmten

Ort...gibt. Das chinesische Zeichen „You“ ist von vornherein für die Angabe über das Haben zu Stande gebracht, was durch einen, der in der Hand ein Stück Fleisch hält, ja symbolisiert wird. Aus dem analogen Gedanken, dass es etwas im Griff zu haben gibt, konnte es für die Bedeutung „Existieren“ eingesetzt werden. Man stelle sich doch kurz einmal den französischen Ausdruck „il y a“ vor. Die beiden weisen interessanterweise denselben Weg dazu, wie denn überhaupt das Verb Haben im übertragenen Sinne für die Bedeutung „es gibt“ angewendet werden konnte. Und nicht zuletzt der deutsche Ausdruck „es gibt“ zeigt selbst fast denselben analogen Gedanken. Denn wenn „es“, sei es Gott, oder sei es mein Freund, mir etwas gibt, so bekomme und gleichsam habe ich gerade das in der Hand. Der deutsche Ausdruck „es gibt“ unterscheidet sich kaum vom chinesischen „You“ und französischen „il y a“ im hintergründigen Gedanken.

Aber diese abgeleitete Herkunft des chinesischen „You“ gibt uns den unübersehbaren Hinweis darauf, warum dies denn eigentlich begrifflich nicht so selbstständig, nicht so anständig und nicht so positiv wie das europäische Sein weiter entwickelt werden konnte. Wie konnte sich ein altchinesischer Philosoph gerade unter dem Zeichen „You“ solch einen gehobenen Begriff gleich wie das Sein in Europa vorstellen? Denn er hat ja darunter bildlich zu sehen, dass einer in seiner Hand ein Stück Fleisch hält. Wie konnte er ihm trotz und zugleich ungeachtet dieses wahnsinnig lebhaften Bildes in der Tat einen positiven, geschweige denn führenden philosophischen Charakter verleihen? Es scheint schon fast unmöglich zu sein, dass der altchinesische Philosoph, sei es Konfuzius oder sei es Laozi, sei es Mengzi oder sei es Zhuangzi, mit dem Zeichen „You“ die ontologische Philosophie treibt. Außerdem gab es eigentlich im Altchinesischen gar kein kopulatives Sein. Die beiden sprachlichen Rahmenbedingungen im Altchinesischen haben als Hemmschuh gegen die Herauentwicklung der Ontologie in den ostasiatischen Ländern gewirkt, wo früher ja gemeinsam im Altchinesischen geschrieben und gleichsam philosophiert wurde. Hinzu kommt als mittelbare Bremse für das „You“ noch, dass sein Gegenbegriff und zwar das „Wu“ ganz positiv, ganz führerisch und gar verführerisch herausphilosophiert werden konnte.

Aus diesem Grunde führen wir uns nun vorsichtig das „Wu“ vor Augen! Es entspricht ganz direkt dem europäischen philosophischen Begriff Nichts. Während das europäische philosophische Sein in den ostasiatischen Ländern aufgrund seiner eigenen besonderen Geschichte nicht einfach mit dem traditionellen „You“, sondern angestrengt gerade mit der neuen Wortschöpfung „cunzai(存在, 존재)“ übersetzt werden musste, so konnte das Nichts dahingegen dort relativ problemlos mit dem konventionellen „Wu“ wiedergegeben werden. Jedes chinesische Zeichen ist bekanntermaßen bildlich. Das ist nicht nur für das „You“ allein, sondern zugleich auch für das „Wu“ gültig. Von daher haben wir gleich das letztere

Zeichen unter die Lupe zu nehmen. Es bezeichnet, bildlich gesehen, ursprünglich, dass einer im Freien tanzt. Diese bildliche Szene bringt uns zunächst um den Verstand. Denn wir vermögen es ganz und gar nicht nachzuvollziehen, aus welchem notwendigen oder verständlichen Grunde denn eigentlich das Zeichen „Wu“ mit einem solchen tänzerischen Piktogramm ausgerechnet für den Ausdruck, besser noch, den Begriff Nichts angewendet werden konnte und vielleicht gar musste. Wie bildlich erklärt, so bedeutet das altchinesische Zeichen „Wu(無)“ ursprünglich und ausschließlich das „Tanzen“. Erst später, aber doch bereits in der Antike ist es gang und gäbe geworden, dass es als Negation zur Sprache kommt.

Sein späterer Einsatz für die Verneinung hatte allerdings überhaupt nichts mit seiner ursprünglichen Bedeutung „Tanzen“ zu tun. Eben aus dem phonetischen Grunde konnte es gerade als ein Negationswort verwendet werden. Das heißt, dass die Aussprache des altchinesischen Zeichens „Wu“ im Sinne von „Tanzen“ völlig identisch mit der eines anderen, welches schon als die eine etablierte Negation fungierte, war und demgemäß mit Recht für den Ersatz des Letzteren zum Ausdruck gebracht werden konnte. Es war gar nicht selten, sondern schon häufig, dass das eine Zeichen im Altchinesischen nur aus demselben Lautwert ungeachtet seiner ursprünglichen Bedeutung die Funktion des anderen vollständig ersetzte. Das war eben für das „Wu“ im Sinne von „Tanzen“ der Fall. Wo dieses einmal als Negation eingesetzt wurde und so dann sich als ein Hauptnegationswort, das selbst im Neuchinesischen vollkommen erhalten bleibt, durchsetzen konnte, da musste dies, um seine Urbedeutung „Tanzen“ weiterzutragen, ganz buchstäblich umgestaltet werden, wobei ihm die Füße und gleichsam die Tanzfüße hinzugemalt wurden. Das neue Zeichen „Wu(舞)“ ist bereits damit für das „Tanzen“ zu Stande gekommen.

Es war im Altchinesischen auch nicht selten, dass, wenn das eine ursprüngliche Zeichen für die andere Bedeutung und Funktion angewendet wurde, das dann bildlich ein wenig umgestaltet werden musste, damit das eine weitere neue seine ursprüngliche Bedeutung problemlos weiter ausdrücken konnte. Als ein weiteres Beispiel dafür nehmen wir das neuchinesische Modalverb „Neng(能)“, das dem deutschen Können entspricht! Dieses Zeichen bedeutet gemäß seinem Urbild eigentlich Bär. Dieser war bekanntermaßen früher in manchen Bevölkerungen das Kultusobjekt, weil er furchtbar und fruchtbar stark ist. Wie kam denn überhaupt die deutsche Wortschöpfung „bärenstark“ zustande? Der uralte Chinese wollte gerne diesem fruchtbar starken Bären ähneln. Aus diesem Wunsch konnte das Zeichen „Neng“, welches doch einfach Bär bedeutet, für das Können und gleichsam die Könnerschaft im übertragenen Sinne eingesetzt werden. Nachdem sich dieser Bär im Zeichen „Neng“ inhaltlich zum Können verwandeln ließ, da musste sich dieses eigentliche ganz genau so wie das „Wu“ im Sinne von Tanzen umgestalten lassen. Um neuerdings den Bären zu malen, ist das neue Zeichen

„Xiong(熊)“ schon fertig.

Also kommen wir wieder auf den chinesischen philosophischen Begriff „Wu“ als Nichts zurück! Es schließt, wie gerade erzählt, seine besondere Bedeutungsentwicklungsgeschichte in sich. Während das europäische, indoeuropäische Wort Nichts einfach aus der Negation ganz direkt entlehnt und gleich mit Hilfe des Artikels substantiviert wurde, so ist das chinesische „Wu“ dagegen von Anfang an ein *Vollverb* und befindet sich zugleich, inhaltlich betrachtet, in einer positiven und sogar tänzerisch-verführerischen Richtung. Darüber hinaus hat dieses in grammatischer Hinsicht beileibe nichts mit dem „You“ direkt zu tun, wohingegen das indoeuropäische Nichts unmittelbar mit dem Sein einen ebenso formalen wie inhaltlichen Gegensatz bildet. Das „Wu“ stand eigentlich ganz anders überhaupt nicht unter dem starken Druck des „Yous“, als das Nichts in der indoeuropäischen Sprachfamilie unter dem enormen Einfluss des Seins. Vielleicht und vielmehr wäre das „You“ ganz umgekehrt unter dem immensen Druck des Nichts, weil seine unanständige Herkunft eine negative Rolle gegen sich selbst hat spielen müssen. Selbst wenn sowohl das Ertere als auch das Letztere überhaupt nicht im eigentlichen Sinne, sondern erst später im übertragenen Sinne jeweils für das Sein und das Nichts angewendet herausphilosophiert werden mussten und konnten, so unterscheiden sich die beiden dennoch ganz wesentlich voneinander, was die ursprüngliche Bedeutung angeht.

Dabei darf darüber auch nicht hinweggesehen werden, dass die Bedeutungsebene des europäischen Nichts und des chinesischen „Wu“ nicht gleich ist. Denn die des Ersteren fixiert sich ja ganz fest als das Nicht-Seiende, bzw. Nicht-Sein. Aber dagegen bewegt sich die des Letzteren relativ *frei*. Das „Wu“ wird nämlich nicht unbedingt im Sinne vom europäischen Nichts philosophiert. Das versteht sich ja schon von selbst, wenn wir uns doch an die ganz anderen eigentümlichen sprachlichen Rahmenbedingungen für das chinesische „Wu“ erinnern. Seine hauptsächliche und entscheidende Bedeutungsebene ist durchaus nicht im Sinne vom Nicht-Seienden, sondern eher, sondern eben im Sinne von der Leere herauszulokalisieren. Der übereilte europäische Leser fragt sich oder mich schon, wie die Leere denn eigentlich und überhaupt philosophisch positiv zur Geltung kommen kann, weil sie in der indoeuropäischen Sprachfamilie genau so wie das Nichts als negativ abgestempelt ist. Dieser schon erwähnte lateinische Ausdruck „*horror vacui*“ gibt uns ein sinnbildliches Beispiel dafür. Die Leere und gleichsam ihre Adjektivform „*leer*“ tragen in der indoeuropäischen Sprachfamilie beileibe keine positive Bedeutung in sich. Das Gegenteil ist gerade der Fall. Sie sind darin inhaltlich, geschweige denn philosophisch, durchweg negativ eingepreßt, weil sie meistens im Zusammenhang mit dem Nichts dem betroffenen Sprachnutzer zu Bewusstsein kommen.

Aber das „Wu“ verstand sich unter den altchinesischen Weisheitslehrern

wesentlich anders. Man besinne sich doch mal auf die beiden taoistischen Lehrmeister zurück! Welche ausgesprochen-unausgesprochen wichtige, mehr noch, grundlegende und zugleich entscheidende Rolle das Nichts für die Weisheitslehre bei den beiden Taoisten spielt, eben damit können wir uns schon sofort ein anschauliches Bild vom „Wu“ machen. Zugegeben, dass es bei Laozi und Zhuangzi teils im Gegensatz zum „You“ zur Philosophie kommt, so tritt es jedoch meistens völlig unabhängig, mehr noch, völlig frei davon als Einzelbegriff und gleichsam als Oberbegriff in den Vordergrund. Das „Wu“ ist einwandfrei der eine Kerngedanke der beiden taoistischen Weisheitsmeister. Aber warum konnte sich denn überhaupt dieses einzigartig in China herausphilosophierte „Wu“ in der Geschichte und zugleich in der philosophischen Geschichte gar nicht durchsetzen, sondern musste sich zurückbilden lassen? Es musste leider in der Realität vom Konfuzianismus völlig zurückgedrängt werden, welcher ja als Wahrheit genau so wie das Christentum in Europa eine dominante und gar dogmatische Rolle gespielt hat. Die Philosophie des Nichts und der Leere, sei es der Taoismus oder sei es der Buddhismus, gefährdete nämlich die Grundlage der realistischen Sozialität trotz ihres verführerischen Gedankens. Kein geringerer als Zhu Xi(朱熹), der als Urheber des Neokonfuzianismus gilt und in der chinesischen philosophischen Geschichte die Stellung Kants in der deutschen einnimmt, war freilich in seiner früheren Zeit vom Buddhismus völlig begeistert, doch hatte er ihn indessen zu überwinden, mehr noch, zu überwältigen, weil er nach seiner späteren Auffassung die Familie, die Gesellschaft und nicht zuletzt die Welt am stärksten bedrohe. Eben unter diesem furchtbar starken Einfluss, besser noch, Druck des Konfuzianismus und gleichsam Neokonfuzianismus konnte sich der taoistische Oberbegriff „Wu“ nicht mehr wehren und musste sich mithin inhaltlich völlig entwerten lassen.

Die taoistischen Texte konnten aus diesem Grunde nur in der dunklen Nacht insgeheim gelesen werden. Erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts konnten sie endlich wieder mit großem Interesse in der Öffentlichkeit in Betracht und dann sogar zur Mode kommen sowohl im Osten als auch im Westen. Es hat wirklich länger gedauert, bis sie in den ostasiatischen Ländern öffentlich zu diskutieren waren. Was bedeuten denn heutzutage das „Xuwu(虛無)“ und das „Panghuang(彷徨)“, welche ursprünglich von Laozi und Zhuangzi stammen, in den ostasiatischen Sprachen? Die beiden Begriffe waren bei den beiden Taoisten echt, recht, regelrecht positiv, mehr noch betörend. Dennoch ist ihre Bedeutung heute ganz umgekehrt negativ, schrecklich negativ, weil sie vom Konfuzianismus nicht nur zurückgeschraubt, sondern darüber hinaus völlig negativ umgeprägt werden mussten. Der erste Begriff „Xuwu“ ist eigentlich zusammengesetzt mit dem „Xu“ und dem „Wu“, welche jeweils die Leere und das Nichts im taoistischen positiven Sinne bedeuten. Aber er beinhaltet derzeit bedauerlicherweise den Nihilismus, bzw. die nihilistische Einstellung. Und der zweite Begriff

„Panghuang“ bedeutet ursprünglich bei Zhuangzi, dass man in der Muße und gleichsam im Müßiggang ganz gelassen mit *ungebundenen*, ja *freien* Füßen durch in der Leere umherspaziert. Aber er ist inzwischen inhaltlich völlig umgedreht. Er bedeutet nämlich heutzutage, dass man sich ziellos, bzw. ausweglos hin- und herbewegt. Die beiden Begriffe von Laozi und Zhuangzi werden gerade als ein gutes Beispiel dafür genommen, dass die Leere, das Nichts und dergleichen trotz des eigentlichen verführerischen philosophischen Inhalts in der ostasiatischen Geschichte total verunglimpft zurückfallen mussten.

Bekanntermaßen und unbekanntermaßen konnte der indische Buddhismus in China zunächst mit Hilfe der wichtigen taoistischen Begriffe inklusive dem Nichts und der Leere insgleichen übersetzt werden, weil er sich im Wesentlichen mit dem Taoismus überschneidet. Die beiden verneinen nämlich jegliche Realität und somit das Sein, mehr noch, rücken anstatt von Identität und Absolutheit die Relation, die Differenz und nicht zuletzt das Nichts, bzw. die Leere in den Vordergrund. Obwohl sich das Letztere gegen den Konfuzianismus gar nicht zu behaupten vermochte, so konnte es trotzdem in den ostasiatischen Ländern im Namen des Taoismus und zugleich Buddhismus verewigt weitergegeben werden. Das taoistische Nichts „Wu“ bezieht sich inhaltlich und zwar philosophisch nicht wirklich häufig auf das Nicht-Seiende, sondern eher, sondern vielmehr auf *die Leere im Sinne vom Freien*. Weder das Nichts noch die Leere tragen in der indoeuropäischen Sprachfamilie die positive Bedeutung „Freiheit“ in sich, weil sie von Anfang an sprachlich negativ geprägt sind. Aber hat der Europäer wirklich gar nicht, ganz und gar nicht die verführerische Schönheit der Leere einsehen können? Wirklich nicht? Die Antwort scheint definitiv Nein zu sein, solange wir mit den Begriffen Nichts und Leere allein darüber nachgrübeln. Aber die versteckte Antwort Ja tut sich erst dann wie aufblühend auf, wenn wir eben mit dem Wort das „Freie“ jener Frage gründlich nachzugehen im Stande sind.

Das Adjektiv Frei im Deutschen - das ist nicht nur für Deutsch allein gültig, sondern, im Grunde genommen, für die indoeuropäische Sprachfamilie überhaupt allgemeingültig - tritt ursprünglich in der Begleitung der separativischen Präposition „Von“ auf. Man besinne sich doch mal darauf zurück, dass die inhaltlich freiheitsbezogenen Wörter, seien sie nominal oder adjektivisch oder verbal, in den antiken Sprachen zunächst und zugleich exklusiv vom separativischen Kasus allein begleitet wurden. Die indoeuropäische sprachfamiliäre Freiheit bedeutet von daher eigentlich, dass man einem und gleichsam einem negativ wirkenden Ort entläuft. Wenn man doch gerade entläuft, so muss man eine andere gezielte Richtung haben, nicht mehr bloß um weiter zu entlaufen, sondern um sich irgendwo wieder niederlassen zu können. Aus diesem logischen Gedankenprozess wurde die Freiheit notwendigerweise mit der einen weiteren Präposition und zwar mit dem „Zu“ in Verbindung gesetzt. Dem

indoeuropäischen sprachfamiliären Begriff Freiheit sind die beiden Grundrichtungen, nämlich die eine ursprüngliche separativische und die andere spätere finale grammatisch schon zukunftsweisend gegeben, so dass der betreffende Sprachnutzer in denselben darüber weiter nachzudenken hat. Die deutsche Adjektivform „Frei“ beinhaltet eben deshalb schon die schöne Seite des Leeren, weil es „unbesetzt“ im positiven Sinne bedeutet. Wie schrecklich, selbst noch, wie entsetzlich, ist es da, wo es eigentlich doch freigehalten werden sollte und gar muss, aber trotzdem ganz dicht besetzt ist! Aus dem analogen Gedanken, dass das Entlaufen aus einem furchtbar böse besetzten Ort gut ausgegangen ist, konnte das Wort Frei mit Recht die Bedeutung „schön unbesetzt“ auf sich übertragen lassen.

An dieser Stelle sollte man sich noch einmal Zhuangzis Begriff „Panghuang“ vorstellen. Nicht bloß durch die leere und gleichsam karge, sondern vielmehr *durch „die unbesetzt freie Landschaft“ hindurch gelassen umherzustreifen*, das ist gerade der springende Punkt des „Panghuangs“. Aber davon völlig abgesehen, hat die verborgen liegende Antwort Ja zu jener Frage endlich ihre wahren Gesichter gezeigt. Selbst der Europäer hat eigentlich gut, sehr gut verstanden, auf welche Art und Weise überhaupt die Leere zum Ausdruck, selbst noch, zur Geltung kommen kann. Aber unglücklicherweise kommt sie in der indoeuropäischen Sprachfamilie nicht ganz direkt, sondern erst via den Umweg in der Hülle von der Freiheit verborgen zur Sprache. Dies ist der unmittelbare Grund, warum denn überhaupt die Leere dem Europäer in erster Linie fremd, mehr noch, ganz schwer fallen muss, wenn er eigentlich gleich seine positive Dimension recht gut begriffen hat. Aus diesem Beispiel ergibt sich anschaulich, wie unbemerkt und gleichsam unbewusst, aber doch wie tiefgreifend die muttersprachlichen Rahmenbedingungen in Bezug auf das Denken und Weiterdenken den betroffenen Sprachler beeinflussen, nein vielmehr beeinflusst *haben*.

Das sprachliche Umfeld um das Verb Sein fassen wir in der Vergleichshinsicht jetzt mal zusammen! Es ist in der indoeuropäischen Sprachfamilie von vornherein das Vollverb, welches allerdings, inhaltlich gesehen, relativ neutral „es gibt“ bedeutet hat, das aber im übertragenen Sinne bereits als kopulatives Hilfsverb zum Einsatz gekommen ist. Darüber hinaus bildet es mit dem Nichts einen ganz wesentlichen Gegensatz. Diese grammatischen Vorbedingungen reichten ihm schon bei weitem, um gegen das Nichts Überhand zu nehmen. Aber dabei liegt eine unscheinbare, doch sehr belangvolle grammatische Tatsache noch immer verborgen. Sie lautet, dass das verbale Gegenteil zum Sein im Sinne vom „Es gibt“ oder „Existieren“ innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gar kein selbstständiges Verb ist. Es kommt nur dadurch allein zum Ausdruck und gleichsam zur Sprache, nämlich dass das Vollverb Sein einfach mit der Negation verneint wird. Aus diesem Grunde heißt sein verbaler Gegensatz immer nur das

Nicht-Sein, welches, grammatisch betrachtet, von ihm selbst völlig abhängig ist. Das ist eine äußerst bedeutungsvolle grammatische Wahrheit. Dass ein Verb gerade durch die Verneinung mit der eigentlichen Negation zu Stande gekommen ist, eben das mindert nicht nur seinen verbalen Stellenwert, sondern blockiert zugleich auch den Weg zu seiner positiven Bedeutungsentwicklung. Denn es ist ja einfach *negativ* entstanden worden. Das Sein und das Nicht-Sein, das Wissen und das Nicht-Wissen, das Denken und das Nicht-Denken und dergleichen! Das sind gerade die typischen Beispiele dafür, dass bestimmte Verben in der indoeuropäischen Sprachfamilie nur verneint als das negative Gegenteil erhalten müssen.

Aber was gar das Vollverb Sein anbelangt, so verhält es sich damit in den ostasiatischen Sprachen völlig anders. Wie schon erklärt, sind gleichwohl das „Wu“ als auch das „You“ eigentlich Vollverben, selbst wenn das Ertere inhaltlich ursprünglich verführerisch schön, aber das Letztere dagegen gar nicht elegant genug, um ontologisch gehoben und positiv weiterentwickelt werden zu können, ist. Dieses grammatische Verhältnis zwischen den beiden chinesischen Verben ist überhaupt nicht einzigartig, weil dasselbe im Koreanischen wieder zu finden ist. Die koreanischen Verben „Issda(있다)“ und „Yeopda(없다)“ sind durchaus selbstständig und gleichsam Vollverben. Ebenso das chinesische „Wu“ als auch das koreanische „Yeopda“ sind, grammatisch gesehen, völlig souverän, anders ausgedrückt, ganz allein zur Sprache gekommen, völlig anders als das Nicht-Sein innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie aus der Negation abgeleitet durchweg negativ geprägt ist. Zugegeben, dass das „Wu“ und das „Yeopda“ vom jeweiligen Normalsprachnutzer als nicht besonders positiv, sondern eher in praktischer Hinsicht als negativ verstanden werden, so enthalten, besser noch, verbergen sie dennoch nach wie vor die Möglichkeit für die Herauentwicklung der positiven Nichtsphilosophie in sich. Aber in der indoeuropäischen Sprachfamilie musste sich das Nichts in der Sinnrichtung „das Nicht-Sein“ ganz negativ bestimmen und gleichsam definieren lassen, zunächst da es, aus der Negation neutralisiert und substantiviert, zum Ausdruck kommt, ferner eben weil es sich inhaltlich als Gegenteil auf das Vollverb Sein bezieht. Um es ganz direkt anschaulich vor Augen zu führen, wie und inwiefern einzigartig das Verb Sein innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie im Zusammenhang mit dem Nichts philosophisch angewendet werden kann, eben dazu nehmen wir einen vorbildlichen Beispielsatz von Nietzsche ganz akribisch und analytisch insgleichen unter die Lupe. Es handelt sich gerade um einen Satz aus dem späteren Werk Nietzsches und zwar „*ecce homo*“.

9. Hat Nietzsche in der Tat außermuttersprachlich philosophieren können als Antiontologe?

„Es ist Nichts, was ist, abzurechnen, ...“
(Ecce homo, die Geburt der Tragödie, Kapitel 2, KGW VI-3, S.309)

Dieser Beispielsatz ist, grammatisch gesehen, genauer gesagt, syntaktisch gesehen, äußerst einfach und schlicht. Aber er enthält doch bereits alle wichtigen Elemente, was gar wirklich das Sein und das Nichts anbetrifft. Zunächst nehmen wir ihn syntaktisch und semantisch gründlich auseinander!

Der erste Satzteil „es“ wird sinnlos lediglich als Platzhalter eingesetzt. Das hat sicherlich ganz und gar nichts mit dem Sein und dem Nichts auf sich. Aber das zeigt uns dennoch ganz unmittelbar auf, in welcher Art und Weise überhaupt das Subjekt und gleichsam seine Satzstelle in der Moderne, wo dies in manchen bestimmten indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedssprachen hervorgehoben in den Vordergrund kommt, unbedingt besetzt werden muss. Im Gegenteil wurde sie in der Regel sprachsittlich ganz schön frei gehalten in der ursprünglichen indoeuropäischen Sprachfamilie. Aber jetzt muss sie auf jeden Fall dicht und gar lückenlos dicht gemacht werden, wenn sie gleich inhaltlich total leer ist. Aber trotzdem ist sie mittlerweile ohnehin formal zu ergänzen. Das ist eben unsere moderne Sprachsittlichkeit, wo das Subjekt und gleichsam das subjektivische Ich verhältnismäßig bewusst ungleich strenger eingesetzt wird. Dieses bedeutungslos nur formal eingesetzte „Es“ gibt uns sofort zu verstehen, wie sich die Sprachregel für das Subjekt in der Moderne noch viel mehr verstärkte. Aber fördert dieses Es nicht die Anonymisierung und Neutralisierung und nicht zuletzt Verabstraktivierung?

Es kommt nun das erste Ist in jenem Beispielsatz in Betracht. Dieses Ist, bzw. Sein ist eigentlich weder kopulativ noch als Hilfsverb angewendet. Es ist nämlich als das ursprüngliche Vollverb eingesetzt, welches sich doch inhaltlich eben mit dem am Ende stehenden infinitivischen Ausdruck „abzurechnen“ verbinden lässt. Dieses mit dem Infinitiv zusammengesetzten Vollverb Sein wird in der Regel situationsgerecht und gleichsam kontextmäßig als eine Art von Ersatz zur passivischen Satzkonstruktion verstanden in der Sinnrichtung vom Können oder Müssen, welche jedoch im Vergleich zum Passiv das unpersönliche Verhältnis hervorhebend ausdrückt. Insofern bedeutet „es ist...abzurechnen“, dass es...abgerechnet werden kann oder muss.

Aber ganz streng genommen ist es dennoch gar keine direkte Ersatzform für das Passiv. Denn es beinhaltet eigentlich, ganz buchstäblich betrachtet, dass „es...für das Abrechnen steht“, eben weil das betreffende Ist in jenem Satz kontextmäßig im Sinne von „stehen“ und der Infinitiv aufgrund seiner

urgrammatischen Funktion in der finalen Sinnrichtung mit der Präposition Für oder Zu gelöst werden sollte und gar muss. Anbei muss auch schon erwähnt werden, dass diese Satzkonstruktion des Verbs Sein mit dem Infinitiv für die indoeuropäische Sprachfamilie allein charakteristisch ist. Denn das vollverbartige Sein ist ja in den ostasiatischen Sprachen ganz und gar nicht mit dem Infinitiv zusammzusetzen, da einfach gar kein Infinitiv grammatisch vorhanden ist. Der Letztere spielt ja schon eine Rolle, eine große Rolle mehr für die verbale Substantivierung in der indoeuropäischen Sprachfamilie, wobei ihm der Artikel vorangesetzt wird.

Erst mit dieser Substantivierung des Vollverbs Sein beginnt die ontologische und gleichsam substanzielle Welt. Von daher ist der Infinitiv für den Begriff Sein voller Bedeutung. Selbst seine partizipiale Form Seiende steht im direkten Verhältnis zum infinitivischen Ausdruck Sein zweiten Ranges, weil das Erstere vergleichsweise noch viel konkreter als das Letztere ist. Aber trotzdem sind die beiden allesamt entpersönlicht mit dem Artikel und zwar mit dem *neutralen* Artikel. Nebenbei gesagt, hat selbst der grammatische Artikel unbemerkt, doch unentbehrlich eine wichtige Rolle für die verbale sowie nominale Substantivierung überhaupt gespielt. Wie konnte der Infinitiv, das Partizip und nicht zuletzt das Adjektiv in der indoeuropäischen Sprachfamilie ohne seine einzigartige grammatische Leistung substantiviert und begrifflich thematisiert, geschweige denn behauptet werden? Diese grammatische Möglichkeit für die Substantivierung hat als eine hintergründige Rahmenbedingung für das Subjekt und gleichsam das substanzielle Ich dienen müssen.

Bekanntermaßen gab es im Lateinischen ursprünglich gar keinen Artikel. Er hat sich darin erst später entwickeln lassen. Das ist auch für die romanische Zweigsprachfamilie überhaupt gültig. Man besinne sich doch ganz kurz einmal auf das französische Artikelsystem zurück! Es steht aber in der germanischen Zweigsprachfamilie gar nicht anders mit dem Artikel. Selbst im Altgriechischen ist er eigentlich abgeleitet zu Stande gekommen, der doch bereits in der Antike vollständig in die Grammatik einprogrammiert ist. Es scheint wirklich notwendig gewesen zu sein, dass der Artikel vornehmlich in solchen Sprachen durchaus herausentwickelt werden musste, wo das Subjekt, vom Prädikat verselbstständigt, rot herausgestrichen, im Vorfeld markiert wird, eben weil das Erstere die Substantivierung für sich selbst ganz stark fordert und zugleich fördert. Wir wissen ja recht gut, dass er im Altgriechischen selbst den personalen Eigennamen voranzustellen war, ferner dass er exklusiv die grammatische Funktion für die Individualisierung, Neutralisierung und nicht zuletzt Substantivierung erfüllt.

Insbesondere der bestimmte Artikel als ein unabhängiger Teil der Grammatik spielte dabei eine wesentliche Rolle in der indoeuropäischen Sprachfamilie. Dagegen ist er in den ostasiatischen Sprachen beileibe nicht zur Verfügung gestellt

worden. Vielleicht aus dem Grunde, dass das Subjekt, bzw. der Subjekt-Begriff *am schlechtesten* entwickelt ist? Aus diesem einfachen Fehlen des Artikels hat es ein Ostiate, sei es ein Koreaner oder ein Chinese oder ein Japaner gar nicht einfach, seine alltäglich, geschweige denn philosophisch, vielfältig angewendeten Bedeutungsebenen in der indoeuropäischen Sprachfamilie zu meistern, obschon er, grammatisch betrachtet, gar nicht besonders kompliziert ist. Der Artikel wurde ganz genau so wie das Tempus innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie erst mit der Zeit herausgrammatikalisiert und war für die Verallgemeinerung und gleichsam Substantivierung des ebenso Nominalen wie Verbalen zu intensivieren. Zumal der neutrale ermöglichte den Gedanken über das Substanziellste, indem er ja dem zu Substantivierenden die konkrete Persönlichkeit und gleichsam die situative Realität nimmt. Das ist eben für das Deutsche der Fall, wo es nach wie vor ganz klassisch die drei grammatischen Geschlechter gibt. Nicht der Seiende oder die Seiende, sondern eben das Seiende! Realistisch gedacht, so hätte das Vollverb Sein lieber entweder mit dem Maskulinum oder mit dem Femininum und gelegentlich sogar mit den beiden substantiviert werden müssen als mit dem Neutrum. Wie hätte der Philosoph unter dem Begriff Sein logischerweise solchermaßen einen abstrakten wie den ontologischen Gedanken entfalten können, wenn das Sein selbst nicht neutral, sondern eben maskulin oder feminin hätte verallgemeinert werden müssen? Was gar die ontologische Philosophie anbelangt, so hat der deutsche Philosoph den sprachlich noch viel günstigeren Ausgangspunkt als der französische. Aber mit der Anmerkung, dass der mit dem Artikel zusammengesetzt neutral substantivierte Infinitiv in der indoeuropäischen Sprachfamilie als Sporn für den substanziellen Gedanken und natürlich für den ontologischen Begriff, gar nicht zu reden vom Subjekt, diene, kommen wir wieder auf jenen Beispielssatz von Nietzsche!

Also kommt der dritte Satzteil „Nichts“ gerade zur Sprache. Es ist eigentlich das richtige Subjekt für jenen ganz einfachen Satz. Aber dieses Nichts ist gerade die substantivierte Negation. Das ist ja doch innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie gang und gäbe. Diese direkte Substantivierung der Negation und ihr begrifflicher Einsatz sind dagegen in den ostasiatischen Sprachen überhaupt nicht möglich. Das ist schon ein augenfälliger Unterschied zwischen den beiden. Das Nichts kann ohne weiteres paraphrasiert werden mit „nicht ein Ding“ oder „kein Etwas“ oder „kein Seiendes“ und dient als das Bezugswort zum Relativsatz „was ist“, welcher der vierte Satzteil jenes Beispielsatzes ist. Dieser attributiv angewendete Relativsatz enthält interessanterweise gerade das Verb Sein. Rein grammatisch gesehen, so kommt das letztere Ist dem ersteren ganz gleich, weil die beiden durchaus als Vollverb eingesetzt sind.

Aber sie weisen jedoch inhaltlich einen feinen Nuancenunterschied auf. Denn, während das Erstere mit dem Infinitiv „abzurechnen“ erweitert ist, so wird das

Letztere dagegen ganz allein verwendet. Aus diesem Grund sollte das Letztere kontextgerecht mit dem Verb „Existieren“ gelöst werden. Schon in den beiden Fällen wird ganz leicht gezeigt, dass das Vollverb Sein *entsprechend dem konkreten Zusammenhang* inhaltlich flexibel herausinterpretiert werden muss. Trotz des inhaltlich kleinen Unterschieds sorgt das letztere Ist selbst für gar kein besonderes Problem. Aber es liegt eben darin verborgen, dass sich der Relativsatz „was ist“ unmittelbar attributiv auf das substantivierte Nichts bezieht. Das Nichts ist ohnehin negativ, wohingegen das Ist positiv pur ist. Wie konnte denn überhaupt das positive Sein als attributiv eben für das negative Nichts eingesetzt werden? Dieses attributive Verhältnis zwischen den beiden ist, rein formal gesehen, nicht wirklich problematisch. Aber dagegen ist es, inhaltlich nachgedacht, schon fragwürdig, eben weil sich das Verb Sein und die Negation ausschließen. In der Regel kann der attributiv angewendete Relativsatz reibungslos mit der partizipialen Konstruktion umschrieben werden. Von daher muss sich der betreffende Ausdruck „Nichts, was ist“, eigentlich mit „dem seienden Nichts“ ersetzen lassen. Aber wie gerade gesehen, so kommt plötzlich eine unerwartete Absurdität dabei vor. Was kann denn überhaupt „das seiende Nichts“ sinnvollerweise bedeuten, es sei denn, dass es nur spielerisch, nur sprachspielerisch ausgedrückt würde? Nehmen wir einen anderen Relativsatz als Gegenbeispiel, welcher freilich genau so attributiv zum Einsatz kommt, aber der sich gleichwohl ohne Schwierigkeiten mit dem Partizip umformulieren lässt.

Da kommt der Reiner, welcher gerne schreibt.

Dieser Satz kann schon problemlos partizipial folgendermaßen umgestaltet werden: Da kommt der gerne schreibende Reiner. Wie in diesem Umschreiben des Gegenbeispielsatzes dargestellt, so partizipial sollte und gar muss sich der betreffende Ausdruck „Nichts, was ist“ von Nietzsche umwandeln lassen. Aber warum macht seine partizipiale Umformulierung „das seiende Nichts“ gar keinen Sinn, sondern lieber einen absurden Widerspruch? Woran liegt denn dies? Warum setzt denn überhaupt das Betreffende die Austauschmöglichkeit zwischen dem attributiv angewendeten Partizip und dem Relativsatz außer Kraft? Das kommt daher, dass das verbale Ist und das nominale Nichts völlig unabhängig von ihrem grammatischen Stellenwert durchaus einen inhaltlichen Gegensatz in sich schließen. Die partizipial umformulierte Version „das seiende Nichts“ ist innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie in keiner Weise zu rechtfertigen. Wie? Da das Nichts eigentlich das Nicht-Seiende heißt und sich ausgerechnet sein gegensätzlicher Inhalt als attributiv darauf bezieht. Nicht „das seiende Nichts“, sondern erst das nicht-seiende Nichts ist sinnvoll, selbst wenn es nur eine bloße Tautologie ist. „Das seiende Nichts“ widerspricht dem Satz vom Widerspruch.

Wenn das Nichts wie in den ostasiatischen Ländern in der Sinnrichtung vom Leeren als positiv verstanden werden kann, so kann sich der Widerspruch „des seienden Nichts“ aufheben lassen. Denn der unbesetzte und gleichsam freigehaltene Raum existiert in Wirklichkeit. Aber eine derartige Sinnrichtung kennt das europäische, bzw. indoeuropäische sprachfamiliäre Nichts eigentlich beileibe nicht. Aus diesem Grunde ist der Ausdruck „das seiende Nichts“ unter keinen Umständen vernünftig zu verstehen.

Aber völlig von dieser partizipialen Version abgesehen, so kommen wir doch mal wieder zum eigentlichen Ausdruck „Nichts, was ist“ zurück. Ist dieser selbst eigentlich nicht problematisch? Wie konnte diese attributive Formulierung zu Stande kommen? Sie erscheint nämlich überhaupt nicht so widerspruchsvoll wie „das seiende Nichts“, obwohl sie selber auch das Nichts und sein Gegenteil Ist und gleichsam Sein in sich trägt. Woran liegt denn eigentlich dies? Das ist wirklich eine äußerst durchwachsene und gar verfängliche Angelegenheit, wo man seine Geduld bis zu Ende wahren und akribisch die unterschiedlichen Bedeutungsebenen des Nichts auseinander nehmen muss. Das Nichts im Ausdruck „Nichts, was ist“, ist sicherlich das Substantivierte, welches dennoch, inhaltlich gesehen, „kein Etwas“, oder „kein Ding“ bedeutet. Das heißt, die Negation wurde nicht vor dem Prädikat, sondern eben vor dem Nomen als Subjekt ganz direkt gesetzt, um inhaltlich das Betreffende hervorzuheben. Aus diesem Zusammenhang bezieht sich der attributive Relativsatz „was ist“ erst recht nicht auf das geschriebene Bezugswort und zwar „Nichts“, sondern eben auf das ungeschriebene, ja „Etwas“ oder „ein Ding“. Von daher kann das Vollverb Sein im Relativsatz, ohne inhaltlich einen Widerspruch zu bilden, mit dem unscheinbar verborgen liegenden Bezugswort „Etwas“ oder „ein Ding“ in Verbindung gesetzt werden. Das ist der Grund, vielmehr Hintergrund, auf welche Art und Weise denn eigentlich dieses beim ersten Blick nicht besonders augenfällige, aber doch aus anderer Sicht außergewöhnliche attributive Verhältnis zwischen dem Nichts und dem Verb Sein im Relativsatz bei Nietzsche zum Ausdruck kommen konnte.

Überlegen wir uns noch einmal, aber warum seine partizipiale Umformulierung „das seiende Nichts“ dagegen, inhaltlich betrachtet, nicht mehr zu retten ist. Dieses Nichts selbst ist gar keine Art von direkter Negation, sondern bereits ein vollkommen substantivierter Einzelbegriff, welcher mit dem Sein einen unmittelbar unversöhnlichen Gegensatz bildet. Eben deshalb kann dieses keineswegs mit „kein Etwas“ oder „kein Ding“, sondern, wenn nötig, nur mit dem Nicht-Seienden allein umschrieben werden. Das Nichts in der betreffenden partizipialen Konstruktion ist nämlich ein selbstständiger, will sagen, souveräner Begriff, welcher doch in der indoeuropäischen Sprachfamilie ganz typischerweise nur mit dem Sein allein im gegensätzlichen Verhältnis zu tun hat. Das Nichts und zwar das Nicht-Seiende kann gelegentlich auch mit „kein Ding“ übereinstimmen.

Aber es steht in diesem Falle eher für das völlige Fehlen von Seiendem. Also machen wir sinngemäß der Reihe nach den Beispielsatz von Nietzsche anschaulich!

Es ist kein Etwas, was ist, abzurechnen.

Es ist kein seiendes Etwas abzurechnen.

Kein seiendes Etwas kann(darf) abgerechnet werden.

An dieser Stelle übersetzen wir diesen Beispielsatz ins Koreanische, um festzustellen, wie eigentümlich er verhältnismäßig ist.

1. 존재하는 것들 가운데 그 어떤 것도 청산될 수 없다
2. 존재하는 것과 관련해서 그 어떤 것도 청산될 수 없다
3. 존재하는 것은 청산될 수 없다

Diese koreanische Übertragung ist wieder ins Deutsche rückzuübersetzen, damit der markante Unterschied zwischen den beiden zum Vorschein kommt.

1. Das Jeweilige(Beliebige) von den Seienden kann nicht abgerechnet werden.
2. Das Jeweilige(Beliebige) im Zusammenhang mit dem Seienden kann nicht abgerechnet werden.
3. Das Seiende kann nicht abgerechnet werden.

Der erste deutsche Satzteil „es“ kann in der Übertragung ins Koreanische gar nicht berücksichtigt werden. Zunächst da es ihm einfach am neutralen Demonstrativpronomen fehlt. Ferner eben deshalb, weil „es“ im Deutschen, um die subjektivische Stelle dicht zu machen, nur formal eingesetzt ist, während das Subjekt im Koreanischen in der Regel überhaupt nicht gerne zum Ausdruck kommt.

Der zweite Satzteil, nämlich das Vollverb Sein ist im Koreanischen, wo das Verb doch bereits für den Sinn „existieren“ zur Verfügung steht, spurlos verflüchtigt, weil er in Verbindung mit dem Infinitiv angewendet ist, welcher ja für das indoeuropäische sprachfamiliäre Verbalsystem allein charakteristisch ist. Von daher sind weder das Sein als Vollverb noch der Infinitiv in der koreanischen Version ganz und gar nicht wieder zu sehen. Es kann lediglich sinngemäß ins Koreanische übersetzt werden.

Das Nächste „Nichts, was ist“ ist äußerst problematisch. Das substantivierte Nichts selbst ist schon gar kein kleines Problem. Die Art und Weise der Negation ist nämlich sehr unterschiedlich. Im Koreanischen wird eben das Prädikat in der Regel negiert. Aber das Nichts im originalen Satz ist, inhaltlich betrachtet, eine Art von Abkürzung für „kein Etwas“ oder „kein Ding“. Solch eine ganz direkte

Verneinung des nominalen Subjekts ist im Koreanischen grammatisch unmöglich. Wie in der deutschen Rückübersetzung eindeutig dasteht, so wird das Prädikat darin unmittelbar verneint. Aus diesem Grunde ist das koreanische Subjekt überhaupt nicht negativ, sondern durchaus positiv. Daraus resultiert noch, dass der deutsche attributiv eingesetzte Relativsatz im Koreanischen lieber so adverbial und gleichsam prädikativ wie in der Rückübersetzung gelöst werden sollte. Wenn ihn man trotzdem unbedingt attributiv ins Koreanische übertragen will, so muss man, wie es oben steht, das betreffende Attributiv substantivieren. Deshalb kommt in der dritten möglichen Rückübersetzung das Seiende als Subjekt zum Einsatz, weil das koreanische Negationssystem beileibe keine direkte Verneinung des Substantivs kennt. Es muss auch nicht vergessen werden, dass das Seiende im Koreanischen sowie im Chinesischen und Japanischen insgleichen als Lehnübersetzung des europäischen ontologischen Begriffs zur Sprache gekommen ist. Eine Reihe von ontologischen Begriffen steht freilich schon längst als Lehnübersetzung für die ontologische Herausphilosophierung in den ostasiatischen Ländern zur Verfügung, aber ihre Möglichkeit ist dennoch nicht wirklich groß, weil die sprachlichen Rahmenbedingungen dafür gar nicht gut geeignet sind. Aus diesem sprachlichen Grunde kann sich ein koreanischer Normalleser unter den eingeführten ontologischen Begriffen nicht viel vorstellen. Und wenn sich ein koreanischer Philosoph doch mit der Ontologie befassen will, so muss er sich gezwungenermaßen mit der europäischen traditionellen auseinandersetzen. Ich kann ganz und gar nicht glauben, dass die aus Europa eingeführte Ontologie in den ostasiatischen Ländern auf eine eigentümliche Art und Weise ihren zweiten Frühling erleben wird. Noch davon völlig abgesehen, so kommt das Verb Sein im originalen deutschen Beispielsatz zweimal zum Ausdruck. Aber es tritt dagegen in der koreanischen Übersetzung gar kein einziges Mal direkt in den Vordergrund. Es ist lediglich in der nominal umgewandelten Form allein zu spüren. Aber falls der Beispielsatz in eine indoeuropäische sprachfamiliäre Mitgliedersprache übersetzt werden muss, so ist er nicht besonders problematisch, sondern lässt sich relativ einfach übertragen, weil das Verb Sein und das Negationssystem insgleichen innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie, im Grunde genommen, gleich entwickelt sind.

Denken wir nun doch einmal daraufhin über den Beispielsatz von Nietzsche nach, ob er außerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie hat philosophieren können und ob er aus seiner muttersprachlichen und gleichsam deutschen Sprachrahmenbedingungen hat fallen können. Es steht ohnehin ganz fest, dass er leidenschaftlich der langen, sehr langen europäischen philosophischen Geschichte den Garaus machen wollte und dabei die Metaphysik und gleichsam die Ontologie als Zielscheibe, welche der substanzielle Gedanke gleich wie ein Kern ausmacht, in seinem Visier standen. In den schon angeführten Zitaten ist eindeutig zu

begreifen, wie scharf und wie konsequent er das Sein, bzw. das subjektivische Ich als Täter kritisiert, mehr noch, verhöhnt. Das Sein spielt ja bei ihm kaum eine Rolle, sondern ganz umgekehrt steht das Werden im Vordergrund seiner Philosophie, wo das Erstere nur die Gegenrolle zum Letzteren zu besetzen hat. Aus diesem Grunde ist es überaus aufschlussreich auszuwittern, wie unbewusst, anders ausgedrückt, wie instinktiv Nietzsche die muttersprachlichen Bedingungen für das Sein, das Nichts und das Werden in Anspruch nimmt.

Bereits in jenem Beispielsatz aus dem späteren autobiographischen Werk „*ecce homo*“ haben wir das spannende, hochspannende grammatische Drama in Augenschein nehmen können. Der ist für die Antwort auf die gerade gestellte Frage voller Bedeutung, zumal er darin nicht im direkten Zusammenhang mit der Ontologie oder Antiontologie, sondern einfach für die Mitteilung seines Gedankens doch unausweichlich das Verb Sein und das neutral substantivierte Nichts zum Ausdruck gebracht hat oder sogar zu bringen hatte. Wie bereits im Detail analysiert, so enthält jener Beispielsatz, „Es ist, Nichts, was ist, abzurechnen, ...“ ungewollt ganz exemplarisch die nur der indoeuropäischen Sprachfamilie allein eigentümliche Ausdrucksmöglichkeit, welche sich selbst wegen der unterschiedlichen Grammatikbedingungen in die ostasiatischen Sprachen gar nicht einfach übertragen lässt. Nietzsche wollte natürlich damit weder irgendeinen ontologischen noch irgendeinen nichtigen, besser noch, nihilistischen Gedanken in den Vordergrund rücken. Es steht außer Zweifel, dass er auf jeden Fall, mehr noch, um jeden Preis die seinsbezogene und gleichsam substanzielle Philosophie überhaupt ganz buchstäblich auf Eis zu legen versucht. Trotzdem hatte er unbewusst und doch notwendigerweise gleichwohl das Verb Sein als auch das substantivierte Nichts anzuwenden, um seinem Gedanken den angemessenen Ausdruck zu verleihen. Um richtig herauszulokalisieren, wie er sich ungeachtet seiner stärksten Abneigung gegen die seinem Geschmack widrige Ontologie unbemerkt des Seins und Werdens und nicht zuletzt der Negation Nicht für seine eigene Philosophie weiter bedienen musste, eben dazu nehmen wir einige weitere Beispiele von Nietzsche!

„Dass man wird, was man ist, setzt voraus, dass man nicht im Entferntesten ahnt, was man ist.“

(*Ecce homo*, warum ich so klug bin, Kapitel 9, KGW VI-3, S.291)

„Was ist, wird nicht; was wird, ist nicht...“

(*Götzen-Dämmerung*, die Vernunft in der Philosophie, Kapitel 1, KGW VI-3, S.68)

In diesen Beispielsätzen kommen nicht nur das Verb Sein und die Negation Nicht, sondern zugleich interessanterweise das Werden auf einmal in einer inhaltlichen Linie zum Ausdruck. Nietzsche verneint natürlich ganz vehement die

Identität und gleichsam die Einheitlichkeit des Seienden und des Seins insgleichen. Aber mit dem Ausdruck „was man ist“ im ersten Satz, welcher einmal als Prädikatsnomen und so dann als das direkte Objekt fungiert, hat er doch die Identität des Daseins vorausgesetzt. Merkwürdigerweise oder schon sehr interessanterweise ist ausgerechnet das Werden dabei als Kopula eingesetzt, welches im markanten Gegensatz zum kopulativen Hilfsverb Sein den Vorgang einer Entwicklung ausdrückt. Ist das denn eigentlich nicht sinnwidrig? Was Nietzsche mit dem betreffenden Satz meinen wollte, das versteht sich schon von selbst.

Aber völlig davon unabhängig, so hat sich das Problem indessen unbemerkt und ungewollt eingeschlichen, wobei er ja das kopulative Werden gerade mit dem Prädikatsnomen „was man ist“ in Verbindung gesetzt hat. Im allerersten Beispielsatz ist das Hauptproblem aus einem ähnlichen Grunde als fragwürdig zu erklären, dass das neutral substantivierte Nichts eben als das Bezugswort zum attributiven Relativsatz „was ist“ funktioniert. In den beiden Fällen erweist sich das jeweils betreffende grammatische Verhältnis gerade darum als problematisch, weil das Vollverb Sein grammatisch unmittelbar mit seinen verschiedenen inhaltlichen Gegensätzen, nämlich mal mit dem Nichts, mal mit dem Werden verbunden ist.

Dieser Ausdruck „was man ist“ ist als das direkte Objekt zum Prädikat „Ahnen“ im Nebensatz „dass“ gar nicht problematisch, sondern selbstverständlich. Aber im markanten Gegensatz dazu bringt er eine fragwürdige Frage mit sich, indem er als Prädikatsnomen eben zum Werden eingesetzt wird. Die Temporalität und gleichsam Zeitlichkeit ist kaum aufzuspüren im Objekt „was man ist“, wohingegen sie unübersehbar im Prädikatsnomen „was man ist“ scheint. Es ist nämlich gerade mit dem Vorgang darstellenden Werden zusammengesetzt. Selbst wenn das betreffende Vollverb Sein, zugegeben, dass es in seiner grammatischen Präsensform ist, gar keine augenfällige Temporalität in den Vordergrund stellt, so sollte es indessen im zeitlichen Zusammenhang verstanden werden, zumal es zu dem Werden einen unmittelbaren Bezug hat. Nietzsches Advokat oder Nietzsche selbst könnte dagegen meinen, dass die scheinbare Identität im „was man ist“ nur augenblicklich sei. Aber es reicht noch gar nicht, um den problematischen Ausdruck vom Einwande zu befreien. Denn Nietzsche oder sein Anhänger hat es ja immer noch zu rechtfertigen, wie überhaupt die augenblickliche Identität des Daseins, bzw. Dings in der Tat möglich ist, wenn doch die absolute und gleichsam ewige Einheitlichkeit selbst resolut, selbst noch, kategorisch verneint wird. Wir haben gleich dann gar kein Recht, die Letztere nicht anzunehmen, wenn wir die Erstere anerkennen.

Vor der philosophischen weiteren Argumentation liegt das exklusive Verhältnis zwischen dem Sein und dem Werden innerhalb der indoeuropäischen

Sprachfamilie grammatisch vorbereitet. Dies selbst kommt eben aus dem Munde Nietzsches im dritten Beispielsatz „Was ist, wird nicht; was wird, ist nicht...“ zum Ausdruck. Wie konnte Nietzsche eigentlich die beiden gegensätzlichen Aussagen gleichzeitig in Anspruch nehmen, selbst noch, geltend machen? Allerdings muss ohnehin erwähnt werden, dass er mit dem dritten Beispielsatz nicht seinen eigenen, sondern eben den Gedanken der traditionellen Metaphysiker formuliert. Aber wie erklärt, so sind das Sein und das Werden sprachlich zunächst unversöhnlich gegensätzlich nicht bloß als Vollverben, sondern zugleich auch als Kopulae. Dieser äußerst markante Gegensatz zwischen den beiden Verben bleibt in der indoeuropäischen Sprachfamilie ganz vollständig erhalten, es sei denn, dass sie aus der Grammatik und gleichsam aus dem Wörterbuch ein für alle Male herausgestrichen würden. Solange man sie doch zum Ausdruck bringt, da kann man beileibe nicht ihr gegensätzliches Verhältnis loswerden.

Nietzsche ist sich von dieser grundlegenden grammatischen Rahmenbedingung der indoeuropäischen Sprachfamilie zu befreien ganz und gar nicht in der Lage, auch wenn er selbst ganz anders als die seinen Vorgänger die Aussage „was ist, wird nicht; was wird, ist nicht“ außer Kraft setzt und setzen will. Er hat ja, wie im zweiten Beispielsatz gesehen, ohne Bedenken und gewohnheitsmäßig für den Ausdruck seines Gedankens das Werden und zugleich das Sein vollkommen in Anspruch genommen. Es darf auch nicht vergessen werden, dass das Vollverb Werden in der indoeuropäischen Sprachfamilie ganz genau so wie das Sein im übertragenen Sinne als Kopula und gleichsam als kopulatives Hilfsverb angewendet wird. Dagegen hat das koreanische Verb, welches im Deutschen Werden heißt, gar nichts zu tun mit der kopulativen Funktion ebenso wenig als das koreanische, das dem deutschen Sein entspricht. Das Erstere ist, grammatisch betrachtet, ein sogenanntes „inkomplettes Verb“, welches auf jeden Fall sinnvollerweise mit einem Wort wie dem Prädikatsnomen in der indoeuropäischen Sprachfamilie zu ergänzen ist. Das heißt, seine Möglichkeit, mit dem koreanischen Vollverb Sein einen direkten Kontrast zu bilden, ist, sprachlich gesehen, schon ausgeschlossen. Zunächst da das Erstere kein selbstständiges Vollverb ist, außerdem eben deshalb, weil seine grammatische Substantivierungschance einfach fehlt. Das ist nicht nur für das Koreanische allein gültig, sondern zugleich für das Chinesische sowie für das Japanische allgemeingültig. Aus diesem sprachlichen Hintergrunde, dass das Vollverb Sein in den ostasiatischen Sprachen weder mit dem Werden noch mit dem Nichts einen unmittelbaren Gegensatz bildet, konnte durchaus keine philosophische Entgegensetzung zwischen ihnen vollbracht werden.

Aber nehmen wir den Gang für die Untersuchung wieder auf, wie sich Nietzsche denn eigentlich im Hinblick auf die Ontologie, bzw. Antiontologie seiner muttersprachlichen Rahmenbedingungen hat bedienen müssen oder können.

Im Ausdruck „was man ist“ als Prädikatsnomen zum kopulativen Hilfsverb Werden im zweiten Beispielsatz ist die Identität in der Zeitlichkeit unüberhörbar zu merken. Aber diese verborgen liegende, doch eindeutige Einheitlichkeit in der Kategorie Zeit mit dem Vollverb Sein teilt sich in den anderen Beispielsätzen Nietzsches noch viel stärker, noch viel intensiver mit.

„Ich will nicht im Geringsten, dass Etwas anders wird als es ist; ich selber will nicht anders werden. Aber so habe ich immer gelebt. Ich habe keinen Wunsch gehabt.“
(Ecce homo, Warum ich so klug bin, Kapitel 9, KGW VI-3, S.293)

„für das Ideal des übermüthigsten lebendigsten und weltbejahendsten Menschen, der sich nicht nur mit dem, was war und ist, abgefunden und vertragen gelernt hat, sondern es, so wie es war und ist, wieder haben will, in alle Ewigkeit hinaus, unersättlich da capo rufend, nicht nur zu sich, sondern zum ganzen Stücke und Schauspiele, und nicht nur zu einem Schauspiele, sondern im Grunde zu Dem, der gerade dies Schauspiel nöthig hat – und nöthig macht.“
(Jenseits von Gut und Böse, Drittes Hauptstück: das religiöse Wesen, Kapitel 56, KGW VI-2, S.73)

Im Ausdruck „dass Etwas anders wird als es ist“ im vierten Beispielsatz kommt die noch einen Schritt weiter intensivierte Identität des Daseins im jetzigen Augenblick zum Ausdruck im Vergleich zum „dass man wird, was ist“ im dritten. Im Grunde genommen sind die beiden Ausdrucksweisen Nietzsches im Wesentlichen nicht besonders unterschiedlich. Dennoch stellt der Erstere noch viel anschaulicher die Identität des Daseins dar, eben weil das Betreffende „dass Etwas anders wird“ den Vorgang des Identitätswechsels lebhaft vor Augen führt. Eben damit erhärtet sich der Verdacht, dass er zumindest die augenblickliche Einheitlichkeit des Daseins vorausgesetzt hat. Und der letzte Beispielsatz gibt uns definitiv zu verstehen, in welcher Art und Weise er nicht bloß den Augenblick allein, sondern darüber hinaus die absolute Zeitstufe der Vergangenheit, der Gegenwart und nicht zuletzt der Zukunft anerkannt hat.

Man könnte dagegen einwenden, dass Nietzsche beispielsweise in seinem „Zarathustra“ eben mit dem „Augenblick“ die konventionelle Zeitlichkeit hat verschmelzen lassen. Aber er konnte sie beileibe nicht überwinden, weil er da ausgerechnet mit dem Wollen, welches, wie in meiner Kritik schon thematisiert, direkterweise die Zukunft in der Finalität und indirekterweise die Vergangenheit in der Kausalität in sich trägt, das Dasein von den eisernen Zeitgittern zu befreien geglaubt hat. Nietzsche wiederholte im letzten Beispielsatz aufs Neue seinen Versuch, eben mittels des Wollens die erzfeindliche, mehr noch, das Leben gefangennehmende Zeit aus der Welt zu schaffen. Der Grat zwischen dem „was war und ist“ und dem „so wie es war und ist“ ist äußerst schmal, zumal sich

das Erstere und das Letztere durchaus auf dem Rückgrat der absoluten Zeitlichkeit befinden. Wie sollte und gar muss sich diese filigran eingerichtete Zeitstufe eigentlich durch das Wollen allein, so einfach wie er selbst glaubt, urplötzlich spurlos einstürzen lassen? Es drückt ja innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie immer wieder zunächst offensichtlich die finale Zukunft und so dann verborgen die kausale Vergangenheit nachdrücklich aus.

Was aber gar die Befreiung und gleichsam Erlösung vom ungeheuerlichen *Einfluss* der Zeit anbelangt, so versteht sich der alte Metaphysiker mit dem Sein noch viel logischer als Nietzsche mit dem Wollen. Wie so? Da das Verb Sein, inhaltlich betrachtet, von vornherein die Dauer verbirgt, nein offenbart, mehr noch, da es mit dem vergänglichen Werden und dem leeren Nichts einen direkten wesentlichen Gegensatz bildet. Dagegen ist die Lösung Nietzsches, dass das Wollen das Dasein vor dem sintflutartigen *Einfluss* der Zeit bewahren soll, noch gar nicht, noch ganz und gar nicht schlüssig. Das kann nur sein Wunsch, bestenfalls wirklich sein stärkster Wille sein.

Zunächst völlig davon abgesehen, haben wir schon wieder eine zu fragende Frage an Nietzsche. Wie konnte er dermaßen absichtlich, will sagen, dermaßen freiwillig für seine eigene Philosophie vom Dasein, bzw. Hiersein das Verb Sein in Anspruch nehmen, so dass die Identität, die Zeitlichkeit und die Einheit in der Zeit nicht ausnahmsweise, sondern bereits hier und da recht gut herauszulesen sind? Könnte er mit Fug und Recht dagegen argumentieren? Insbesondere der allerletzte Beispielsatz ist der direkte Gegengrund zu seiner möglichen Gegenargumentation, eben da er vorsätzlich die gegensätzlichen Zeitstufen, mehr noch, das eherne Wollen und Zurückwollen insgleichen zu demselben Zustand des Daseins und seiner Umstände ins Spiel gebracht hat. Wenn er doch in den oben angeführten Beispielsätzen durchaus keinen direkten Ausdruck der Identität in der Zeit haben wollte, so hätte er unbedingt und bewusst auf den Einsatz der Verben Sein, Werden und der Negation, bzw. ihres substantivierten Neutrums Nichts verzichten sollen.

Aber das Gegenteil ist gerade der Fall. Nietzsche wollte, nein konnte nämlich diese gar nicht bei Seite lassen. Diese kommen erstaunlicherweise oder selbstverständlicherweise in den Beispielsätzen auf einmal zum Ausdruck. Das ist eigentlich kein Wunder! Wie schon ausgeführt, ist es sprachlich, grammatisch innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie vorprogrammiert. Wenn man das Verb Sein, sei es als Vollverb oder sei es als kopulatives Hilfsverb, anzuwenden hat, dann hat man dabei unverzichtbar, selbst noch, gezwungenermaßen auch das Werden und das Nicht und das Nichts mit auszudrücken. Das ist eine ganz andere Frage, ob man in der traditionellen Linie die substanzielle Ontologie oder in der entgegengesetzten Richtung die aspektuelle Antiontologie treiben will. Selbst wenn Nietzsche ganz leidenschaftlich mit allen Mitteln der konventionellen substanziellen Ontologie in der europäischen philosophischen Geschichte Einhalt

gebieten wollte, so kann er trotzdem aus diesem Zusammenhang mit Recht nicht als Antiontologe, sondern eher wohl als Ontologe erachtet werden, dass er, wie in den Beispielsätzen unmissverständlich dargestellt, völlig unabhängig von seiner instinktiven Verunglimpfung der Ontologie überhaupt gerade mit dem Verb Sein gerne seiner großen Bejahung des Daseins und gleichsam des Werdens den notwendigen Ausdruck zu verleihen hatte.

Hätte er doch für denselben philosophischen Inhalt, ohne das Sein in Anspruch zu nehmen, andere sprachliche Hilfsmittel zur Verfügung haben oder sogar aus eigener Kraft stellen können? Wenn ja, welche denn eigentlich? Aber diese Unterstellung muss gleich zurückgenommen werden. Er hatte nämlich gar keine anderen besonderen Ausdrucksmöglichkeiten für das Dasein. Schon diese Wortschöpfung Dasein selbst trägt offensichtlich das Sein in sich. Inwiefern könnte er wohl beispielsweise mit dem Ersatzverb wie Existieren darüber weiter philosophieren? Übrigens hat er sich von Anfang bis Ende, bestimmter noch, ebenso in seinem Jungferwerk, nämlich in „*der Geburt der Tragödie*“ wie in seinem späteren „*ecce homo*“, gar nicht zu reden vom spätesten Nachlass, dieses alten, uralten Begriffs Sein bedient. Zugegeben, dass dieser in seinen Werken nicht wirklich häufig in der positiven Sinnrichtung ins Spiel gebracht wurde. Er konnte und musste in der Tat nicht bloß antiontologisch gegen die traditionelle Metaphysik, sondern zugleich auch ontologisch für seine eigene Thematisierung des Daseins philosophieren. Also wir können an dieser Stelle auf jene Frage antworten, ob Nietzsche die indoeuropäischen sprachfamiliären und gleichsam muttersprachlichen Rahmenbedingungen für den bewussten, ja philosophischen Gedanken außer Kraft setzen und dadurch wesentlich anders als seine metaphysischen Vorgänger philosophieren konnte. Er konnte sie beileibe nicht, bei Leibe und Seele nicht sprengen, sondern musste sich eher innerhalb von ihr philosophisch frei bewegen.

Aber ist es doch in der Tat möglich, dass ein Sprachnutzer in seiner Muttersprache gerade *außermuttersprachlich* seinen Gedanken zu Bewusstsein bringt und verfasst. Er kann bereits muttersprachwidrig denken und schreiben, wenn er sie wirklich trotzig behandeln will. Aber inwiefern könnte er sie willkürlich weiter umdrehen? Das kann er in der Tat aus dem Grunde nur im geringen Maße tun, dass er sich um so schwieriger mit den Anderen zu verständigen vermag, je weiter er den sprachlichen Rahmenbedingungen, sei es den syntaktischen oder den semantischen oder den praktischen, entläuft. Der Sprachnutzer muss im Rahmen der betreffenden Sprache treu bleiben. Aus diesem Rahmen zu fallen, das kann nur tragisch erfolgen wie bei einem Wahnsinnigen. Insofern versteht es sich schon von selbst, dass Nietzsche ungeachtet seiner bei weitem schärferen Kritik der substanziellen Ontologie gewollt und ungewollt, bewusst und unbewusst dieselben grammatischen Rahmenbedingungen, mittels

deren seine metaphysischen Vorgänger die philosophische Wahrheitsgeschichte schreiben konnten, anzuwenden hatte.

An dieser Stelle nehmen wir die Behauptung Nietzsches wieder auf, dass das philosophische und zwar das ontologische Sein eben aus dem subjektivistischen Ich-Begriff einfach abgeleitet sei und dass das substanziale Ich, sich selbst auf die Anderen projizierend, den Begriff Sein zu Stande bringe. Er hat das subjektivistische Ich als Täter auf den grammatischen Nexus zurückgeführt, in dem das Subjekt und das Prädikat, voneinander getrennt, doch regelmäßig und gar regelhaft zum Ausdruck kommen. Der Philosoph habe nach dieser grammatischen Gewohnheit den Täter vom Tun getrennt und am festen an seine substanziale Existenz und Kraft insgleichen geglaubt. Danach habe er das substanziale Ich auf die Welt übertragen und dadurch sei der Begriff Sein entstanden.

Aber ist diese Vermutung, nein diese Behauptung Nietzsches wirklich aussagekräftig? Das subjektivistische Ich konnte und gar musste sicherlich unter der grammatischen unbewussten Führung vorangetrieben werden. Aber die neue grammatische Regel, unbedingt das Subjekt hervorgehoben in den Vordergrund zu stellen, ist erst in der Neuzeit zu Stande gekommen. Und der philosophische Subjekt-Begriff konnte sich bekanntermaßen auch erst in der Moderne mit dem verstärkten Selbstbewusstsein der modernen Sprachler verkörpern lassen. In der Antike, besser noch, in der ursprünglichen indoeuropäischen Sprachfamilie wurde das Subjekt in der Regel weggelassen und dabei waltete gerade das Prädikat auf die dynamische, eudynamische Verbalendung hin über die gesamte Grammatik, welche lebhaft den Verbalaspekt in jeder Hinsicht zur Geltung kommen ließ. Da konnte sich das Erstere gar nicht vom Letzteren abheben, einerseits weil das Erstere grammatisch regelrecht in Schranken gehalten werden musste, andererseits weil das Letztere das absolute Vorrecht vor den anderen Satzmitgliedern hatte. Aus diesem grammatischen Grunde konnte sich das subjektivistische Ich in der Öffentlichkeit, geschweige denn in der Philosophie überhaupt nicht aufstellen und behaupten lassen.

Aber im markanten Unterschied zur subjektivistischen Regeländerung mit der Zeit ist das Vollverb Sein bereits seit der Antike zur Verfügung gestellt worden, welches damals doch als Kopula ganz üblich angewendet werden konnte. Das Verb Sein, sei es als Vollverb, sei es als Kopula, war in der Antike durchaus alltagstauglich. Wie bei den Eleaten und insbesondere bei Aristoteles ganz vorbildlich und nachhaltig herauskristallisiert dargestellt, selbst noch, behauptet, so begrifflich war das Sein in der Antike ganz klar zu thematisieren und gleichsam zu philosophieren. Die Ontologie hat sich überhaupt nicht in der Neuzeit, sondern bereits in der Antike aus den zur Verfügung gestellten grammatischen Rahmenbedingungen ganz prachtvoll herausentwickelt und zugleich etabliert als eine, als eine äußerst bedeutungsvolle Disziplin für die europäische Philosophie

überhaupt. Zunächst grammatisch, grammatikgeschichtlich betrachtet, konnte das Sein in der indoeuropäischen Sprachfamilie eindeutig ungleich früher zum Ausdruck, besser noch, zum Begriff kommen als das grammatische Subjekt, welches sich ja erst ganz später und zwar in der Neuzeit in den Vordergrund stellen lassen konnte. Auch philosophisch, philosophiegeschichtlich betrachtet, wurde das Erstere ebenso einhellig von Anfang an, also in der Antike, begrifflich thematisiert. Die beiden Tatsachen stellen die inhaltlich radikal, aber doch formal ganz einfach aufgestellte Hypothese Nietzsches sofort in Abrede, dass das Sein erst später aus dem Subjekt-Begriff abgeleitet sei. Die ganz umgekehrte Annahme wäre noch viel überzeugender, dass das subjektivische Ich unter dem starken Einfluss des ebenso grammatischen wie philosophischen Seins vorangetrieben und *logischerweise* gerechtfertigt werden konnte. Das Verb Sein verkörpert ja am meisten und am besten die Substanz und gleichsam Substantialität des Ichs und des Dings. Wie und inwiefern kann man beispielsweise mit dem Verb Unterliegen das Subjekt hervorheben? Dies sieht und zugleich klingt gar zu grob im direkten Vergleich zum Sein. Kein anderes Verb als das Sein ist gut, mehr noch, perfekt geeignet für den substanziellen Gedanken überhaupt. Nicht ohne Grund, sondern mit dem notwendigen Grunde ist die Ontologie unmittelbar daraus entstanden. Es ist gar nicht verwunderlich, dass sich das substanzielle Ich durchaus auf das Sein zurückbeziehen muss. Also wird die betreffende Behauptung Nietzsches bereits außer Kraft gesetzt.

10. Mehr Werden als Sein

Nun richten wir doch noch einmal das Augenmerk auf die ostasiatische Philosophie! Es wurde schon erklärt, aus welchem Grunde denn eigentlich nicht das Sein, sondern eher, sondern vielmehr das Nichts und zwar das „Wu“ in den ostasiatischen Ländern ausgesprochen akzentuiert herausphilosophiert werden konnte. Wie Nietzsche im ersten Zitat instinktiv vermutet, konnte die Welt dort unter einer anderen Perspektive hinein- und herausinterpretiert werden, wo das grammatische Subjekt ja am meisten eingeschränkt eingesetzt wird. Im Hinblick darauf, dass einesteils die Subjektivierung und gleichsam Substantivierung des Ichs, anderenteils die Ontologisierung der Welt in den ostasiatischen Ländern aus den sprachlichen Rahmenbedingungen schwerlich zu Stande gebracht werden konnte, können wir schon eine Vermutung aufstellen. Da hätte das Gegenteil des substanziellen Ichs als Sein eventuell hervorgehoben in den Vordergrund gebracht werden können oder müssen. Aber diese bloße Vermutung lässt sich gleich in die nackte Wahrheit verwandeln. Zunächst spielte das „Wu“ nämlich in den ostasiatischen Ländern eine ungemein wichtige Rolle insbesondere für die taoistischen Denker, welches sich jedoch unter dem enormen Einfluss, besser

noch, unter dem enormen Druck des Konfuzianismus negativ umdefinieren lassen musste.

Aber das ist nicht alles, was die andere augenfällige Weltinterpretation in den ostasiatischen Ländern angeht. Wie innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie ganz exemplarisch aufgezeigt, bildet das Sein nicht bloß mit dem Nichts allein, sondern zugleich auch mit dem Werden und dem Schein zusammen einen direkten Gegensatz. Eben das Mittlere konnte hochinteressanterweise in den ostasiatischen Ländern in den Mittelpunkt ihrer Philosophie überhaupt gerückt werden. Das Werden ist eben das Zentrum und gleichsam Epizentrum der ostasiatischen Weisheitslehre gemeinhin. Dies ist nicht nur für den Taoisten und Buddhisten allein, sondern ebenfalls für den Konfuzianisten allgemeingültig, während das Nichts lediglich bei den ersteren beiden seinen *freien* Raum findet. Berücksichtigt, dass das Werden bei den europäischen Wahrheitsmeistern im markanten Kontrast mit dem Sein verhältnismäßig selten als Schwerpunkt gesetzt werden konnte, so ist seine Zentralisierung in den ostasiatischen Ländern schon eine merkwürdige, mehr noch, fragwürdige Erscheinung.

Aus welchem Grunde und Hintergrunde konnte und gar musste ausgerechnet das Werden dort als das philosophische Schwergewicht funktionieren? Zunächst sprachlich betrachtet, bezieht sich das Werden beileibe nicht direkterweise oder indirekterweise auf das Sein und zwar das „You“. Das heißt, es besteht in den ostasiatischen Ländern im grammatischen Umfeld gar kein Druck, gar kein Unterdruck auf das Erstere. Allerdings ist diese grammatische Vorbedingung für die Weisheitslehre des Werdens überhaupt nicht ausschlaggebend. Aber sie hätte immerhin als seine minimale und gleichsam passivische Voraussetzung dienen können. Wie kam es denn eigentlich, dass das Werden als Grundlage tiefgreifend die gesamte ostasiatische Philosophie beeinflusst hat? Um diese belangvolle Frage richtig anzupacken, eben dazu sollten wir uns doch auf die altchinesische Philosophiegeschichte zurückbesinnen. Bevor sich der Konfuzianismus und der Taoismus, gar nicht zu reden von den anderen bunten, kunterbunten altchinesischen philosophischen Bewegungen, in der Antike herausentwickelt als selbstständig präsentieren und etablieren konnte, davor stand eine ungeheuerlich einflussreiche urtraditionelle Weisheitslehre schon längst zur Verfügung im Namen des „Yijings(易經)“, welches ganz buchstäblich das Weisheitsbuch des Wechsels bedeutet. Eben aus dieser meisterlichen Wechsellehre sind die beiden wichtigsten chinesischen philosophischen Richtungen, nämlich der Taoismus und der Konfuzianismus hervorgeströmt.

Obwohl sich der Erstere antipolitisch und der Letztere ganz umgekehrt politisch eingerichtet hat, so waren sie dennoch eigentlich, im Grunde genommen, über die Natur und ihr Prinzip einig, weil die Welt nach dem Prinzip Wechsel und gleichsam Werden laufe. Die wohlbekannte gegensätzliche prinzipielle

Begriffspaarung „Yin(陰)“ und „Yang(陽)“, eben diese ist das beispielhafte Kernstück des „Yijings“. Im Wechselspiel der „Yin“ und des „Yangs“ sollen sich die Natur und zugleich das Lebewesen überhaupt vollziehen. Um die beiden Prinzipien näher zu bringen, ziehen wir sie zur etymologischen Untersuchung! Das Erstere bildet ursprünglich eine Szene ab, wo der in Wolken gehüllt beschattete Hügel zu sehen ist, wohingegen das Letztere das Scheinen der Sonne auf dem Hügel ausmalt. Schon bilden die beiden Begriffe einen wesentlichen Gegensatz, wobei die Sonne der Wolke, will sagen, der Tag der Nacht entgegengestellt wird. Das Wesentliche an dieser Begriffspaarung ist, dass die „Yin“ und der „Yang“ voneinander getrennt ganz allein überhaupt nicht funktionstüchtig sind und sich nur im ewigen Wechselspiel verkörpern lassen können. Wenn die Sonne aufgeht, so beginnt der Tag. Aber wenn sie wieder untergeht, dann fängt sein Gegenteil und zwar die Nacht an. Zufälligerweise, doch interessanterweise ziehen *der* Tag und *die* Nacht im Deutschen mit den gegensätzlichen Artikeln einen gemeinsamen Kreis. Man könnte aus Scherz meinen, dass *die* Sonne und *der* Mond darin *den* Tag und *die* Nacht vollständig umdrehen. Aber darauf könnte scherzhaft noch einmal erwidert werden, dass diese Umdrehung selbst das wahre Wechselspiel des Maskulinums und Femininums abrundet, ferner dass das Wichtigste daran durchaus eine wesentliche Kontrastbildung zwischen den beiden Geschlechtern ist. In der Tat wird die Weiblichkeit der „Yin“, aber die Männlichkeit dagegen dem „Yang“ zugeschrieben, auch wenn es im Chinesischen durchweg gar kein nominales Genus als Grammatik gibt.

Es handelte sich beim „Yijing“ überhaupt nicht um das bloße Werden, sondern eben um das, welches gerade den regelmäßigen Wechsel und gleichsam das regelhafte Wechselspiel merken lässt. Diese regelhafte Änderung spielt sich ganz hervorragenderweise im Mond ab. Er zeigt nämlich seine wechselvollen Seiten, aber sein äußerst dynamischer Wechsel gibt uns indessen ein unübersehbar klares Bild von der sich regelhaft und phänomenal wiederholenden Bewegung. Solange der Mond seine regelmäßige Wandlung sehen lässt, da kann ich als Betrachter auf jeden Fall sein Prinzip begreifen. Das war der feste Glaube des alten und gleichsam des uralten Chinesen. Wie es schon in dieser prinzipiellen Begriffspaarung „Yin“ und „Yang“ zu sehen ist, so steht die „Yin“ in erster Linie für das, was metaphorisch die Nacht und zugleich die Weiblichkeit überhaupt symbolisiert. Während die Sonne fast immer dieselbe Seite präsentiert, so demonstriert der Mond dagegen eine wechselvolle, doch regelhafte Bewegung. Eben die Erstere wird in der europäischen philosophischen Geschichte bevorzugt, weil sie ganz fulminant im wahrsten Sinne des Worts die Einheit und gleichsam die Identität des Seins symbolisch überträgt. Man vergegenwärtige sich doch einmal die frühere gegensätzliche Begriffspaarung Nietzsches Apollon und Dionysos! Da fasst er mit dem ersteren Begriff ganz signifikant die europäische

Wahrheitsgeschichte überhaupt zusammen, welcher eigentlich in der griechischen Mythologie den Sonnengott verkörpert.

Hat der Mond doch in der europäischen Geschichte irgendeine positive Rolle besetzen können? In der griechischen mythologischen Welt ist von ihm leider, aber doch verständlicherweise nicht besonders viel zu hören. Und wofür stehen denn eigentlich diese Ausdrücke wie launisch, mondsüchtig, Werwolf, Mondkalb und moonstruck? Das erste betreffende Adjektiv stammt aus dem Lateinischen „*luna*“ und wird alltäglich nicht nur im Deutschen angewendet, um eine sich schrecklich hin- und herbewegende Wankelmütigkeit ohne Beständigkeit auszudrücken. Gerade da hat der Europäer den sich negativ verändernden Charakter herausgelesen, wo der alte Chinese ganz umgekehrt die regelrecht positive, regelrecht regelmäßig stattfindende Bewegung herausinterpretieren konnte. Diese kleine Erzählung von der unterschiedlichen Behandlung des Mondes veranschaulicht uns ganz leicht, auf welche Art und Weise der alte Europäer und der alte Chinese das Werden und gleichsam den Wechsel verarbeiten konnten.

Was aber den Mond anbetrifft, so haben wir noch eins weiter zu sagen. Es kommt gerade die Zeitrechnung zur Sprache. Während der Mondkalender in Europa schon in der anfänglichen Neuzeit vom gregorianischen Sonnenkalender definitiv und vollständig ersetzt wurde, konnte er dagegen in den ostasiatischen Ländern bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs alltäglich weiter angewendet werden. Diese Tatsache kann nicht viel, aber doch etwas bedeuten für die ostasiatische Vorstellung von der Welt des Werdens und gleichsam des wechsellvollen, doch regelhaften Werdens. Der Mondkalender ist bekanntermaßen im Zusammenhang mit der Jahreszeitrechnung relativ ungenau. Aber es geht gerade überhaupt nicht darum, wie exakt ein ganzes Jahr angemessen berechnet werden kann. Der springende Punkt des Mondkalenders liegt eben darin, dass er bewusst und unbewusst seinem Nutzer den Gedanken darüber alltäglich einflößt, dass sich nicht nur der Mond allein, sondern auch die ganze Welt im dynamischen und doch regelhaften Wechselspiel wiederholt. Wieso? Weil der Nutzer ganz natürlich von diesem Gedanken erfasst wird, jedesmal wenn er in der Nacht ein bestimmtes Bild vom Monde am Himmel sieht.

Neben dem Mondkalender, welcher für die Zeitrechnung zunächst für einen Monat und so dann für ein ganzes Jahr stand, wurden die sogenannte „zehn „Gans(干)“ und „zwölf Zhis(支)“ und die „Sechzig Jiazis(六十甲子)“ insgleichen für die weitere Jahresrechnung zur Verfügung gestellt. Die Ersteren lassen sich in die fünf „Yanggans(陽干)“ und die fünf „Yinggans(陰干)“ untergliedern, während die Mittleren zwölf Jahre, welchen gerade die symbolischen Tiere nach der Reihe zugeschrieben wurden, als Einheit, zusammenfassen. Aber der Tag in China wurde ebenfalls traditionellerweise in diese zwölf Einheiten eingeteilt. Die Letzteren enthalten die sechzig Jahre als die größte Einheit für die Jahresrechnung. Wenn die

„zwölf Zhis“ im Chiasmus mit den „zehn Gans“ zum fünften Male abgelaufen sind, so werden die „sechzig Jiazis“ zunächst erreicht. Dieses altchinesische Zeitrechnungssystem ist nicht nur für China, sondern darüber hinaus für Korea und Japan allgemeingültig gewesen zumindest bis hin zu Ende der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Erst mit dem System vom „Ganzhi“ und „Jiazi“ vollendete der alte Chinese seine Vorstellung, mehr noch, seinen Glauben, dass sich die Welt und gleichsam die Zeit der Welt regelmäßig in alle Ewigkeit hinaus kreisend wiederholt. Wie in der Erklärung von der prinzipiellen Begriffspaarung „Yin“ und „Yang“ ausgeführt, so regelmäßig, so regelhaft wiederholt sich die Welt des wechselvollen Werdens nach der chinesischen Auffassung selbst in der Zeitlichkeit. Aus diesem Zusammenhang war der Mondkalender in den ostasiatischen Ländern voller Bedeutung. Es muss durchaus hervorgehoben werden, dass gleichwohl die „Yin“ und der „Yang“ als auch der Mondkalender mit den beiden zusätzlichen Jahresrechnungssystemen nicht nur philosophisch, sondern eben alltäglich angewendet wurden.

Für die Begünstigung, selbst noch, für die Intensivierung der Philosophie des Werdens in den ostasiatischen Ländern spielte noch ein weiterer bedeutungsvoller Faktor eine wesentliche Rolle, nämlich der bekannte, der wohlbekannteste chinesischer philosophischer Begriff „Qi(氣)“, welcher doch ganz genau so wie die „Yin“ und der „Yang“ auf das „Yijing“ zurückzuführen ist und alltäglich, allgemein in Umlauf ist. Mit dem Sammeln und Zerstreuen des „Qis“ entstehe und vergehe das Lebewesen. Außerdem wird der körperliche Zustand mit seiner fließenden oder stockenden Bewegung erklärt. Aus diesem Grunde ist das „Qi“ unentbehrlich für die altchinesische Medizin gewesen. Nach der Qi-Lehre werde selbst die Seele(魂魄) nach dem Tode zerstreut, ganz anders als in der theologischen und gleichsam teleologischen Metaphysik, wo sie sich nach dem Tod vom Leibe befreie und endlich, letztendlich geistig pur werde. Vielleicht unter dem Einfluss der Seelenerklärung der Qi-Lehre wollte der allererste chinesische Kaiser „Qinshihuang(秦始皇)“ sehnsüchtig nach jenem legendären Heilkraut suchen, welches angeblich den Menschen nicht mehr altern lasse und damit das ewige Leben auf dieser staubigen Erde verspreche. Diese kleine bekannte Anekdote erklärt uns ja sehr sinnbildlich, wie schwer der alte Chinese und die beiden Nachbarbevölkerungen vornehmlich unter dem dominanten Einfluss des Konfuzianismus an die Erlösung der Seele, woran zu glauben innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie seit der Antike gang und gäbe ist, glauben konnten.

Zugegeben, dass dieser Glaube in den ostasiatischen Ländern eher im volkstümlichen Schamanismus oder im ostasiatisch angeeigneten Buddhismus durchaus vorhanden war, so konnte so ein Seelenbegriff wie im Christentum trotzdem dabei gar nicht herausthematisiert werden, weil die dortigen sprachlichen

Rahmenbedingungen dafür nicht besonders gut geeignet sind. Konnte und könnte die Seele und gleichsam das subjektivische Ich in der indoeuropäischen Sprachfamilie ohne das multifunktionale Verb Sein doch erfolgreich zu Stande gebracht werden? Es scheint beinahe unmöglich gewesen zu sein, dass man trotz des substanziellen Begriffs Seins an die Ewigkeit der Seele nicht glaubt. Denn er unterrichtet sie dem betreffenden, besser noch, betroffenen Sprachler offenkundig. Wie bereits in der Ontologie, bzw. Metaphysik Aristoteles', gar nicht zu reden von der metaphysischen Philosophie Kants, vorbildlich offenbart, ist die Theologie in der europäischen Philosophiegeschichte untrennbar mit ihr verbunden gewesen. Der Grat zwischen dem Sein und Gott im Christentum ist nämlich eigentlich äußerst schmal. Wenn es dem überaus abstrakten Ersteren das konkrete und zwar einen Hauch persönliche Gesicht verliehen wird, so verwandelt sich das Erstere urplötzlich in den Letzteren, welcher ganz herzlich, mollig warm seinem Anhänger entgegenlächelt.

Als der letzte Grund, warum denn überhaupt die Welt-Interpretation in den ostasiatischen Ländern hauptsächlich auf das Werden hin in der eigentümlichen Art und Weise vorangetrieben werden konnte, sind der Taoismus und der Buddhismus insgleichen zu erwähnen. Die beiden kennen beileibe keine Realität, beileibe und beiseele keine Substantialität der Welt wie des Ichs und erkennen diese beiden mithin ganz und gar nicht an. Sie haben allesamt mit dem Sein überhaupt nichts zu tun. Das taoistische Nichts und die buddhistische Leere stimmen im Wesentlichen vollständig überein und der Buddhismus konnte, wie bereits erwähnt, mittels der taoistischen Begriffe reibungslos übersetzt werden, als er über den gigantischen Himalaya-Block hinaus endlich in China angekommen war. Berücksichtigt, dass das Chinesische bekanntermaßen keine Lautsprache, sondern eine bloße Bedeutungssprache ist, können wir uns gleich vorstellen, wie schwer denn eigentlich die Übersetzung der sanskritischen buddhistischen Begriffe ins Chinesische vollbracht werden musste. Aber da stand gerade der einheimische Taoismus ganz hilfreich schon dafür zur Verfügung. Innerhalb des Rahmens der beiden Nichtsphilosophien muss das Werden notwendigerweise anerkannt, mehr noch, gefördert werden, weil das Nichts als *freier* Hintergrund zum wechsellvollen Werden funktioniert und demgemäß, wenn dieses nicht *statt-findet*, gar keinen Sinn macht, sondern sich als blanker Horror gleich wie im „*horror vacui*“ verstehen lassen muss. Aus diesem Zusammenhang musste der für das Werden selbst freigehaltene Raum im Hintergrund des Nichts unbedingt sinnvollerweise eben von ihm vollkommen besetzt werden.

Selbst wenn der Taoismus und zugleich der Buddhismus in der realen Geschichte unter dem immensen Druck des Konfuzianismus nur kurze Zeit im Vordergrund stehen konnten und sich ebenso wie das Nichts meistens schicksalhaft im Hintergrund halten mussten, so konnten die beiden indessen alltäglich, doch

insgeheim gelesen werden. Sie bildeten mit dem Konfuzianismus wirklich einen unversöhnlich feindlichen Gegensatz, was die soziale und gleichsam politische Einstellung angeht. Aber dennoch münden die drei unterschiedlichen philosophischen Strömungen, im letzten Grunde genommen, eben im Delta des Werdens, wo die regelmäßigen Naturerscheinungen dem Betrachter sein Grundprinzip zu verstehen geben.

Übrigens fragen wir uns hierbei doch mal, ob das Chinesische als Bildzeichen-Sprache für den logischen systematischen Gedanken und den Glauben an die Substantialität gut geeignet ist. Jede Sprache hat eben deshalb ihre eigene Logik, weil sie ohne diese gar nicht systematisiert werden konnte. Aber es handelt sich gerade nur um die sprachlichen Grade des logischen Gedankens und die semantische Möglichkeit zur substanziellen Identität im Chinesischen. Das chinesische Zeichen bildet einen Gegenstand oder eine konkrete Szene ab, wo sich eine bestimmte Handlung abspielt. Stellen wir doch mal das deutsche Wort Vogel mit dem chinesischen „Niao(鳥)“ zusammen! Sie bedeuten ein und dasselbe. Inhaltlich betrachtet gibt es durchaus keinen Unterschied zwischen den beiden. Trotzdem ist eine augenfällige dramatische Differenz nicht zu übersehen, zumal das chinesische „Niao“ ganz direkt einen Vogel abbildet. Denken wir an die alte, uralte chinesischen Sprachbildner und zugleich Sprachnutzer zurück! Der eine teilt dem anderen die Bedeutung Vogel mit, wobei er dasselbe Zeichen „Niao“ malt. Wie konnten sich denn eigentlich der Erstere oder der Letztere unter einer solchen bildsprachlichen Bedingung einbilden, dass mit dem Abgebildeten gerade das Wesen des Vogels präsentiert, bzw. repräsentiert wird? Der Erstere wie auch der Letztere wissen selbst durchaus gut, dass der Erstere nur einen Vogel, um auf diesen hinzudeuten, abgebildet hat. Selbst wenn einer der beiden ganz überragenderweise fast lebensecht diesen abgezeichnet hätte, so hätten er oder sein Gesprächspartner bestens folgendermaßen sagen können: Wunderschön! Es sieht ja fast wie ein wirklicher Vogel aus.

Es konnte der Eindruck unter den altchinesischen Sprachlern kaum einmal entstehen, dass das Bildzeichen das Wesen des Abgezeichneten repräsentieren würde. Man besinne sich aus diesem Kontext noch einmal auf das bereits erklärte „You“ zurück! Wie konnte Konfuzius unter diesem Zeichen so einen abstrakten sowie anständigen Obergriff Sein wie in der europäischen philosophischen Geschichte herausentwickeln, angenommen, dass er damit doch über die Welt des Seins philosophieren wollte? Er hat ja darunter ein wahnsinnig lebhaftes Bild zu sehen, wo einer mit seiner Hand ein Stück Fleisch hält. Wie hätte Konfuzius ungeachtet dieser konkreten, ja gar zu alltäglichen Situation des „Yous“ den neutralen, abstrakten und gleichsam entmenschlichten Seinsbegriff zu Stande bringen können? Dass das chinesische malerische Zeichen von vornherein sein eigentliches Sinnbild in sich birgt, will sagen, offenbart, eben das versperrte dem

betreffenden und zugleich betroffenen Sprachler den möglichen Weg zur Vorstellung, mehr noch, zum festen Glauben, dass sich das Wesen des Dings mit dem Wort lückenlos deckt. Im Gegenteil hätte er meinen müssen, dass die Sprache eher nur das bloße Mittel zum Hinweis auf das Abgebildete ist. Damit ist die Möglichkeit anscheinend für den chinesischen Sprachler gründlich ausgeschlossen, dass das Ding eben die Substanz ist und mittels der Sprache zu repräsentieren ist. Dies ist im Hinblick auf die Weiterentwicklung des ontologischen Gedankens durchaus nicht zu übersehen.

Aber die indoeuropäische Sprachfamilie ermöglichte bereits seit der Antike mit dem entbildlichten und gleichsam verabstraktivierten Alphabet dem Familienmitglied den Gedanken, dass das Wort, bzw. der Begriff dem Wesen des Dings ganz genau entspricht. Dass sie sich relativ früher mit der puren Lautsprache niederschreiben lassen konnte, eben damit wurde der erste Schritt zum substanziellen Gedanken unbemerkt, doch erfolgreich getan. Nein, nicht der erste, sondern der zweite wurde damit getan. Aber wo ist dann eigentlich der erste, allererste Schritt überhaupt dazu getan worden? Wie schon in der Einleitung dargestellt, so konnte der damalige Sprachbildner und Sprachnutzer insgleichen zu glauben nicht umhin, dass jeder Buchstabe mit jedem Lautwert übereinstimmt, gerade wo er ganz erfolgreich mit dem *bahnbrechenden* Alphabet die lange, sehr lange bildsprachliche Geschichte endgültig hinter sich lassen und ohne irgendeine sichtbare malerische Übertragung lauter phonetisch die Welt *begreifen* konnte. Ohne diesen festesten Glauben geht die Sprache, genauer gesagt, Lautsprache sofort ganz buchstäblich in die Brüche. Damit ist die allersicherste Grundlage für ihre Systematisierung getan. Das ist nicht nur für das Alphabet, sondern, im Grunde genommen, für jegliche phonetische Schrift überhaupt allgemeingültig.

Erst aus diesem lautsprachlichen Grunde konnte der Gedanke, mehr noch, der Glaube in der indoeuropäischen Sprachfamilie selbstverständlicherweise ganz früh entstehen und unbewusst weiter vorangetrieben werden, dass die Sprache nicht ungefähr die Welt abzeichnet, sondern lieber sie ganz genau so, wie sie ist, repräsentiert. Bis dahin unterscheidet sich die indoeuropäische Sprachfamilie überhaupt nicht wesentlich von den anderen Lautsprachen wie dem Koreanischen oder dem Japanischen. Aber die letzten beiden phonetischen Schriften sind durch die dermaßen abstrakte Vereinfachung der jeweiligen altchinesischen Zeichen vollbracht worden, dass man heutzutage als Nicht-Fachmann kaum spüren, geschweige denn glauben kann, dass sie mit großen Anstrengungen daraus abgeleitet sind. Sie sind im deutlichen Unterschied zum europäischen Alphabet, das bereits vor der Antike vervollständig zur Verfügung stand, erst im Mittelalter zu Stande gekommen. Zumindest die Hälfte ihrer jeweiligen Wortschatzkammer besteht eben aus dem Altchinesischen. Aus diesem Grunde konnte und kann sich vornehmlich der koreanische oder japanische Gelehrte trotz seiner

muttersprachlichen Lautsprache schwerlich vorstellen, dass die Sprache den Wesensbrunnen vollständig ausschöpft. Das pure koreanische oder japanische Wort gibt durchaus nicht direkt zu verstehen, was es eigentlich bedeutet hat. Dagegen offenbart das entlehnte, bzw. eingewanderte chinesische gleich dann seinen ursprünglichen Sinn, wenn der betreffende Sprachler die chinesischen Zeichen zu verstehen in der Lage ist. Denn das Chinesische ist ja keine Lautsprache, sondern einfach die Bedeutungssprache mit dem Bild, bzw. mit der Szene. Insofern ist die sprachliche, in diesem Falle lautsprachliche Vorbedingung für den Glauben an die exakte Entsprechung zwischen dem Buchstaben und dem Lautwert so wohl in Korea und Japan als auch in China nicht wirklich gut geeignet. Dass die pure Phonetisierung der Bildzeichen und zwar die Alphabetisierung in Europa verhältnismäßig frühzeitig erfolgreich erreicht ist, eben damit ist der erste Schritt, doch schon der Fortschritt zum substantiellen Gedanken getan, da sich der betreffende Sprachler an die uralte bildsprachliche Geschichte nicht zurückerinnern muss.

Außerdem kam das einmalige, einzigartige und gleichsam nur der indoeuropäischen Sprachfamilie eigentümliche Verb Sein zum Einsatz für die Ontologisierung der Welt. Nicht bloß das Alphabet allein, sondern zugleich auch das Sein stand bereits in der Antike ganz üblich zur Verfügung für den Sprachler. Berücksichtigt, dass das Chinesische durchweg eine Zeichensprache und zwar eine Bildzeichensprache ist, ferner dass das unmittelbare Umfeld vom Verb Sein, wie gesehen, ziemlich anders als das in der indoeuropäischen Sprachfamilie ist, so konnte kaum ein Raum für den substantiellen und gleichsam ontologischen Gedanken darin freigehalten werden. Hinzugenommen, dass die chinesischen Wörter grundsätzlich eben mit dem *analogen* Gedanken - die Ri(日, Sonne), das Ming(明, hell), der Yang(陽, scheinen) - erweitert und aufgebaut worden sind, so ergibt sich noch einmal, dass die logische Erweiterung des Gedankens im Chinesischen relativ eingeschränkt ist. Zugegeben, dass die Analogie auch eine Art von Logik ist!

Nunmehr setzen wir den Gang zum Sein nicht im Zusammenhang mit der Ontologie, sondern eben in Bezug auf die Epistemologie fort! Das Verb Sein hat innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie, wie im Detail ausgeführt, unmittelbar und zugleich unabdingbar den substantiellen Gedanken gefördert. Ontologie, Ousia, Essenz, Entität, Sein, Seiende, Wesen, diese Wortschöpfungen besagen allesamt, wie notwendig das Verb Sein für die Ontologie überhaupt eingesetzt werden musste. Auf den substantiellen Gedanken bezieht sich das Sein in erster Linie als Vollverb. Aber bekanntermaßen hat es noch die wichtige Nebenfunktion, als Kopula das Subjekt mit dem Prädikatsnomen zu verbinden. Gerade dieses kopulative Sein hat einen enormen Beitrag zur Erkenntnistheorie und gleichsam zur Logik beigetragen. In welcher Art und Weise es die Logik

überhaupt in der indoeuropäischen Sprachfamilie vorantreiben konnte, eben diese Frage rollen wir doch mal gründlich auf!

Das kopulative Sein verbindet, formal gesehen, das substantivische Subjekt mit dem Prädikatsnomen, ganz genau so wie das kopulative Werden und Scheinen. Aber das Erstere unterscheidet sich doch, inhaltlich betrachtet, ganz wesentlich von den letzteren beiden, weil das Erstere das Prädikatsnomen eben mit dem Subjekt gleichsetzt. Darüber hinaus muss sich das Prädikatsnomen im Namen der grammatischen *Kongruenz* nach dem zugehörigen Subjekt deklinieren. Aus diesem Grunde wird das Erstere mit dem Letzteren nicht nur inhaltlich, sondern zugleich formal gleichgesetzt. Es ist sehr schwer, dass man unter so einer grammatischen Rahmenbedingung nicht glaubt, dass das Erstere dem Letzteren gleicht. Dabei dient das kopulative Verb Sein gerade als formale Brücke in der Mitte zwischen den beiden. Diese Satzstellung verstärkt aus optischer Hinsicht noch einmal den Gedanken, dass das Subjekt und das Prädikatsnomen vollkommen identisch sind.

Im Koreanischen wird die Kopula ans Letztere lediglich angehängt, welches dem deutschen kopulativen Sein entspricht. Außerdem ist diese koreanische Kopula gar kein richtiges Verb, sondern ein sogenanntes „inkomplettes“. Aus diesen beiden grammatischen Bedingungen kann ein Koreaner gar nicht leicht den Eindruck gewinnen, dass das Prädikatsnomen dem Subjekt ganz gleichkäme. Hinzugenommen, dass das Erstere im Koreanischen in der Regel einfach weggelassen wird, ferner dass es darin gar keine nominale Deklination, geschweige denn die verbale Konjugation gibt und keine Kongruenz zwischen den beiden mithin stattfindet, so könnte so ein Eindruck wirklich schwer, ja schwerlich entstehen. Wie schon erklärt, so sind die beiden Personalpronomen, nämlich das normale und höfliche, im Koreanischen situationsgerecht auf sprachsittliche Weise einzuhalten. Zumal wenn das Letztere als Subjekt zum Einsatz kommen muss, dann handelt es sich dabei nicht mehr um die Gleichsetzung der beiden, sondern eher, sondern vielmehr um den höflichen Ausdruck. Das ist eben für das Japanische auch gültig.

Was aber gar diese Gleichsetzungsfunktion der Kopula anbelangt, so ähnelt das Neuchinesische noch viel mehr der indoeuropäischen Sprachfamilie als der beiden Nachbarsprachen. Die neuchinesische Kopula „Shi(是)“ befindet sich nämlich zwischen dem ersten Subjekt und dem letzten Prädikatsnomen. Aber sie konnte sich erst in der späteren Moderne durchsetzen. Im klassischen Chinesischen gab es gar keine recht eigentliche Kopula und erst recht nicht das „Shi“, sondern gerade das „Wei(爲)“ wurde als Kopula später abgeleitet eingesetzt, welches eigentlich „Tun“ heißt. Selbst wenn die neuchinesische Kopula „Shi“ genau so wie das deutsche Sein in der Mitte das Prädikatsnomen mit dem Subjekt verbindet, so bringt sie dennoch mit sich die feine Nuance, dass diese Aussage stimmt und gleichsam richtig ist, zumal sie bereits vor ihrem späteren Einsatz eigentlich als

Vollverb „stimmen“, „richtig sein“, „wahr sein“ bedeutet. Aus diesem sprachlichen Hintergrunde drückt der chinesische Kopulativsatz mit aus, dass dessen Sprecher ihn persönlich als richtig erachtet. Also ist es mit der Neutralität der Kopula damit schon vorbei.

Aus diesem einfachen intersprachlichen Vergleich ergibt sich ganz leicht, dass sie in der indoeuropäischen Sprachfamilie am besten für die neutrale Gleichsetzung des Prädikatsnomens mit dem Subjekt geeignet ist. Es muss dabei auch nicht vergessen werden, dass die Kopula darin einzigartig aus dem Vollverb Sein abgeleitet ist und ein breiter Umfang der alltäglichen Anwendung dadurch abgesichert ist. Solange das kopulative Sein das Prädikatsnomen auf das Subjekt bezieht, muss das Erstere entweder dem Wesen des Letzteren entsprechen oder ganz umgekehrt widersprechen. Damit sind die beiden Prinzipien der Logik schon gut gesichert. Der Satz von der Identität und zugleich der Satz vom Widerspruch sind durchaus in Acht zu nehmen. Das Entweder-Oder ist schon ausgeschlossen, was das wesentliche Verhältnis zwischen dem Prädikatsnomen und dem Subjekt angeht. Auf jeden Fall, mehr noch, um jeden Preis muss die subjektivische Identität und gleichsam Substantialität dabei vorausgesetzt werden. Ansonsten muss das kopulative Sein nicht bloß als Verbindungswort, sondern eben als *Gleichsetzungswort* sofort außer Kraft gesetzt werden.

Auf welche Art und Weise kann es seine grammatische Aufgabe weiter reibungslos erfüllen, selbst wenn sich das Subjekt launisch im wahrsten Sinn des Worts von Zeit zu Zeit verändert? Nur solange dieses wesentlich unverändert erhalten bleibt, da kann das Sein als Kopula erfolgreich, besser noch, ganz perfekt funktionieren. Eben dazu muss daran fest geglaubt werden, dass das Subjekt *unbedingt* seine Identität gerade im Sein bewahrt. Dass seine Identität eben deshalb ausgerechnet im Sein allein entdeckt werden muss, weil die Kopula daraus ganz direkt abgeleitet ist, das ist eine grammatische Dramatik par excellence! Sobald das Subjekt sein Sein nicht geltend zu machen im Stande ist, sofort, so fort muss seine Subjektivität und gleichsam Substantialität überhaupt aufgegeben werden. Dadurch hat das kopulative Sein dem Werden zu unterliegen. Denn, wenn sich das Subjekt ständig verändert, so sollte das kopulative Werden, um den Vorgang des Wechsels und zwar der Entwicklung darzustellen, am besten eingesetzt werden. Aber wie kann und könnte man doch mittels der Sprache solch einen langen Prozess begreifen? Das Werden lässt sich ja verständlicherweise beileibe nicht formulieren. Aus diesem notwendigen, lebensnotwendigen Grunde konnte auf das Sein durchaus nicht verzichtet werden, sondern vielmehr musste es unanfechtbar untermauert werden.

Aber wenn das Subjekt im Sein doch seine Einheit zu den unterschiedlichen Zeitpunkten weiter erhält, dann kann und muss das mittels des kopulativen Seins repräsentiert werden. Das ontologische Sein verbindet sich deshalb verbindlich mit

demselben kopulativen und gleichsam dem veritativen. Die beiden unterstützen sich nicht bloß grammatisch, sondern zugleich auch philosophisch gegenseitig. Das veritative Sein im Namen der Kopula lässt alles entweder als wahr oder als falsch beurteilen. Jegliche Frage nach dem Wesen mit dem Fragewort „Was“ muss in der Weise beantwortet werden, dass das kopulative bzw. veritative Sein im Mittelpunkt neutral, will sagen, objektiv das Prädikatsnomen mit dem Subjekt in Verbindung setzt. „Was ist denn das?“ ist nur in der Formulierung „das ist...“ allein *richtig* zu behandeln, gesetzt nämlich, dass dieses subjektivische Das weiter identisch bleibt. Nur so kann man dem Definitionsproblem reibungslos beikommen. Nur so kann man der Erkenntnistheorie einen sicheren Grund und Halt anbieten. Ansonsten ist die europäische Wahrheitsgeschichte nicht mehr erfolgreich zu schreiben. Was wäre denn überhaupt die Philosophie ohne die Entdeckung der Wahrheit? Ohne diese muss sie sich umbenennen lassen, weil sie ihren ursprünglichen Namen nicht mehr verdient. Aber das veritative Sein hat ihr doch die Ehre gerettet und das ontologische hat ihr alle Ehren gemacht. Die Epistemologie und die Ontologie insgleichen zeichnen in der eigenen, mehr noch, einzigartigen Art und Weise die europäische Philosophie überhaupt aus.

11. Die kausale Retrospektivität und die sittliche Respektivität

An dieser Stelle fassen wir doch mal die entscheidenden Gründe zusammen, weshalb denn eigentlich die Erkenntnistheorie und gleichsam die Wissenschaft in der indoeuropäischen Sprachfamilie hervorragenderweise vorangetrieben werden konnte und gar musste. Der Erkennende konnte sich insbesondere in der Neuzeit im Namen, im philosophischen Namen des Subjekts kennzeichnen lassen, welches sich von Anfang an ganz stark an der Erkenntnistheorie orientierte. Das sogenannte „Unterliegende“ wollte unbedingt seinen „Entgegengestellten“ wie ein Täter be-greifen, mehr noch, wie eine Anwältin vernehmen, um ihn zu verstehen, selbst noch, um ihn richtig verstehen zu können.

Die Vernunft kam dabei eben als Anwältin zum Einsatz, welche dem Subjekt sein Verständnisvermögen geschenkt hat. Um *intensiv* das angeklagte Objekt zu vernehmen, eben dazu hat sie das verbale Tempus vom Prädikat nicht nur unabhängig, sondern darüber hinaus dergestalt kategorisch gemacht, dass es für das erkennende Subjekt als die absolute Zeitlichkeit erhalten musste. Die Vernunft als Anwältin hat ihre eigene vergangene Geschichte als Täter, welcher, für immer über das effektive Mittel zu seiner erfolgreichen, mehr noch, souveränen Tatausführung nachdenkend, die Kausal-Interpretation treibt. Von daher weißt sie selbst recht gut, auf welche Art und Weise sie *intensiv* das Objekt gleich wie einen angeklagten Täter vernehmen sollte und es zur Anzeige bringen kann, damit das Urteil über ihn *begründet* im Attribut von „wahr oder falsch“

getroffen werden kann.

Die *kategorisierte* Zeitlichkeit kommt unentbehrlich der Vernunft zur Hilfe, um lückenlos die Anklageschrift zu verfassen. Ohne die *kategorische* Zeit wäre gar keine so recht eigentliche Anklageschrift zu formulieren, so dass das Subjekt als die vernünftige Anwältin mit der Begründung das *richtige* Urteil treffen kann. Allerdings hat dieses gar nicht bemerkt, dass das Sein nicht nur ontologisch in seiner eigenen überschreitenden Metaphysik, sondern zugleich auch veritativ in der anklageschriftlichen Erkenntnistheorie funktionstüchtig *wirkt*. Also hat vornehmlich die neuzeitliche Erkenntnistheorie in Europa dadurch ihren fulminanten Höhepunkt erreichen können, dass das subjektivische Ich zunächst als Täter und so dann als Anwältin mit der Kausalität, mit der kategorischen Zeit und nicht zuletzt mit dem veritativen Sein richtig das Objekt zu vernehmen in der Lage war.

In diesem Augenblick können wir ganz klar verstehen, unter welchem Aspekt, bzw. aus welcher Blickrichtung denn überhaupt die lange europäische Wahrheitsgeschichte und zwar die Philosophie hervorgehoben in den Vordergrund gerückt werden konnte. Damit kehren wir zur anfänglichen aspektuellen These zurück. Die Kausal-Interpretation ist für die Philosophie durchaus die allererfolgreichste und zugleich allerschärfste Waffe überhaupt gewesen, welche, wie schon ausgeführt, aus der Instrumentalität mit der primitiven, doch grundlegenden und tiefgreifenden Begriffspaarung „Mittel und Zweck“ stürmisch hervorgeströmt ist. Die Optik und gleichsam die Perspektive des subjektivischen Ichs als Täter richtet sich hauptsächlich nach hinten und zugleich wieder nach vorne. Sein Blick bewegt sich gerne in der horizontalen Linie mit der Kausalität und der Finalität. Die Erstere lässt sich mit dem aspektuellen Attributiv „retrospektiv“ kennzeichnen, während die Letztere mit dem „prospektiv“ zusammenzufassen ist. Die beiden Grundblickrichtungen, ja die entscheidenden Aspektualitäten können überraschenderweise oder selbstverständlicherweise in der Ontologie wie auch in der Epistemologie ohne Schwierigkeiten herauslokalisiert werden. Der retrospektive sowie prospektive Augen-Blick der Letzteren ist relativ leicht nachzuvollziehen, weil sich ihre mittel-mäßige Kausalität ganz direkterweise nach hinten mit der Ursache und doch indirekterweise nach vorne mit der Wirkung richtet.

Aber in welcher Art und Weise hat denn eigentlich das substanzielle Sein gerade mit den beiden Blickrichtungen zu tun? Es muss vom *Wesen* her bereits abgeschlossen sein, aber doch ununterbrochen bis jetzt nachwirken, zumal, wenn es nicht mehr wirkt, es dann mit der Realität gar nichts zu tun hat. Es muss bereits in die wirkliche Welt, ganz gleichviel, ob es vom Verstand intellektuell begriffen oder vom Glauben fromm angebetet werden kann, einbezogen sein. Ansonsten was für einen Sinn kann es doch für das *Dasein* machen? Muss das Sein sich nicht

unter allen Umständen und gleichsam unter allen Bedingungen auf das Dasein beziehen? Ansonsten kommt der Sinn sofort gleichwohl dem Ersteren als auch dem Letzteren völlig abhanden. Gerade der deutsche Begriff Wesen gibt uns ganz vorbildlich, ganz sinnbildlich zu verstehen, wie und wieso eigentlich die Ousia und die Essenz insgleichen für die richtige Ontologie zu wenig, gar zu wenig sind, wie und wieso das *Ge-wesen* und zwar das Wesen selbst die beiden vollkommen zu ersetzen hat. Aus diesem notwendigen und sinnverleihenden Grunde lässt sich das Sein eben mit dem perfektivischen Aspekt perfekt begreifen. Abgeschlossen, aber dennoch bis jetzt, mehr noch, in alle Ewigkeit hinaus weiterwirkend! Eben mit diesem perfektivischen Aspekt des Seins ist bereits die kausale Retrospektivität und finale Prospektivität auf einmal vollständig gedeckt.

An dieser Stelle gilt es endlich vergleichsweise zu veranschaulichen, aus welchem Grunde und Hintergrunde denn überhaupt die Erkenntnistheorie in den ostasiatischen Ländern im Unterschied zu den indoeuropäischen sprachfamiliären Mitgliedsländern intensiv nicht vorangetrieben werden konnte und musste. Es handelt sich hierbei natürlich um die Grade, bzw. Intensität der ostasiatischen Wissensgeschichte. Jede Sprache setzt nämlich schon für ihre Entstehung und Weiterentwicklung die Erkenntnis und gar Logik voraus. Es steht außer Zweifel, dass es die lange eigene Geschichte der Erkenntnistheorie in den ostasiatischen Ländern auch zu lesen gibt.

Also zunächst sollten wir vorsichtig in Augenschein nehmen, wie es mit den vier bedeutungsvollen Grundsteinen für den prachtvollen Aufbau der europäischen Erkenntnistheorie steht. Das Subjekt kommt in erster Linie in Betracht, weil es selbst als Hauptdarsteller anstachelnd die führende Rolle dafür gespielt hat. Insbesondere im Koreanischen und Japanischen wird das grammatische und gleichsam subjektivische Ich in dreifacher Hinsicht derartig regelrecht reguliert, zunächst dadurch, dass es üblicherweise aus dem Satz ausgelassen und gleichsam ausgeschlossen wird, und so dann dass es, wenn es zum Ausdruck, besser noch, zum Einsatz kommen sollte und gar muss, es dermaßen situationsgerecht und kontextmäßig moduliert werden muss, dass es entweder in der Normalform oder in der höflichen Sonderform angemessen mitzuteilen ist, und endlich noch dadurch, dass es ja im unmittelbaren Kontrast mit dem Wir zuguterletzt in Schranken gehalten wird, dass es *in der Öffentlichkeit* nicht demonstrativ, will sagen, egoistisch sein Gesicht zeigen darf, sondern vielmehr sich durchaus sittlich, ja *sprachsittlich* zu besinnen hat, eben weshalb es ansonsten, als überheblich, als anmaßend angesehen zu werden in Kauf nehmen muss. Das denkende Ich muss sich unter solchen grammatischen Bedingungen gezwungenermaßen in erster, allererster Linie als sittlich und gleichsam *sprachsittlich* begreifen. Dieses sittliche Ich und zwar *sprachsittliche* Ich hob sich in den ostasiatischen Ländern seit je her von dem erkennenden ab und konnte sich ganz souverän, ganz dominant weiter

behaupten, wobei das Erstere das Letztere relativierend im Zaum gehalten hat.

Was aber gar das grammatische Subjekt, das subjektivische Ich anbelangt, unterscheiden sich die indoeuropäische Sprachfamilie und die ostasiatischen Sprachen wesentlich voneinander. Aus diesem allerwichtigsten subjektivischen Hintergrunde konnte sich das denkende Ich in den ostasiatischen Ländern beileibe nicht, bei Leibe und Seele nicht in erster Linie erkenntnistheoretisch ein- und ausrichten. Das Objekt ist da überhaupt nicht zunächst für das *Be-greifen* und so dann für das Vernehmen und schließlich noch für das Verstehen neutral entgegengestellt. Die neuchinesische Grammatik nennt das Subjekt gerade Gastgeberwort(Zhuyu, 主语) und sein epistemologisches Gegenteil, nämlich das Objekt eben Gastwort(Binyu, 宾语). Zufälligerweise, aber doch ganz interessanterweise stellt diese grammatische Wortschöpfung beispielhaft, mehr noch, exemplarisch dar, wie menschlich, besser noch, wie *zwischenmenschlich* und wie sittlich es in den ostasiatischen Ländern zugeht. Wie sollte und könnte sich man doch unter diesen grammatischen Bezeichnungen sich rein erkenntnistheoretisch den *akkusativischen* Gegenstand vorstellen? Das Umgekehrte ist eben der Fall. Der betreffende Sprachnutzer wird dadurch zumindest unbewusst, oder sogar bewusst beeinflusst, so dass er sich zunächst und zuletzt die Welt des Objekts vermenschlichend *verhältnis-mäßig* nicht auf der erkenntnistheoretischen Ebene, sondern gerade auf der sittlichen anschauen sollte. Das Subjekt im doppelten Sinne sowie seine Substantialität waren in den ostasiatischen Ländern kaum herauszuentwickeln, geschweige denn, zu behaupten.

Das subjektivische Ich in der indoeuropäischen Sprachfamilie bedurfte für die Substantivierung und die Verobjektivierung der Welt der kategorisierten Zeit, welche sich auf dessen Forderung und Förderung insgleichen, vom Verbaltempus verselbständigt, verabsolutieren lassen konnte, die mit ihrem Aufsteigen für den Untergang des Verbalaspekts sorgte und mithin das Prädikat selbst als Zeitwort umbenennen lassen konnte. Wie schon im Detail erklärt, hat die Zeitlichkeit innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie sich aspektuell zu entwickeln angehoben. Aber wie verhält sich denn überhaupt die Zeit in den ostasiatischen Ländern? Das Prädikat bringt dort hauptsächlich und grundsätzlich die verschiedenen Verbalaspekte zum Ausdruck, es bringt freilich das Verbaltempus in sich mit, lässt dieses aber schwerlich merken. Die Zeitlichkeit wird in den ostasiatischen Sprachen, im Grunde genommen, mit dem zeitlichen Adverb verständlich mitgeteilt. Man vergegenwärtige sich den deutschen futurischen Ausdruck, welcher ohne das zuständige Hilfsverb Werden nur mit der zeitlichen Adverbialangabe zurechtkommt! Man könnte meinen, dass jener betroffene Sprachnutzer auch ungeachtet der unterschiedlichen grammatischen Ausdrucksmittel die Zeit verallgemeinert hat. In der Tat muss sofort zugegeben werden, dass er das Zeitbewusstsein hatte und es demgemäß verständlicherweise

zur Sprache gebracht hat. Aber darum geht es doch nicht. Es handelt sich gerade nur darum, in welcher Art und Weise sie überhaupt zunächst grammatikalisiert werden konnte, doch später ganz umgekehrt programmatisch auf den Sprachler Einfluss nimmt. Also kommt eben die *Intensität* der Zeitlichkeit in Frage.

Stellen wir in Bezug auf das Zeitbewusstsein einen alten Römer und einen alten Chinesen zusammen! Der Erstere musste sich einmal durch die härteste grammatische Übung der sogenannten „consequutio temporum“ temporalisieren und so dann konnte er unter der Führung der grammatischen Macht die Zeit gar nicht loswerden, selbst wenn er es mit allen Mitteln wiederholt versuchte. Wie kann man denn eigentlich so eine bei weitem strengste Sprachregel für die Einhaltung der ebenso relativen wie absoluten Zeitstufe alltäglich, selbst noch, augenblicklich weiter praktizieren, wenn man gleich an die Substantialität der Zeit überhaupt nicht glaubt und diese sogar resolut verneint? Wie könnte und sollte man lebenslänglich so ein absurdes Sprachspiel weitertreiben, es sei denn, dass man ganz prinzipiell glaubte, das Leben ist ein großartiges, aber doch absurdes Schauspiel? Der alte Römer hätte erst mit der Begnadigung Gottes vom ewigen Fluch der kategorischen Zeit befreit und gleichsam erlöst werden können und gar müssen. Er musste unter so einer grammatischen Bedingung gezwungenermaßen sehnsüchtig nach der Ewigkeit suchen.

Aber dagegen brauchte der alte Chinese nicht wirklich sich von den eisernen Zeitgittern zu befreien versuchen. Denn er nimmt ja die Zeit nur aspektuell in Anspruch, um lebhaft die Verbalhandlung zum Ausdruck, mehr noch, zur Geltung zu bringen. Er scheint bei Leibe nicht und bei Seele auch nicht zu wissen vom verhängnisvollen Bann vom „es war“ Nietzsches. Wie sollte er unter jener lockeren Zeitbedingung lechzend nach der Zeitlosigkeit, ja Ewigkeit Ausschau halten? So eine kategorisierte Zeit wie in der Moderne Europas war gar nicht wieder zu finden in der ostasiatischen Geschichte. Wie im Zusammenhang mit dem Mond ausgeführt, so wurde sie darin für regelmäßig kreisend gehalten. Mit diesen beiden Bedingungen ist die Möglichkeit anscheinend für die kategorische Zeitlichkeit ausgeschlossen gewesen. Noch davon völlig abgesehen, konnte die Zeit in der ostasiatischen Vergangenheit für die Erkenntnis, weniger noch, für die Weisheitslehre kaum einmal als Kategorie eingesetzt werden. Sie bezieht sich in der europäischen Philosophiegeschichte unmittelbar auf die Identität des Seienden. Das Sein wirkt für immer in der Zeitlinie und zugleich über die Zeitstufe hinaus. Aus diesem Grunde ist es die große Befreiung von der Zeitlichkeit. Aber nicht bloß ontologisch, sondern zugleich auch veritativ ist die absolute Zeit als Hilfsmittel unentbehrlich, weil sie dem Betrachter die Einheit im doppelten Sinne erst ermöglicht. Von daher ist sie für das objektive Begreifen voller Bedeutung. Ebenso wenig wie das grammatische Subjekt konnte das grammatische Tempus in den ostasiatischen Ländern eingesetzt werden für die Substantivierung und zwar

die Verifizierung des Objekts.

An dieser Stelle nehmen wir den dritten Grundstein für die europäische Erkenntnistheorie, nämlich die Kausal-Interpretation unter die Lupe! Das Wesen der Vernunft liegt in ihrer hervorragenden Begründungsfähigkeit des Urteils. Das subjektivische Ich und gleichsam das täterische Ich wirkt substanziell als Ursache zu seiner Tat überhaupt. Aus diesem Hintergrunde mussten die festen grammatischen Rahmenbedingungen in der indoeuropäischen Sprachfamilie bereits zur Verfügung gestellt werden für die Untermauerung des Ichs zunächst als Täter und dann gleich als Anwältin. Wir haben es schon gemeinsam zur Kenntnis genommen, wie spektrumreich, wie aspektvollgeladen die Instrumentalität darin verfeinert weiter herausgrammatikalisiert werden konnte. Dabei spielten beispielsweise und insbesondere der *modus verbi* Konjunktiv und das verbale Tempus Perfekt unscheinbar, doch alltäglich tiefgreifend eine unterstützende Rolle für die subjektivische Kausalität, welche jedoch, wie Nietzsche mit Recht behauptet, so sicherlich vom grammatischen Nexus des Subjekts mit dem Prädikat ganz stark beeinflusst und angekurbelt werden konnte.

Das Fragewort Warum hat vornehmlich in der europäischen erkenntnistheoretischen Geschichte initiativ die Führungsrolle übernommen. Aber dieses Warum stand in den ostasiatischen Sprachen überhaupt nicht im Vordergrund. Während die erfolgreichste Trinität zwischen dem Subjekt, dem Tempus und nicht zuletzt der Kausalität in der Moderne Europas im Bereich der Erkenntnistheorie aufblühte, so war sie dagegen in den ostasiatischen Ländern überhaupt nicht herauszubilden. Natürlich wird die Kausalität seit je her in den ostasiatischen Sprachen zur Grammatik gebracht. Aber das Ausmaß und zugleich die Intensität der ostasiatischen kausalen Konstruktion sind doch nicht zu vergleichen mit denen der indoeuropäischen sprachfamiliären. Ebenso wenig wie das Subjekt und das Tempus wurde sie in den ostasiatischen Ländern hervorgehoben in den Mittelpunkt gerichtet.

Berücksichtigt vorerst, dass das Prädikat dort das Schwergewicht über die gesamte Grammatik weiter souverän hält, ferner, dass selbst das Adjektiv nicht dem substantivischen Nomen, sondern eben dem Verb zugerechnet wird und endlich noch, dass das Adverb namentlich mit der einzigartig höchstentwickelten Handlungsmalerei und Lautmalerei eine ausgesprochen bedeutungsvolle Rolle für seine Verstärkung spielt, so können wir mit Recht sagen, dass überhaupt nicht das kausale Warum und gleichsam Wieso, sondern gerade das aspektuelle Wie und Wie-So grundlegend für die Grammatik und das Verstehen insgleichen waren. Der aspektuelle Gedanke konnte und musste da hauptsächlich vorangetrieben werden, wohingegen die Möglichkeit für die Substantialität, sei es in ontologischer oder epistemologischer Hinsicht, beinahe ausgeschlossen war.

Nun nehmen wir den vierten Grundstein und zwar das Verb Sein unter die

Lupe! Es hat in der indoeuropäischen Sprachfamilie, wie bereits ausführlich behandelt, nicht nur für die Ontologie allein, sondern zugleich auch für die Epistemologie einen unsäglichen Beitrag geleistet. Insbesondere das kopulative Sein hat, das Prädikatsnomen mit dem Subjekt identifizierend, die betreffende Aussage verifizieren lassen. Es hat ganz direkterweise den Ausschlag für die Definition des Seienden gegeben, wobei es ja die Formulierung des Wesens einleitet. Überdies waren die Grundsätze der Logik einfach aus dem Verhältnis zwischen dem Sein und der Negation Nicht abzuleiten.

Aber in den ostasiatischen Ländern konnte sich die Kopula erst ganz später herausentwickeln lassen und hatte gar keinen direkten Bezug auf das Verb, welches „existieren“, „es gibt“ bedeutet. Außerdem ist sie im Koreanischen durchaus kein selbstständiges Vollverb, sondern nur ein sogenanntes „inkomplettes Verb“. Die Doppelfunktion des ebenso philosophischen wie grammatischen Seins ist nur für die indoeuropäische Sprachfamilie allein eigentümlich und gleichsam charakteristisch. Wie in der Einleitung kurz angedeutet, konnte die Logik in den ostasiatischen Ländern aus eigener Kraft leider nicht zu Stande kommen. Aber dies versteht sich schon von selbst, berücksichtigt, dass die Kopula dort relativ später und doch nicht intensiv in die Grammatik einprogrammiert werden konnte. Es muss noch einmal herausgestrichen werden, dass das indoeuropäische sprachfamiliäre Verb Sein, sei es als Vollverb, sei es als Kopula, ganz unmittelbar mit der Negation einen wesentlichen Gegensatz bildet. Eben unter diesen grammatischen Bedingungen konnte gleichwohl der Satz von der Identität als auch der Satz vom Widerspruch ganz leicht zur Formulierung gebracht werden eben von dem metaphysischen Vorreiter Aristoteles. Das kopulative und gleichsam veritative Sein hat mit dem Wesensfragewort Was dem subjektivischen Ich mit dem Warum im Namen der Kausalität entscheidenderweise verholfen zur festen Grundlegung der Erkenntnistheorie und zwar der Wissenschaft. Dass diese vier Grundsteine, nämlich das Subjekt, das Tempus, das Sein und die Kausalität in der Moderne Europas nicht bloß voneinander getrennt einzeln und vereinzelt, sondern ganz umgekehrt in einer bei weitem engsten harmonischen Kombination zusammenwirken konnten und in der Tat zusammengewirkt haben, eben das ist der geheimnisvolle, doch schon offensichtliche Hintergrund, wie und wie so denn überhaupt die Erkenntnistheorie da notwendigerweise ganz prächtig, mehr noch, ganz mächtig ihren Zenit erreichen konnte.

Aber die vier grundlegenden Elemente waren in den ostasiatischen Ländern verhältnismäßig eingeschränkt entwickelt. Und wie konnte so eine besondere, erfolgreiche Zusammensetzung wie in der indoeuropäischen Sprachfamilie darin zu Stande gebracht werden, obwohl das betreffende Einzelelement selbst nicht vollständig genug, nicht selbstständig genug war? Aus diesem direkten Vergleich ergibt sich sehr anschaulich, warum denn überhaupt die Erkenntnistheorie in der

Moderne Europas gezwungenermaßen erfolgreich vorangetrieben werden konnte und zugleich warum sie doch dagegen in den ostasiatischen Ländern relativ gehemmt bleiben musste. Aber ist damit die Erklärung der letzteren Frage definitiv getan? Vielleicht gab es da noch etwas Verborgenes, das darin doch im Zusammenhang mit der Einschränkung des Wissens überaus einflussreich war? Die vier entscheidenden Grundsteine sind nämlich sicherlich gar kein direkter interner Faktor für die ostasiatischen Länder. Wo können wir denn eigentlich den Ariadnefaden dazu auffinden?

Im Hinblick auf die positive, eigentümliche Herausphilosophierung des Nichts und des Werdens wurde schon kurz angedeutet, dass der Taoismus und der Buddhismus insgleichen ungeachtet des starken Drucks des Konfuzianismus eine ungemein wichtige Rolle für die ostasiatische Weisheitslehre überhaupt gespielt haben. Zur objektiven Erkenntnis muss zumindest die Realität, aber doch bestenfalls die Substantialität des Seienden vorausgesetzt werden, welche ganz bestimmt seine Identität verbürgt. Aber leider wurden gleichwohl die Ersteren als auch die Letzteren von den beiden Weisheitssuchenden nicht bloß nicht anerkannt, sondern resolut, will sagen, ganz kategorisch verneint. Die Sprache kann deshalb beileibe keinerlei Wesen des Seienden zum Ausdruck bringen. Sie deutet nur darauf hin. Sie ist für die beiden nichts mehr als ein Symbol. Wie konnte sich die Erkenntnistheorie unter so einer taoistischen sowie buddhistischen Einstellung entfalten, geschweige denn, prachtvoll aufbauen?

Aber auf welche Art und Weise hat denn überhaupt der Konfuzianismus im Zusammenhang mit der ostasiatischen Wissensgeschichte gewirkt? Die Antwort darauf ist äußerst aufschlussreich, zumal er fast immer im Mittelpunkt der realen Geschichte als Gleichgewicht über das ganze System der ostasiatischen Länder funktionierte. Er unterscheidet sich dergestalt wesentlich von jenen beiden Weisheitslehren, was gar wirklich die Gesellschaft, die Kultur und nicht zuletzt die Politik anbetrifft, dass sie miteinander nicht einmal versöhnt werden können. Aber was ist denn eigentlich die konfuzianistische Grundeinstellung zum Wissen? Welche Rolle spielt die Erkenntnis beim Konfuzianisten? Zunächst ist darauf zurückzugreifen, dass er genau so wie der Taoist und der Buddhist keine Substantialität der Welt verfehlet. Schon damit ist die Vorbedingung zur effektiven, erfolgreichen Erkenntnis abgetan. Aber das ist gar kein wesentlicher Grund, warum überhaupt das Wissen selbst beim Konfuzianismus auf jeden Fall eingeschränkt reguliert werden musste.

Was hat denn eigentlich dabei der Erkenntnistheorie den Hemmschuh angezogen? Seine Hauptlehre, seine einflussreichste Hauptlehre bezieht sich nicht auf das Wissen, sondern eben auf die Sittlichkeit, *vermöge* derer alles von der Familie über die Gesellschaft und den Staat bis hin zur Welt recht *gut* reguliert werden sollte. Was wäre denn der Konfuzianismus überhaupt ohne die Sittenlehre?

Ohne sie hätte er gar keine Chance, in der Geschichte als dominante Weisheitslehre eingesetzt zu werden, gehabt. Um prägnant die Rolle des Wissens beim Konfuzianismus zu veranschaulichen, dazu nehmen wir die sittliche Grundlehre Mengzis als Beispiel, der ja der allergrößter Nachfolger Konfuzius' war und welcher den Neokonfuzianismus ganz stark beeinflusst hat. Das „Ren(仁)“ steht im Zentrum der Sittenlehre des Konfuzianismus sowie des Neokonfuzianismus. Das ist natürlich für Konfuzius und Mengzi insgleichen gültig. Mengzi erklärte einmal die sogenannte „Rede von den vier Anzeichen(四端說)“, mit denen er die vier bedeutungsvollsten Kernbegriffe des Konfuzianismus illustrieren wollte. Da kommt gerade das Wissen im Namen des „Jhis(知)“ als das allerletzte und zwar als viertes zur Sprache. Die drei ranghöchsten Begriffe heißen „Ren(仁)“, „Yi(義)“ und „Li(禮)“. Diese beziehen sich allesamt ganz direkt auf die Sittlichkeit. Das kann schon einem Fremden eindeutig besagen, dass die Sitte und das Angemessen-Gesittet-Werden-Sollen grundlegend für den Konfuzianismus überhaupt sind. In dieser konfuzianistischen Rahmenbedingung ist es gar nicht einfach, dass das denkende Ich ohne Rücksicht auf die sittlich angemessene Zwischenmenschlichkeit nur erkenntnistheoretisch und gleichsam neutral das Seiende betrachtet und beschreibt. Denn es hat ja unbedingt die Sitte zu üben. Ansonsten könne es bei Leibe nicht und bei Seele auch nicht menschlich, ja kulturell werden.

Das bloße Wissen ist eben darum gefährlich, sehr gefährlich, weil es plötzlich dem denkenden Ich die Neigung, die Zuneigung zur Sittlichkeit entziehen kann. Es muss durchaus in Schranken gesetzt werden, damit das sittliche Ich nicht mehr vom verführerischen Wissen entführt wird. Das Wissen muss von der Sittlichkeit herausgefiltert werden. Nicht innerhalb der Vernunft, sondern eben innerhalb der Sitte darf die Erkenntnis und zugleich die Erkenntnistheorie mit Recht gefordert und gefördert werden. Aus diesem Gedanken steht ganz fest, dass das denkende, bzw. erkennende Ich gerade dem sittlichen unterlegen sein soll. Dieses Verhältnis zwischen der Sittlichkeit und dem Wissen findet seinen Niederschlag am besten im neokonfuzianistischen Ausdruck „Jhixingyizhi(知行一致)“, der ja ganz buchstäblich „das Übereinstimmen des Wissens mit der Handlung“ bedeutet. Die Wurzel des überwuchernden Wissens muss vom konfuzianistisch gesitteten Schneider abgeschnitten werden. In der Tat kann dieses das Leben ganz buchstäblich *zer-malen*. Das wissen wir doch schon recht gut.

Während der alte europäische Philosoph ontologisch und zugleich epistemologisch die Welt neutralisiert hat, so hat sie der alte Konfuzianist dagegen sittlich ausgemalt. Selbst die Welt sei nämlich gut und gut gesittet. Einerseits, weil der Taoismus und der Buddhismus mit der engagierten Anfechtung der Realität des Seienden den Boden und zwar Nährboden für die Erkenntnistheorie weggespült

haben, andererseits, weil ihr der Konfuzianismus mit seiner bei weitem strengsten sittlichen Lehre kategorisch Einhalt geboten hat, eben aus diesen beiden internen, ja bodenständigen Gründen konnte die Epistemologie in China überhaupt nicht zügellos angestachelt werden. Berücksichtigt, dass der Konfuzianismus in der ostasiatischen Geschichte am direktesten und am meisten Einfluss ausgeübt hat, so ist er dafür von großer Bedeutung, warum denn eigentlich das Wissen da eingeschränkt und mithin gehemmt hat bleiben müssen. Es ergibt sich daraus am unmissverständlichsten und am unzweideutigsten, dass die ostasiatische Kultur den größten Wert auf die Sittlichkeit gelegt hat und das sittliche Ich konsequenterweise das denkende und gleichsam erkennende Ich im Zaum zu halten im Stande war.

An dieser Stelle können wir natürlich noch einmal betrachten, warum überhaupt die Erkenntnistheorie in der Moderne Europas seinen Höhepunkt erreichen konnte und gar musste. Die vier positiven und direkten Gründe sind bereits im Detail ausgeführt. Aber ein unsichtbarer, negativer und indirekter Hintergrund dazu wurde noch nicht konstatiert. Es ist doch indessen ganz klar, dass das Christentum ganz anders als der Konfuzianismus in den ostasiatischen Ländern als Hemmschuh gegen das moderne farbenprächtige Aufblühen der Erkenntnistheorie seine Funktion gar nicht richtig erfüllen konnte und somit verständlicherweise nach und nach zu Grunde gehen musste. Es fehlte da glücklicherweise am furchtbaren Gegenwind gegen sie anders als im Konfuzianismus, welcher sie im markanten Unterschied zum Christentum weiter streng in Schranken zu halten in der Lage war. Die Vernunft ist in der Moderne mit dem subjektivistischen Ich als Sein aufgegangen und der Glaube und zwar das Christentum ganz umgekehrt untergegangen. Aber das versteht sich doch aus dem Hintergrunde von selbst, dass sie und er, im Grunde genommen, sich ausschließen.

Nun setzen wir doch endlich mal das sittliche Ich in den ostasiatischen Ländern mit dem aspektuellen Attributiv in Verbindung! Seine Optik, seine Perspektive ist hauptsächlich auf die vertikale Linie mit dem Respektiv und dem Despektiv ausgerichtet. Um das Erstere dreht sich das sittliche Ich, besser noch, es *handelt* sich um das Erstere. Einesteils, dass man sich höflich herabsetzen kann und sollte, anderenteils, dass man seine unmittelbare Bezugsperson in der konkreten Situation respektieren kann und sollte, diese beiden Sittlichkeiten erfüllen gleichwohl das Koreanische als auch das Japanische auf einmal. Das Erstere kann mit dem aspektuellen Attributiv „Despektiv“ in diesem Sinne zusammengefasst werden, dass man nicht wie üblich verachtend herabblickt, sondern höflich seinen Blick nach unten richtet, wohingegen sich das Letztere selbstverständlich mit dem „Respektiv“ begreifen lässt. Das sittliche Ich bildet einen direkten aspektuellen Kontrast mit dem subjektivistischen, zumal das Erstere in der respektivorientierten senkrechten Linie, aber das Letztere im

Gegenteil in der kausalinteressierten waagerechten seine jeweilige Perspektive intensiviert. Diese Kausalität in der indoeuropäischen Sprachfamilie verkörpert eben die Vernunft mit ihrer anwältischen Begründungsfähigkeit.

Aber was bezeichnet denn überhaupt jene Respektivität in den ostasiatischen Ländern? Dafür steht bereits das einzige optimale Wort zur Verfügung. „Das Xin(心, 마음)“ bringt das sittliche Ich zur Geltung, welches ja eigentlich ganz direkt das Herz bedeutet und dann im übertragenen Sinne für die allgemeine Tätigkeit des Geistes, insbesondere für die sittliche Handlung angewendet wird. Allerdings muss dabei auch erwähnt werden, dass es zuguterletzt über die sittlich-gesellschaftliche Handlung hinwegläuft und auf sich zurückkehrt, seinen eigenen Weg weitergeht, ferner dass es nicht bloß philosophisch, sondern eher alltäglich ausgesprochen in Umlauf ist. Wie in der Einleitung kurz erklärt, geht die Sittlichkeit untrennbar gemeinsam mit der Erkenntnis Hand in Hand. Und solange wir die Sprache sprechen, können wir nie die Erstere oder die Letztere loswerden, eben weil sie erst auf dem Grund und Boden der beiden hat herauswachsen können. Dennoch entwickelte sich jede Sprache in ihrer einzigartigen Art und Weise nach dem führerischen, mehr noch, verführerischen Aspekt. Eben mit dieser dominanten sowie fulminanten Aspektualisierung weist sie ihre unübersehbare Besonderheit auf, womit sie sich unterscheiden und gleichsam auszeichnen lässt. Nur aus diesem Zusammenhang allein kann meine aspektuelle Ausdifferenzierung zwischen dem subjektivistischen Ich in der indoeuropäischen Sprachfamilie und dem sittlichen Ich in den ostasiatischen Sprachen mit den vier Attributiven ihre Bedeutung gewinnen.

Schlussrede

**Dank der Sprache, zum ausgesprochen-
ausgezeichneten *Intel-lekt* im *Kon-text* hin!**

Die Sprache hat anscheinend direkterweise beileibe nichts mit der Sittlichkeit zu tun. Aber sie konnte sich jedoch erst mit einer bestimmten Wertlegung des Sprachbildners herauszuentwickeln anfangen. Der deutsche Ausdruck Sprache stammt aus dem Verb „Sprechen“. Diese Ableitung gibt uns ganz leicht zu verstehen, wie untrennbar er eigentlich mit der verbalen Äußerung verbunden ist. Das ist nicht nur für das Deutsche der Fall. Man stelle sich doch einmal die lateinische *lingua* oder die altgriechische *phone* vor! Wir sind überhaupt nicht genau nachzurechnen in der Lage, wie lange sich die Menschheit ohne die Schrift nur mündlich verständigen musste.

Aber noch davon völlig abgesehen, steht indessen außer Zweifel, dass die gesprochene Sprache ohnehin der geschriebenen vorausgegangen ist. Nicht bloß da, wo die Welt entweder einfach mündlich angesprochen wurde oder die Dinge und Szenen malerisch wunderschön abgebildet wurden, sondern eben da, wo dem Abgebildeten und gleichsam Abgezeichneten gleichwohl der zuständige Lautwert als auch die zugehörige Bedeutung verliehen, willkürlich, aber doch vereinbart verliehen werden konnten, dabei hat die Wertlegung des Sprachbildners eine entscheidende Rolle für die feste Grundlegung der Sprache gespielt, welche doch mit der Zeit ins Vergessen geraten ist, deren wir mithin als Spätere schwerlich innwerden können.

Jeder Laut für die phonetische Angabe über die Aussprache ist eben der *Lautwert*, genau so wie diese deutsche Wortschöpfung „Lautwert“ hervorragenderweise darstellt, zumal er, auf der gemeinsamen Überzeugung und vollständigen Einigung einer Bevölkerung basiert, zuguterletzt vollbracht werden konnte und darüber hinaus ganz *wertvoll* die geschriebenen Wörter erst lesen ließ. Die Konventionalität der Sprache hat bereits mit der systematischen Phonetisierung angefangen. Ohne den festen Glauben an die notwendige Übereinstimmung zwischen dem Geschriebenen und dem Gesprochenen konnte sich gar keine Lautsprache weiterentwickeln. Dieser ebenso lebensklärende wie lebensnotwendige Glaube, dass jeder Buchstabe seinem eigenen Lautwert ganz genau entspricht, ferner dass die einen mit den anderen einen markanten Lautkontrast bilden, ermöglichte und zwar verwirklichte die historische Entstehung des europäischen Alphabets, welche bahnbrechenderweise seinen Nutzer zum logischen und begrifflichen Gedanken angespornt hat.

Die alphabetische Lautwertlegung war mehr als eine Revolution. Eben damit ist die „*Sittlichkeit der Sprache*“ ganz systematisch, so unbemerkbar sie sonst auch sein mag, in die betreffenden Länder eingeführt, die nunmehr nicht bloß instrumental die Sprache dienen, sondern vielmehr den Sprachler instrumentalisieren ließ. Selbst wenn es uns kaum ins Bewusstsein tritt, so hat es trotzdem für den ersten Gedankenraum gesorgt, dass die Realität und gleichsam die Substantialität des Seienden existieren muss und sie vermitteltst der Sprache,

mehr noch, vermöge der Sprache vollkommen repräsentiert werden kann. Wie sollte man damit ausgerechnet das Nicht-Wirkliche gerade als das Wirkliche zum Ausdruck bringen? Der Sprachbildner konnte sich kaum einmal vorstellen, dass es gar keine substantielle Existenz gibt und zugleich dass er mit der Sprache nur die Dinge bezeichnet, berücksichtigt, wie lange, wie angestrengt er von Generation zu Generation daran arbeiten musste. Wozu wurde denn eigentlich solch ein wertvolles Lautwertsystem wie das Alphabet schließlich zu Stande gebracht? Es musste sich gegen jeden Zweifel wehren können und einwandfrei geglaubt werden, damit die Sprache weiter dergestalt taktvoll funktionieren kann, dass sie der betroffene Sprachler voller Überzeugung anwenden muss. Die Weichen gleichwohl für die „*Sittlichkeit der Sprache*“ als auch für die Substantialität des Seienden wurden in der indoeuropäischen Sprachfamilie erst mit dem Alphabet grundlegend und doch nachhaltig sicher gestellt, obwohl es der betreffende Sprachler indessen völlig vergessen hat.

Die Sprache beginnt ganz bestimmt mit der Aussprache. Richtig aussprechen zu können, das ist der erste Schritt zu ihrem Erlernen. „Am Anfang war das Wort“. Bis dahin stimmt es völlig. Aber Neben dem Wort war nicht Gott, sondern gerade der *En-fant*, welcher freilich, wie sein Name selbst eindeutig mitteilt, gar nicht zu sprechen vermag, aber der dennoch einzigartig den Anfang des Daseins kennzeichnet. Dieses anfängliche Wort muss durchaus *ausgesprochen* erfolgreich artikuliert werden, damit sich der *En-fant*, seinen Anfang abschließend, auf das sprachspielerische Dasein vorbereiten kann. Unser niedlicher Krabbelkrause als *En-fant* hatte schon lange seine Brabbelei zu treiben. Aber wo er nicht mehr krabbelt, nicht mehr brabbelt, sondern letztendlich seiner Mutter die Worte nachspricht, eben da hört sein Anfang und gleichsam sein anfänglicher *En-fant* auf, weil er nach langen Anstrengungen wunderbar das Wort ganz buchstäblich in den Mund genommen und dadurch seinem entantlichen Anfang ein Ende gesetzt hat.

Aber seine entantliche Sprachlosigkeit ist damit definitiv vorbei. Er kann, besser noch, er darf in seinem späteren Dasein nie wieder zu so einem positiven entantlichen Nicht-Sprechen-Können zurückkehren. Es war in der Tat einmalig! Mit seinem gekonnten Nachsprechen des Ausgesprochen hat er völlig ungewollt, aber doch unwiderruflich definitiv der Natur den Rücken gekehrt, wobei er ja insgeheim - weil sowohl er selbst als auch die Eltern dies voller Freude gar nicht zu bemerken im Stande waren - in die Kultur eingeweiht wurde. Mit dem alltäglichen Wiederholen und Aneignen der Worte ebnet er weiter unbewusst, doch zielsicher seinen Weg zur schriftlichen Welt. Mit dem Lernen und gleichsam Erlernen des Schriftzeichens muss er es sich endlich zu Bewusstsein bringen, dass er, um die Sprache weiter zu sprechen, die Grammatik zunächst in Acht nehmen und so dann sich *ein-verleiben* muss. Via seine direkte Beschäftigung damit ist er der „*Sittlichkeit der Sprache*“ ausgesetzt, welche er lebenslänglich zu befolgen

hat. Er darf sie durchaus nicht ignorieren, solange er spricht und zugleich schreibt.

Die Grammatik ist, um es mit den Ostasiaten zu sagen, das Gesetz für die Schriftlichkeit überhaupt (das Munbeop, 문법, 文法). Sie ist die höchste Gesetzlichkeit schlechthin, da sie, wenn gleich in der Verfassung ungeschrieben, doch täglich, mehr noch, augenblicklich beachtet angewendet wird, ferner deshalb, weil, wenn sie einer willkürlich, es sei denn dass er es absichtlich zu einem bestimmten Zweck täte, verletzt, dann auch seine Würde verletzen lassen muss. Er wird nämlich undank seines Bruchs der Sprachregel als ungebildet und gar als barbarisch angesehen. Nicht bloß aus jenem Zusammenhang, dass die Sprache mit der Wertlegung des alten, uralten Sprachbildners entstanden ist, sondern zugleich aus diesem Sinne, dass der Sprachler, sei es semantisch oder syntaktisch oder pragmatisch, die Grammatik zu beachten, sittlicher noch, zu *respektieren* hat, hat er sittlich und gleichsam sprachsittlich sein Dasein zu führen. Gar kein einziges Wort, gar keine einzige syntaktische Zusammenstellung ist wertfrei und neutral, weil sie durchaus den Aspekt, welcher von den früheren Sprachbildner und Sprachnutzer insgleichen für die komplexe Ausgestaltung der Sprache lebenswichtig angesetzt wurde, mit sich bringen. Selbst die sogenannte „objektive Darstellung“ ist überhaupt nicht wertfrei. Sie setzt nämlich notwendigerweise das Subjekt als Betrachter voraus. Aber diese markante Unterscheidung zwischen dem Subjekt und dem Objekt ist, wie schon im Detail ausgeführt, erst in der Moderne unter dem dominanten Einfluss des weitaus intensivierten Ichs als Sein geltend gemacht worden. Wir können natürlich mittels der Sprache Sachverhalte verifizieren lassen. Aber wenn man sie im Namen der Wahrheit nur für den veritativen Zweck allein einsetzen und ihre vielfältigen Aufgaben nichtig machen wollte, so vergreift man sich gleich über ihr Wesen. Denn die Sprache ist ja zu Stande gekommen, überhaupt nicht um in erster Linie die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden. Sie stellt sich ganz gleichgültig gegen jeden Sprachler zur Verfügung. Sie wird jedoch ganz unterschiedlich angewendet und gar eingesetzt. Das ist bereits eine phänomenale Erscheinung schlechthin. Kein anderes Instrumentarium wird nämlich so vielfältig verwendet wie die Sprache. Sie ist ganz und gar nicht auszuschöpfen.

Aber was gar den hervorgehoben höchstentwickelten Aspekt in einer bestimmten Sprachfamilie, welcher darin in einer eigentümlicher Art und Weise instrumentalisiert zum Einsatz kommt, anbelangt, so können wir in der indoeuropäischen Sprachfamilie *die retrospektive Kausalität* und in den ostasiatischen Sprachen *die respektive Sittlichkeit* als gutes Beispiel nehmen. Aus welchem Grunde und Hintergrunde die beiden unterschiedlichen Aspekte dermaßen einzigartig intensiviert werden konnten und mussten, dass sie in einer anderen Sprachfamilie kaum möglich sind, das haben wir bereits ausführlich in Augenschein genommen. Das subjektivische Ich hat in der indoeuropäischen

Sprachfamilie vornehmlich in der Moderne seinen aufblühenden Höhepunkt erreicht, wobei es auf die Kausal-Interpretation hin die Erkenntnistheorie an die Spitze zu treiben vermochte. Aber dieses wirkende Ich als Sein hat sich nicht bloß epistemologisch, sondern zugleich auch ontologisch eingerichtet dank der verführerischen Doppelfunktion des einzigartigen Verbs Seins. Seine effektvolle sowie erfolgreiche Kausal-Interpretation verkörperte sich im Begriff der Vernunft, welche ja nicht mehr als Täter, sondern lieber als Anwältin zunächst vernimmt und so dann begründet und endlich noch urteilt. Das subjektivische Ich hat sie herrlich gekrönt, das nach der festen Grundlegung der Erkenntnistheorie und gleichsam der Wissenschaft suchte und das doch seit der Antike unaufhaltsam mehr oder weniger vorangetrieben werden konnte.

Im markanten Kontrast zu *der retrospektiven Kausalität* als Kernpunkt des betrachtenden Ichs in der indoeuropäischen Sprachfamilie konnte *die respektive Sittlichkeit* in den ostasiatischen Ländern als Hauptaspekt des handelnden Ichs einzigartig akzentuiert aufgetürmt werden. Das sittliche Ich hat den allersichersten Halt gefunden namentlich im Koreanischen und Japanischen insgleichen, wo die Höflichkeitsrede auf dem allerhöchsten Niveau so gründlich, so intensiv herausentwickelt ist, dass selbst das bloße Ich eigens als das sich höflich herablassende Ich, beispielsweise als das koreanische „Jeo“ und als das japanische „Watakusi“ unentbehrlich in die Grammatik einprogrammiert werden musste, ferner dass sich nicht nur das Subjekt allein sondern zugleich auch das Objekt und Prädikat notwendigerweise höflich ausformen lassen mussten und dann in der einmaligen Kombination mit auszudrücken waren. Dieses ungleich strenger gesittete Ich wurde insbesondere unter dem ganz tiefgreifenden Einfluss des Konfuzianismus noch weiter intensiviert. Das Xin(心), das ja eigentlich das Herz bedeutet und das ferner gleichwohl alltäglich als auch philosophisch von großer Bedeutung ist, bringt ganz zutreffend *die respektive Sittlichkeit* in den ostasiatischen Sprachen zum Ausdruck. Das subjektivische Ich und sein Kernaspekt, *die retrospektive Kausalität*, unterscheiden sich ganz wesentlich vom sittlichen Ich und von *seiner respektiven Sittlichkeit*. Aber die beiden konnten ungeachtet des aspektuellen wesentlichen Unterschieds aus diesem Grunde vollbracht werden, dass sie der jeweilige Sprachler als lebenserklärend, mehr noch, als lebensverklärend angesehen und in der eigenständigsten Art und Weise als grammatische Rahmenbedingungen ganz fest etabliert hat. Aus seinen eigenen dringenden Lebensbedürfnissen konnte einerseits die Epistemologie und doch andererseits die Sitte mit Fug und Recht in den Mittelpunkt gerichtet werden. Insofern ist ganz klar, dass wir ohne diese beiden lebensnotwendigsten Errungenschaften überhaupt nicht mehr zurechtkommen können. Sowohl die Sittlichkeit als auch die Erkenntnistheorie sind für das Dasein auf dieser Erde durchaus weiter anzuerkennen.

Aber wo liegt das Problem in Bezug auf das subjektivische und das sittliche Ich? Wo die Erkenntnis und zugleich die Sitte erst in der alten Zivilisation mit äußerst großen Anstrengungen zur festen Etablierung ganz buchstäblich erkämpft werden mussten, eben da haben die beiden in der Hauptsache als lebensfördernd gedient. Aber mit der ganz festgeschriebenen Grammatik haben sie bereits angefangen, sich als Begriff und als Tugend zu behaupten. Der epistemologische Begriff und die sittliche Tugend wurden dabei nicht nur einfach behauptet, sondern darüber hinaus als Wahrheit verfochten gegen jeden Zweifel und gegen jede beliebige Verletzung. Sie dienten nicht mehr als bloßes Mittel zur Lebensförderung, sondern ließen den betroffenen Sprachler dienen. Die Wahrheit, sei es die epistemologische oder die sittliche, muss durchaus angebetet werden. Eben damit ist die lange dogmatische Verabsolutierung bestimmter Werte sowohl in den ostasiatischen Ländern als auch in der indoeuropäischen Sprachfamilie eingeleitet. Das subjektivische Ich soll sich für die unkritisierbare Wahrheit, ganz gleichviel, ob für das ontologische Sein oder für christlichen Gott oder für die nackte Tatsache, aufopfern, wohingegen sich das sittliche Ich für die wahre Verkörperung des menschlichen Werts vollständig hingeben soll. Ich soll für die Wahrheit leben. Aber sie dient mir leider überhaupt nicht zum Dasein. Im ganzen Gegenteil muss mein Dasein ihr dienen, selbst noch, frönen.

Das sittliche Ich in den ostasiatischen Sprachen setzt anscheinend gar keine Substantialität des Handelnden voraus. Aber dieser Eindruck täuscht. In der Tat hat es so eine substanzielle Existenz wie in der europäischen Philosophie keineswegs offenkundig aufgestellt. Dennoch hat es ganz fest, ganz starr an die Substantialität ebenso der Tugenden wie des Handelnden glauben müssen, um die Sittlichkeit als Wahrheit zu untermauern, um mit Recht nach seiner unbedingten aufopfernden Handlung zu verlangen. Ohne diesen Glauben wäre die feste Grundlegung der Sitte und gleichsam Sittenlehre unmöglich gewesen. Trotz des aspektuellen großen Unterschieds sind sich das subjektivische Ich und das sittliche Ich darüber völlig einig, dass das Ich existiert und existieren muss. Wie? Eben substanziell muss das Ich sein, damit gleichwohl das Letztere als auch das Erstere kausal, sei es in der Erkenntnis, sei es in der sittlichen Handlung, wirken können. Wie sollte das Ich weiter erkennen und handeln, wenn es nicht wirklich ist? Der Erkennende oder der Handelnde selbst sind nämlich dann nicht gewiss. Bevor *richtig* erkannt oder *gut* getan werden kann, eben davor muss das Ich als die betreffende und zugleich betroffene Person ganz sicher festgestellt werden. Ansonsten kann es sich gegen jegliches Wenn und Aber überhaupt nicht behaupten. Es muss sich damit relativieren lassen. Aber existiert das Ich in der Tat als Sein substanziell? Das substanzielle Ich kann in keiner Weise begründet werden. Es konnte nur auf Forderung, bestimmter noch, nur aus unseren eigenen Lebensbedürfnissen am festesten geglaubt werden, dass es das Ich als Sein gibt. Weder das subjektivische

Ich noch das sittliche Ich existieren substanziell, sondern lediglich aspektuell.

Aber sollte das eigentlich aspektuelle Ich sogar in unserem aufgeklärten späteren Zeitalter für die bloße Wahrheit selbst weiter als substanziell verstanden, mehr noch, behauptet werden? Das Ich als Täter isoliert sich selbst von seinem Tun. Es glaubt daran zweifelsfrei, dass jedes Tun nach seiner eigenen Absicht auszuführen ist, wobei es seine wirkende Energie wie ein Atom freisetzt. Dieser Gedanke hat einesteils sicherlich den effektvollen Vorteil für die erfolgreiche Erkenntnis und Handlung insgleichen. Aber er bringt dennoch indessen ein verhängnisvolles Problem mit sich, welchem der betroffene Sprachler sehr schwer beikommen kann. Mit dem festen Glauben an das substanzielle Ich wird nicht nur der Erkennende oder Handelnde allein, sondern zugleich das zu Erkennende und das zu Tuende als isoliert, zusammenhanglos und nicht zuletzt unbedingt verstanden. Das wie ein Atom getrennt neutral allein Seiende bringt sich erst dann in die konkrete Situation, wenn das Ich seine substanzielle Kraft freisetzend kausal oder final wirkt. Das kostet das Dasein die reale, realistische kostbare Situation, wo sich die Handlung und die Erkenntnis vollziehen. Das kostet den Täter die vitale Bedeutung seines einmaligen, besser noch, einzigartigen Tuns, welches ihm eigentlich die Existenz verleiht, mehr noch, rechtfertigt.

Nicht dass das wirkende Ich als Sein immer nur freiwillig jedes Tun zu bestimmen und planmäßig gezielt auszuführen in der Lage ist, sondern dass es erst in der unendlichen Handlungskette bewusst wahrzunehmen ist und dass es, isoliert von dem konkreten Zusammenhang und *Kon-text*, gleich sinnlos wird, das ist die kleine, doch tatsächliche Wahrheit. Wir sind bei Leibe und bei Seele gar kein „*homo absolutus*“, welcher, vom bestimmten realen *Kon-text* völlig losgelöst, in der Luft wie ein Geist schwebt. Wir sind beileibe und beiseele nicht situationsfrei und zusammenhanglos. Das Umgekehrte ist in alle Ewigkeit hinaus der Fall. Wir sind ganz fest gebunden an den konkreten Handlungsraum und gleichsam *Kon-text*, wo wir unsere eigene Rolle und Kont-rolle situationsgerecht zu spielen haben. Erst mit diesem alltäglichen Rollenspiel mit dem Text gewinnt das Ich an Bedeutung und an Existenzraum. Es muss nicht mehr so substanziell wie früher sein, um zu wirken, um erfolgreich und nachhaltig zu wirken. Es existiert eher und lieber aspektuell und *verhältnis-mäßig*, ganz gleichgültig, ob für die Handlung oder für die Erkenntnis. Das ebenso subjektivische wie sittliche Ich hat seine Bedeutung nur situationsgebunden, nur rollentauglich und nicht zuletzt sprachgebunden, will sagen, *kontext-mäßig*.

Mit unserer „Unfreiheit zur Sprache“ erweist sich die Substantialität des Ichs und Seienden insgleichen als total unmöglich, zumal sie selbst direkterweise und indirekterweise gar nichts mit der Substantialität zu tun hat. Sie konnte nämlich erst mit unserer menschlichen Wertlegung zu Stande gebracht werden. Ihre Herkunft und Entwicklungsgeschichte und Anwendung gibt sich als

Gegenargument zum Sein. Wie schon gesehen, ist das Verb Sein so einzigartig in der indoeuropäischen Sprachfamilie herausgebildet, dass sowohl die Ontologie als auch die Epistemologie dadurch entscheidenderweise vorangetrieben werden konnten. An dieser Stelle denken wir an den eigentlichen Verbalaspekt des Seins zurück! Der philosophische Begriff Sein stammt unmittelbar aus dem Vollverb Sein. Aber sein verbaler Aspekt „Dauer“ bedeutet ursprünglich in keiner Weise die Ewigkeit der Substanz, sondern den dauerhaften Verlauf einer *Handlung*, der ganz bestimmt später sein Ende zu nehmen hat. Aus diesem linearen Verbalaspekt des Vollverbs Sein fehlte es ihm im Altgriechischen logischerweise einfach an seiner Aoristform, weil der Aorist den punktuellen Verbalaspekt, auf Deutsch, den plötzlichen Beginn oder Abschluss einer Handlung zum Ausdruck bringt. Der lineare Verbalaspekt des Vollverbs Sein widerspricht dem des Aorists grundsätzlich. Aus diesem aspektuellen Widerspruch konnte seine Aoristform im Altgriechischen ganz und gar nicht selbstständig herausgrammatikalisiert werden. Nachdem sein eigentlicher Verbalaspekt mit dem neutral substantivierten Infinitiv und Partizip vollständig ersetzt worden war, erst danach konnte das Sein als philosophischer Begriff die substanzielle Existenz des Seienden mit sich bringen. Aber dies entspricht ganz und gar nicht seinem ursprünglichen Verbalaspekt und zwar dem vorläufigen Verlauf einer *Handlung* oder eines *Ereignisses*. Kaum einer vermag sich leider nach der Philosophierung, bestimmter noch, nach der Ontologisierung des Verbs Seins auf seinen *handlungsgebundenen* Aspekt zurückzubedenken. Mit der Substantivierung verflüchtigte sich sein konkreter Bezug auf den „*realen Handlungsraum mit dem Text und zwar Kon-text*“. Das ist ein exemplarisches Beispiel dafür, wie gefährlich das Ich situationsfrei und gleichsam zusammenhanglos, aber immer noch *im Kon-text* idealisiert werden kann.

Aber so eine verhängnisvolle Gefahr, das Ich als Täter vom Tun zu trennen, ist in der Antike mit der Sprachregel für das Prädikat und zugleich gegen das Subjekt im Voraus abgewendet. Das Erstere verbirgt gleich wie ein *Hort* für die Handlung die vielen verschiedenen Informationen inklusive der Handlungsperson. Aus diesem grammatischen Grunde wurde das Letztere in erster Linie einfach weggelassen. Dieses kann erst dann mit dem Personalpronomen hervorgehoben eingesetzt werden, wenn man den Täter aus bestimmtem Kontext gerne akzentuieren will. Eben vermöge der Verbalendung, besser noch, eben *dank der dynamischen, eudynamischen Verbalendung* konnte das alte, uralte indoeuropäische sprachfamiliäre Mitglied ohne Schwierigkeiten das Tun selbst in den Vordergrund rücken. Dabei waltete das Prädikat als Herr über die gesamte Grammatik und funktionierte demgemäß als Schwerpunkt über den ganzen Satz. Solange das Tun dank der prädikativischen Herrschaft im Mittelpunkt des Interesses des betreffenden Sprachlers stand, bestand kaum eine Möglichkeit, dass

der Täter, von der situativen Handlung getrennt, als *absolut* angesehen werden konnte.

Sowohl die Zeitlichkeit als auch der Täter konnten bei dem gesunden Altgriechen nur im Zusammenhang mit der sich vollziehenden Handlung aspektuell wahrgenommen und wieder leicht vergessen werden, eben weil die beiden beileibe noch nicht kategorisch substantiviert werden konnten. Wie im altgriechischen Verbalaspekt hervorragenderweise dargestellt, konnte das Tempus daraufhin zunächst aspektuell zu Bewusstsein gebracht werden, in welcher Art und Weise sich die Handlung gerade abspielt. Die Zeitlichkeit ist für ihn ohne Rücksicht auf den situativen Handlungsvollzug nicht nur sinnlos, sondern eher wohl gefährlich gewesen, weil sie sich für ihn nicht instrumentalisieren lässt, sondern ganz umgekehrt ihn als den betroffenen Sprachler instrumentalisiert, wobei sie ihn innerhalb des kategorisch geregelten Zeitraums seine Handlungen zu vollenden zwingt. Der gesunde altgriechische Sprachler hatte ganz anders als der alte Römer gar keinen besonderen Grund, sich von den ehernen Zeitketten zu entfesseln und sehnsüchtig nach der Ewigkeit zu lechzen. Aber aus welchem Grunde und Hintergrunde musste jener einzigartige, wertvolle Verbalaspekt und gleichsam die dominante Rolle des „*Tunworts*“ innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie zu Grunde gehen?

Vornehmlich in der Moderne spielte sich das historische Sprachereignis in bestimmten Mitgliedssprachen wie im Englischen, Französischen und nicht zuletzt im Deutschen ganz unbemerkt, aber doch folgenschwer ab. Das Subjekt konnte sich nämlich mit dem enorm intensivierten Selbstbewusstsein des modernen Sprachlers endlich, letztendlich von der langen grammatischen Bevormundung des Prädikats vollkommen befreien und sich selbst dieses unterwerfen. Da jenes die dynamische Verbalendung sinnlos gemacht hat, ferner deshalb, weil jenes, syntaktisch gesehen, vom traditionellen Satzende ganz direkt hinter sich selbst dieses umgestellt hat. Dabei hat jenes dem Tempus zu seiner Verselbstständigung vom Verbalaspekt verholfen. Damit hat das subjektivische Ich den Weg für den Täter ganz frei gemacht, wobei er ja mit der kategorisierten Zeitlichkeit seine Handlung, besser noch, seine Tat ganz *intensiv* vor- und nachplanen kann. Das täterische Ich ist schon zum *Intensiv-Täter* geworden. Seine *Intention* und sein *Intendieren* lassen sich nur mittels der kategorischen Zeit allein vollziehen und gleichsam vollenden. Ohne sie konnte das Subjekt weder die Erkenntnistheorie noch die Ontologie weiter zur Geltung bringen.

Aber dieses moderne grammatische Ich trägt nicht nur einen Vorteil, sondern zugleich auch einen Nachteil in sich. Der Erkennende wurde nämlich vollständig von der bestimmten Situation getrennt, ganz genau so wie das Subjekt vom Prädikat. Nicht ohne Grund, sondern mit gutem Grunde kritisierte Nietzsche das wirkende Subjekt als Sein, welches aus dem grammatischen Nexus seine sichere

Quelle gefunden habe. Wenn etwas, sei es die Erkenntnistheorie, sei es die Sitte, als Wahrheit und zwar als die absolute Wahrheit verfochten mehr noch, instruiert wird, so fängt bereits die Dogmatisierung und die Verdrängung des einmaligen Daseins unvermeidlich an.

Stellen wir doch einmal den Handelnden im Altgriechischen mit dem subjektivisch Erkennenden in der Moderne zusammen! Der Erstere hat gar kein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Dennoch konnte er ganz aktiv und gleichsam *interaktiv* etwas tun, wobei er sich hingebungsvoll in die Handlung begab. Außerdem hatte er nämlich beileibe und beiseele kein exklusives, kein überwucherndes Ego. Aber der Letztere führt seine Handlung ganz bewusst und ganz souverän aus. Im markanten Gegensatz zum Ersteren konnte er trotzdem nicht einfach interaktiv etwas tun. Wie und wie so? Weil er dergestalt stark selbstbewusst ist, dass er sich zunächst behaupten und zuletzt durchsetzen will. Der Raum für die Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit scheint ziemlich versperrt zu sein und die Gefahr, ins Überbewusstsein zu laufen, besteht immer versteckt. Das subjektivische Ich muss durchaus angemessen moderiert werden.

Aber wie steht es denn überhaupt bei den beiden mit dem Zeitbewusstsein? Der moderne Erkennende hat ein ganz stark eingprägtes Selbstbewusstsein sowie Zeitbewusstsein. Sowohl die Zeit als auch das Ich selbst mussten als substantiell, als kategorisch angesehen werden, wohingegen weder die Erstere noch das Letztere von dem antiken Handelnden als solches in Betracht gezogen wurden. Die beiden konnten nur aspektuell vorerst zu Bewusstsein und so dann zum Ausdruck gebracht werden. Beim gesunden Altgriechen handelte es sich eigentlich und ausschließlich darum, wie lebhaft, wie bedeutungsvoll die Handlungen und Ereignisse zur Geltung gebracht werden können. Das Tun und mithin das Tunwort standen immer im Vordergrund. Aus diesem Zusammenhang musste er überhaupt nicht *tätlich* werden wie der Täter im Namen des modernen subjektivischen Ichs, sondern konnte gewollt und ungewollt halt *tätig* werden. Mit seiner Tätigkeit kann er nicht nur allein aktiv, sondern darüber hinaus mit seinen Bezugspersonen *interaktiv tatkräftig* handeln. Das Sein oder Nicht-Sein, das ist für ihn bei Leibe und bei Seele auch kein Hauptthema gewesen. Eben das *Inter-Esse*, das „große Interesse am *Inter-Esse*“ spielte bei ihm die Hauptrolle für das Dasein. Das abstrakte und realfernste Sein konnte bei Zeiten durch sein *Inter-Esse* regelrecht in Schranken gehalten werden.

Dass das Ich und die Zeitlichkeit nur situationsgebunden und zwar *kontextmäßig* und handlungsgerecht herausinterpretiert werden konnten und sollten, eben das ist die sichere Grundlage für sein *Inter-Esse*. Dieses *Inter-Esse* setzt immer unentbehrlich die *Verhältnis-mäßigkeit* voraus. Nicht das Ich als „*homo absolutus*“, sondern gerade die Handlungsperson in der situativen und gleichsam kontext-mäßige Rolle mit den Bezugspersonen zusammen! Das ist der gravierende

Unterschied zwischen dem modernen subjektivistischen Ich als *Tätlichem* und dem antiken Handelnden als *Tätigem*. Der Grat zwischen *tätlich* und *tätig* ist eigentlich äußerst schmal. Aber wenn der Täter gleich wie der *Intensiv-Täter* in der Moderne mittels der kategorischen Zeit seine Tätlichkeit an die Spitze treibt, so gehen die beiden Attribute zum Tun unversöhnlich auseinander. Denn die Tätigkeit bildet ja in diesem Sinne einen wesentlichen Gegensatz zur Tätlichkeit, dass die Erstere wie beim gesunden Altgriechen beileibe und beiseele kein substantielles Ich und keine kategorische Zeitlichkeit kennt, wohingegen die Letztere vom Täter mit der kategorisierten Zeit allein erfolgreich ausgeführt wird. Seine Tätigkeit basiert, sprachlich betrachtet, eben auf dem Tunwort und zwar dem Prädikat mit den mannigfaltigen Funktionen. Es kann dank seines *einzigartigsten* Verbalendungssystems auf einmal die Handlungsperson, den *modus verbi* und das *genus verbi*, das Tempus und nicht zuletzt den Verbalaspekt im grammatisch eigentlichen Sinne dieses Worts mit ausdrücken. Dies war überhaupt das fulminante Meisterstück ohne Gleichen in der sprachlichen Geschichte auf dieser Erde, selbst wenn es der betreffende Sprachler aus seiner sprachlichen Gewohnheit kaum einmal richtig wahrzunehmen, geschweige denn ernstzunehmen vermag.

Diese einzigartige Verbalendung in der indoeuropäischen Sprachfamilie gibt uns ganz leicht zu verstehen, auf welche Art und Weise denn eigentlich die Sprache heraus- und weiterentwickelt werden konnte und musste. Sie konnte mit den furchtbar langen, doch fruchtbar ergiebigen Anstrengungen von Generation zu Generation vollbracht werden. Nicht bloß um miteinander zu kommunizieren, weniger noch, um den Gedanken, den logischen Gedanken in Worte zu fassen, sondern um wahnsinnig lebhaft die Handlungen und Ereignisse darzustellen, mehr noch, um sie aspektreich sowie dynamisch auszumalen, selbst noch, um sie *unter der Perspektive des Daseins* zur Geltung kommen lassen zu können, eben dazu konnte und musste die Sprache nach und nach, durch und durch, über und über ausdifferenziert ausgestaltet werden. Es lässt sich freilich relativ leicht annehmen, dass sie in der ersten Linie ihrer Entwicklungsgeschichte zur gemeinsamen Verständigung weiter intensiv vorangetrieben werden. Aber die Kommunikation war für ihren feinen systematischen Aufbau nicht allein ausschlaggebend. Dafür spielte das vitale Interesse des betreffenden und zugleich betroffenen Sprachlers vielmehr die dominante Hauptrolle, auf welche Art und Weise ich als der sprachlich Betrachtende unter meinem eigenen Aspekt die Welt und das Geschehen zum Ausdruck, mehr noch, zur Geltung kommen lassen kann. Wie konnte eine Sprache ohne dieses vitale Interesse so fein, so delikate, so nuancenreich und nicht zuletzt so aspektvollgeladen vollbracht werden, dass wir uns sprachlos darüber zu wundern nicht umhin können? In der entscheidenden Hauptentwicklungsgeschichte der Sprache hat eher das aspektuelle Interesse des Sprachbildners eine wesentliche Rolle spielen müssen als die bloße gemeinsame

Kommunikation. Übrigens muss dabei auch erwähnt werden, dass nicht das Bilden oder Abbilden eines bestimmten Worts für die Bezeichnung, sondern „*die dynamische Darstellung einer konkreten Handlung*“ für die Weiterentwicklung der Sprache entscheidend gewesen ist. Man besinne sich doch einmal auf die uralte Höhlenmalerei zurück! Es handelt sich meistens überhaupt nicht um das exakte Abbilden des konkreten Lebewesens oder Dings, sondern eher wohl um das Ausmalen einer konkreten Szene, wo beispielsweise die erfolgreiche Jagd erwünscht und gleichsam angebetet wird.

An dieser Stelle nehmen wir Nietzsche und seine bedeutungsvollen sprachphilosophischen Meinungen wieder auf! Dass die Sprache den bewussten und gar philosophischen Gedanken beeinflussen, mehr noch, vorbestimmen kann, das hat Nietzsche selbst sicherlich nicht als Erste thematisiert. Aber was ihn dennoch von seinen Vorgängern unterscheidet, ist, was er als ganz konkretes, direktes Beispiel dafür gegeben und weiter intensivierend behauptet hat. Er hat nämlich die These aufgestellt und insbesondere in seinen späteren Werken voller Überzeugung behauptet, dass das Subjekt als Sein, um es mit Nietzsche zu sagen, das wirkende Ich als Täter nach unserer grammatischen Gewohnheit, also unter der unbewussten Herrschaft der Grammatik, das Subjekt vom Prädikat trennend in den Vordergrund zu stellen, herausphilosophiert werden konnte und gar musste. Ferner hat er instinktiv vermutet, dass die Philosophen im uraltaischen Sprachraum die Welt ganz anders als der Europäer oder Araber interpretieren können, weil der Subjekt-Begriff darin am schlechtesten entwickelt sei. Das war gerade der Ausgangspunkt für diese interkulturelle Untersuchung.

Nietzsche war nicht zu berücksichtigen im Stande, dass sich die Sprachregel für das grammatische Subjekt innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie mit der Zeit sehr unterschiedlich entwickelt hat. Im Neugriechischen sowie im Italienischen wird es nach wie vor in der Regel ausgelassen ganz genau so wie im Altgriechischen und Lateinischen. Aber ganz im Gegenteil dazu wird es im Deutschen, Englischen und nicht zuletzt im Französischen üblicherweise hervorgehoben in den Vordergrund gestellt. In diesen Sprachen kann der betreffende oder betroffene Sprachler schwerlich das Subjekt und gleichsam das Ich als Täter loswerden, weil es darin gewohnheitsmäßig immer gerne, immer wieder eingesetzt wird. Vornehmlich im Französischen, wo die zwei *geschriebenen* Ichs, nämlich „je“ und „moi“ sprachsittlich einprogrammiert sind, kann auf das Selbstbewusstsein und auf den Glauben an die subjektivistische Existenz überhaupt nicht einfach verzichtet werden. Ganz umgekehrt hat der Sprachnutzer bei Leibe und bei Seele das ungleich stärker ausgeprägte Gefühl vom Ich unter dem unbewussten, doch ungemein tiefgreifenden Einfluss der Grammatik für den ständigen Einsatz des Subjekts. Je nach der Sprache, je nach der Sprachfamilie wurde das Subjekt sehr unterschiedlich herausgrammatikalisiert.

Im markanten Kontrast zum Französischen wird das subjektivische Ich gleichwohl im Koreanischen als auch im Japanischen mehrfach ganz stark eingeschränkt zum Ausdruck gebracht. Während das französische „je“ und „moi“ ohnehin zur Akzentuierung des Ichs ins Personalpronomensystem eingebettet wurden, so wurden das koreanische „Jeo“ und „Na“ dahingegen zur Regulierung, besser noch, zur Moderierung des übermäßig ausufernden Selbstbewusstseins zu Stande gebracht. Es darf nicht vergessen werden, dass das subjektivische Ich im Koreanischen gang und gäbe ungeschrieben und unausgesprochen wegbleibt, ferner dass es, wenn es wirklich ausgedrückt und gar eingesetzt werden sollte, einmal durch das sich höflich herablassende „Jeo“ und so dann durch die Hervorhebung des Wirs sittlich, sprachsittlich herausgefiltert mitgeteilt wird. Das ist ein enormer Unterschied zwischen dem französischen und dem koreanischen Sprachler, was gar das Subjekt und gleichsam das Ich anbelangt. Unter solchen subjektivischen Rahmenbedingungen wie im Koreanischen und Japanischen konnte sich das Ich kaum einmal *in der Öffentlichkeit* überheblich behaupten und durchsetzen, geschweige denn philosophieren lassen. Aber wie konnte der französische Sprachler dagegen das Interesse am Selbst nicht thematisieren? Aus diesem grammatischen Hintergrunde versteht es sich ja bereits von selbst, warum denn eigentlich Descartes unausweichlich, besser noch, gezwungenermaßen nach dem denkenden Ich als gewisse Grundlage zu suchen hatte.

Aber davon völlig abgesehen, so unübersehbar spiegeln sich die unterschiedlichen Wertlegungen der Bevölkerungen auf das Ich unmittelbar in der Sprachregel für und gegen das Subjekt wider. Dieses grammatische Subjekt nimmt doch einen starken Einfluss, sei es bewusst oder sei es unbewusst, auf den betroffenen Sprachnutzer. Aus diesem Zusammenhang können wir mit Recht sagen, dass sich die Thematisierung Nietzsches als sehr zutreffend, sehr glaubwürdig erweist, dass das subjektivische Ich als Täter in der indoeuropäischen Sprachfamilie aus dem grammatischen Nexus abgeleitet sei. Darüber hinaus bestätigt sich seine intuitive Vermutung auch als tatsächlich, dass die Philosophen in dem Sprachraum, wo der Subjekt-Begriff gehemmt unentwickelt bleibt, auf eine ganz andere Art und Weise die Welt verstünden. Denn das Nichts und das Werden konnten in den ostasiatischen Sprachen, wie schon weitläufig ausgeführt, im markanten Kontrast zum europäischen Sein in der positiven Richtung herausphilosophiert werden, während die Ontologisierung aufgrund der grammatischen Rahmenbedingungen kaum einmal möglich gewesen ist. Weder das wirkende Subjekt als Täter noch das substanzielle Sein konnten sich in den ostasiatischen Ländern herausthematisieren lassen. In diesen philosophischen Rahmenbedingungen, wo es ja an der wesentlichen Substanz des Seins fehlte, bestand die größere Möglichkeit für die positive Philosophierung seiner Gegensätze und zwar des Nichts und des Werdens. In der Tat wurden die beiden

Begriffe in den ostasiatischen Ländern als sehr positiv, besser noch, als grundlegend verstanden, welche in der europäischen philosophischen Geschichte meistens negativ begriffen werden mussten.

Aber eine andere Behauptung Nietzsches muss in dieser intersprachlichen Untersuchung zurückgenommen werden, nämlich, dass das ontologische Sein einfach unmittelbar aus dem Subjekt-Begriff entstanden sei, wobei sich das Ich auf die Dinge projiziere. Ganz umgekehrt hat das Verb Sein in der indoeuropäischen Sprachfamilie den Gedanken, mehr noch, den Glauben an die substantielle Existenz des Seienden überhaupt nicht nur ermöglicht, sondern lieber weiter gefördert, welches einzigartig als Vollverb und zugleich als kopulatives Hilfsverb zum Einsatz kommt. Bevor das subjektivische Ich erst später in der Moderne aufblühen konnte, davor konnte das Sein bereits in der Antike, ja in Griechenland festlich die Ontologie feiern. Hinzugenommen, dass das Verb Sein nicht bloß als Vollverb, sondern zugleich auch als Kopula in der Antike ganz üblich angewendet wurde, ferner dass das Subjekt erst in der Moderne mit der traditionswidrigen neuen Grammatik ständig ins Vorfeld geschoben werden konnte, ergibt sich deutlich, dass nicht das Subjekt das Sein, sondern eher gerade das Letztere das Erstere im Hintergrund weiter angespornt hat. Das Verb Sein hat innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie eine äußerst bedeutungsvolle Rolle gleichwohl für die Epistemologie als auch für die Ontologie gespielt, selbst wenn es dem Sprachler kaum einmal ins Bewusstsein tritt.

Die Philologie ist unentbehrlich für die Philosophie, eben weil die Weisheit, will sagen, die Wahrheit nur mit dem Wort allein, nur „*dank der Sprache*“ allein zu treiben ist. Nietzsche hat in der Tat ganz exemplarisch ein ebenso philosophisches wie philologisches Leben geführt. Nicht bloß von Beruf! Allerdings muss auch erwähnt werden, dass er innerhalb der indoeuropäischen sprachfamiliären, bestimmter noch, muttersprachlichen Rahmenbedingungen seine Philosophie hat philosophieren müssen und können. Das habe ich schon mit konkreten Beispielen anschaulich illustriert. Selbst wenn er leidenschaftlich immer von Neuem der europäischen traditionellen Philosophie und zwar der absoluten Wahrheit der dogmatischen Metaphysiker den Garaus zu machen versuchte, so hat er dennoch beileibe und beiseele auch nicht die Muttersprache und ihre Rahmenbedingungen loswerden können. Wie konnte er denn überhaupt, wie er selbst mitteilt, als Dynamit die europäische Philosophie sprengen, während er im muttersprachlichen Rahmen ganz treu blieb?

Man vergegenwärtige sich doch einmal, wie selbstbewusst, wie unheimlich stolz Nietzsche mit Nachdruck hier und da wiederholt hervorhebt, dass er bahnbrechenderweise gerade die Sprache Deutsch erneuert habe! Noch völlig abgesehen davon, ob er ihr wirklich, wie er glaubt, einzigartige Gesichter verliehen hat, muss durchaus einwandfrei gleich zugegeben werden, dass er

ungemein stilbewusst war. Das bedeutet, je stilbewusster er im Deutschen werden musste, umso tiefer, um so intensiver musste er sich auf die muttersprachlichen Rahmenbedingungen beziehen und gar zurückbesinnen, welche die indoeuropäische Sprachfamilie schon längst für die weitere Entwicklung zur Verfügung gestellt hat. Dass er unermüdlich, besser noch, lechzend nach dem eigentümlichsten Stil im Deutschen beehrte, ferner dass er in der Tat solch einen prachtvollen Ausdruck zum Werke gebracht hat, dass wir uns darüber zu wundern nicht umhin können, eben diese Tatsachen untermauern noch einmal das Bedenken, dass er glücklicherweise oder tragischerweise aus dem muttersprachlichen Rahmen überhaupt nicht fallen konnte. Die einzigartigen, unverwechselbaren Periodensätze und die mal herrlichen, mal scherzhaften, mal höhnischen semantischen Sprachspiele Nietzsches konnten erst dadurch vollbracht werden, dass er sich einmal unheimlich intensiv mit der Muttersprache befassen musste und so dann begnadet ganz tief in den Mutterschoß eindringen konnte. Dabei hat er sicherlich seine ausgezeichneten alphilologischen Kenntnisse in Anspruch nehmen müssen. Wie konnte er ungeachtet seiner *un-gemein* und gleichsam einzigartig leidenschaftlichen großen Liebe zur Muttersprache ihre Rahmenbedingungen außer Kraft setzen? Das Gegenteil ist gerade der Fall. Er musste ganz fest daran gebunden sein. Erst seine Unfreiheit in Bezug auf seine Muttersprache und zwar das Deutsche hat ihm so einen feinsinnigen, so einen delikaten Stil geschenkt, dass er sich selbst durchaus als ausgezeichneten Stilisten ansehen lässt. Es handelt sich gerade gar nicht darum, inwiefern seine Philosophie europäisch oder außereuropäisch ist. Es kommt vielmehr darauf an, dass jeder Sprachler, gar nicht zu reden vom Philosophen, schicksalsschwanger muttersprachlich denken und schreiben muss. Nietzsche hat bei Leibe und bei Seele auch nicht die „Sittlichkeit der Sprache“, die „Sittlichkeit der Muttersprache“ ignorieren, geschweige denn außer Kraft setzen können, sondern sie *alternativlos* respektieren müssen. Sie wollte in keiner Weise despektiert werden.

Jeder hat seine eigene Perspektive für das Dasein. Und sie muss mittels, besser noch, vermöge der Sprache zum Ausdruck gebracht werden. Sie ist überhaupt nicht unendlich. Wieso? Weil jede Sprache aus bestimmten Aspekten besteht und aus dem Grunde unendlich wirkt, dass kein Sprachler sie außersprachlich auf einmal zu überblicken in der Lage ist. Wir können uns *in der Tat* gemäß unseren eigenen lebensnotwendigen und lebenswichtigen Bedürfnissen nur etwas davon zunutze machen. Das versteht sich erst dann von selbst, wenn wir uns wieder zu Bewusstsein zu bringen im Stande sind, dass die Sprache als Gemeingut ohne Gleichen von Generation zu Generation durch eine bei weitem längste Zeitstrecke hindurch geschmiedet vollendet werden konnte und musste. Die Sprache ist ungleich größer als jeder einzelner Sprachler und sogar als die gesamten Sprachler

zusammen. Sie ist nicht mehr zu übertreffen. Dennoch ist sie selbst auch nicht unendlich. Wie gesagt, sie wurde aspektuell weiter aufgebaut nach bestimmten, will sagen, beliebigen Lebensbedürfnissen der alten Sprachbilder.

Aber seitdem sich die Sprache mit ihrer Sittlichkeit unbedingt beachten lässt, hat sie der Sprachler nicht immer freiwillig in Anspruch zu nehmen. Er muss sie nämlich unfreiwillig und unbewusst bedienen. Erst mit der Sprache lernen wir systematisch zu denken. Sie unterrichtet als Lehrmeisterin den Sprachler innerhalb ihrer Rahmenbedingungen zu denken und zu schreiben, wobei er die grammatischen Regeln, seien sie semantisch oder syntaktisch oder pragmatisch oder phonetisch, respektiert. Selbst wenn er aus diesem Grunde nach langen großen Anstrengungen nicht sprachwidrig, mehr noch, logisch zu denken vermag, wird er stattdessen in den Bann der Sprache gezogen, welcher ihn wie ein magnetisches Umfeld wieder anzieht, selbst wenn er immer von Neuem davon loszukommen versucht. Dadurch wurde seine Optik und gleichsam seine Perspektive unbewusst eingeschränkt in eine bestimmte Richtung gelenkt. Mit dieser Gewöhnung lässt er sich weiter ungewollt verwöhnen, weil er sich unter den alten bekannten Aspekten weiter die Welt anschaut, sie begreift und ausdrückt. Aber trotzdem wird er sich dieses verhängnisvollen Sprachbanns kaum einmal bewusst unter der unbewussten Herrschaft der Grammatik. Er glaubt inmitten der Macht der grammatischen Gewohnheit ganz harmlos, dass er immer freiwillig und bewusst zu denken und zu tun in der Lage ist, obwohl er in der Tat nicht unbedingt, nicht wirklich frei von den muttersprachlichen Rahmenbedingungen ist.

Er kann weder als fragwürdig noch als eigentümlich die einigen dominanten Aspekte in seiner Muttersprache betrachten, solange er unter der grammatischen Führung und gar Verführung steht. Erst durch den externen Vergleich kann er sie endlich kontrastreich in Betracht ziehen. Wie schon in dieser intersprachlichen und gleichsam interkulturellen Untersuchung beispielhaft ausgeführt, so blendfrei, so unübersehbar lässt sich das, was bisher in Bezug auf das bei weitem engste Verhältnis der Sprache mit dem Gedanken gar nicht als problematisch zu bemerken ist, endlich sehen. Wir leben gerade in einem überaus gut vernetzten Zeitalter, wo die Welt fast simultan informiert wird. Aber dies verspricht uns nicht gleich, dass uns die wertvollen und zwar hochkarätigen Fremdgüter automatisch zukommen. Erst wenn wir sie sorgfältig, besser noch, akribisch in Augenschein nehmen und *vergleichsweise* herausinterpretieren können, so können wir unsere eingeschränkten Aspekte für die Weltanschauung wieder bereichern. Kaum ein europäischer Sprachler kann sich vorstellen, dass das subjektivische Ich nicht nur für die Hervorhebung des Selbst, sondern auch für das höfliche Zurücknehmen des Egos gleich wie das koreanische „Jeo“ zur Sprache gebracht werden kann. Das ist ein kleines, doch direktes Beispiel dafür, was wir durch den intersprachlichen Vergleich hinzu gewinnen können.

Wie in dieser Untersuchung eindeutig dargestellt, gibt es immer wieder Etwas, was nur in einer Sprache bzw. Sprachfamilie allein zum Ausdruck kommen kann, was aber schwerlich zu Bewusstsein zu bringen ist. Die Sprache teilt dem Sprachler das *Mit-ge-teilte* mit und bringt mithin ihre eigenen Vor- und Nach-teile mit sich, gar keine Sprache ist, so un-mangelhaft sie auch immer scheinen mag, perfekt vollendet. Sie ist im ewigen Prozess, wobei sie sich diachronisch meistens dermaßen langsam wandelt, dass der betreffende Sprachler in seinem Dasein mit solchen grammatischen Umwandlungen keine direkte Erfahrung machen darf. Es ist für die weitere positive Erweiterung unseres begrenzten aspektuellen Spektrums voller Bedeutung, dass wir durchaus gut wissen, was uns eigentlich unsere Muttersprache als Vor-teile und als Nach-teile *mit-ge-teilt* hat. Ohne im Voraus dies zu wissen, können wir kaum eine innovative, kaum eine fruchtbare Ergänzung des eingeschränkten Aspekts durchführen, welcher schon längst als Wahrheit ausgenutzt gedient hat. Wir haben auf jeden Fall zunächst herauszulokalisieren, wofür eigentlich unsere Muttersprache gerne spricht. Wenn die vorteilhaften Grammatiken indessen überwuchern, so sollten sie gelichtet werden, weil der Überfluss das Dasein ertrinken lassen kann. Aber falls die nachteiligen Sprachregeln noch nicht ausgeglichen wurden, dann sollte daran nachträglich gearbeitet werden, weil der Mangel das Leben verarmt. Aus diesem Zusammenhang müssen die intersprachlichen Untersuchungen weiter gefördert werden, damit wir in diesem gut vernetzten Zeitalter unter dem facettenreich erweiterten Aspekt nicht bloß einen umfangreichen Informationsaustausch erleben, sondern darüber hinaus mal vorreiterisch das *kosmopolitische* Dasein im wahrsten Sinne dieses Attributs ausleben können.

In diesem Augenblick kehren wir doch zum letzten Male zum Problem der Sprache zurück! Erst mit der Sprache können wir unmissverständlich kommunizieren und die Welt begrifflich thematisieren. Diese hohe, diese großartige Kunst, sie mit dem Zeichen und gleichsam Schriftzeichen herauszuinterpretieren, lässt sich innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie mit dem Begriff *Intellekt* optimal zusammenfassen. Da dieser lateinische Ausdruck ursprünglich das Vermögen, vorsichtig und rücksichtig die Zeichen zu entschlüsseln, bedeutet. Der *Intellekt* macht inhaltlich kaum einen wesentlichen Unterschied zur Vernunft. Aber der Erstere bringt, etymologisch betrachtet, gerade die *ausgezeichnete* Lesekunst des Menschen zur Geltung, wohingegen die Letztere die vernehmende Hörkunst in den Vordergrund rückt. Das Leben vollzieht sich unaufhaltsam mit der Deutung der Zeichen. Aus diesem Grunde ist seine Bedeutung nur in der lebenslänglichen Deutung allein herauszufinden. Wenn ein Sprachler seine Zeichensprache nicht respektiert, sondern einfach ignoriert, so kann er gar keine Bedeutung für sein Dasein erschließen. Er hat nämlich damit schon seinen Intellekt verhunzen lassen, welcher doch weiterzuentwickeln ist. Sein

Gegensatz hat ihn überwältigt, nämlich die Neglektion. Aber wie kann man eigentlich als Sprachler auf die lebenswichtige und gar lebenserklärende Hinein- und Herausdeutung überhaupt verzichten? Ist das in der Tat möglich? Nein, beileibe nicht, beiseele auch nicht! Jeder hat unter seinem eigenen Aspekt angemessen die Welt zu deuten. Ansonsten muss das Leben gezwungenermaßen zu Grunde gerichtet werden.

Das Ich im Zeichen und zwar der Intellekt muss durchaus ausgestaltet werden, wobei der Sprachler seine Lesekunst weiterentwickelt. Solange wir die Sprache sprechen, da existiert das Ich im Zeichen für immer. Selbst wenn es in der Tat weder das subjektivische Ich noch das sittliche Ich als Sein gibt und es nur geglaubt behauptet werden konnten, so kann diese Tatsache trotzdem die Möglichkeit des Ichs gar nicht vernichten. Wie? Denn wir haben ja nach wie vor das sprachliche Ich zur Verfügung, solange wir die Sprache weitersprechen. Dieses sprachliche Ich ist in keiner Weise zu dementieren, welches in der sprachspielerischen Situation seine Rolle und Kont-rolle insgleichen zu spielen, mehr noch, auszuspielen hat. Natürlich trägt es gar keine Substantialität im Sinne vom subjektivischen sowie sittlichen Ich in sich. Aber diese *tätige* Handlungsperson zeichnet sich erst mit dem sprachlichen, bestimmter noch, grammatischen Ich ab und gar aus. Wie sollten wir, wie können wir weiter, ohne an seine Existenz zu glauben, bis zum letzten Atemzug das geisterhafte Sprachspiel weitertreiben? Diese *tätige*, mehr noch, *tatkräftige* Handlungsperson muss mit dem Personalpronomen bezeichnet anerkannt werden, damit sie sinnvollerweise für ihre *Be-deutung* des Daseins ihre einzigartige Deutungsaufgabe weiter erfüllen kann, ferner damit das gemeinsame Sprachspiel nicht *bedeutungsleer*, sondern *bedeutungsvoll* weitergespielt werden kann.

Nicht das substanzielle Subjekt, sondern eben das handlungstüchtige und gleichsam rollenspieltüchtige Ich im Text und gleichsam im *Kon-text* existiert gleichwohl sprachlich als auch in der Tat. Wir müssen im Hinblick auf die Möglichkeit des Ichs die *Bedeutungs-ebenen* streng auseinander halten. Dass das substanzielle Ich als Sein nur ontologisch erfunden ist, eben dadurch wird „*das deutende Ich*“ ganz und gar nicht vernichtet. „*Das deutende Ich*“ existiert täglich, alltäglich, selbst noch, augenblicklich mit der Sprache und zwar in ihrer Praktizierung. Wir können beileibe und beiseele auch nicht dieses loswerden, solange wir die Sprache sprechen. Wenn wir nicht mehr sprechen und nicht mehr handeln, das heißt, wenn wir nicht mehr am Leben sind, so werden wir gleich „*das deutende Ich*“ los. Aber dieses deutende Ich existiert weiter, solange die Sprache weitergesprochen wird, solange die Handlung damit weiter ausgeführt wird.

Nietzsche hat auch nie offensichtlich behauptet, dass das handelnde Ich nicht existiert, obwohl er ausgesprochen scharf über das wirkende Subjekt als Sein und gleichsam als Täter hergefallen ist. Er wusste recht gut, dass die handlungstüchtige

Person *in der Tat* und zugleich *in der Sprache* existiert und demgemäß anerkannt werden muss. Wie konnte er, ohne daran zu glauben, beispielsweise „den freien Geist“ oder „den Willen zur Macht“ zum Ausdruck bringen? Man besinne sich doch einmal darauf zurück, dass er voller Kehle gegen die schopenhauerische Mitleidsmoral, gegen die sogenannten „altruistischen Moral“ gerade die Selbstsucht und sogar Selbstzucht in den Vordergrund gerichtet hat! Dass er einerseits das substanzielle Ich als Sein zu Grunde zu richten versucht und andererseits ganz umgekehrt die Selbstsucht hervorhebt, das ist erst recht nicht widersprüchlich. Wie gesagt, so unverkennbar eindeutig hat er nämlich an die reale Existenz der *tatkräftigen Handlungsperson* geglaubt. Auf „*das deutende Ich*“ und gleichsam den *Intellekt* darf beileibe nicht, beiseele nicht verzichtet werden, vielmehr müssen sie weiterintensiviert ausgestaltet werden. Ansonsten verliert das Dasein sofort an seiner einmaligen, einzigartigen „*Be-deutung*“. Die Sinnlichkeit und zwar der Sinn allein reicht doch bei weitem nicht, um das Leben zu verklären. Der sinnliche Sinn sollte von der *Be-deutung* „*des deutenden Ichs*“ vollendet werden. Wir leben nämlich nicht in der bloßen Natur, sondern eben in der schriftlich gekleideten Kultur. Wir können und dürfen nie wieder im Leben zur infantilen Zeit zurückkehren, wo die Sprachlosigkeit, nämlich das Nicht-Sprechen-Können, das Nicht-Aussprechen-Können gar keine negative, sondern eher eine recht positive Rolle spielte, wo sich jener niedliche Krabbelkrause nur mit seiner *dynamischen* Brabbelei allein ganz glücklich mitzuteilen vermochte.

Mittels der Sprache, nein *dank der Sprache* können wir die Welt zum Ausdruck bringen. Aber leider müssen wir zugleich *undank der Sprache* unter der unbewussten Herrschaft der Grammatik das sprachspielerische Leben weiterführen. Mit der Dankbarkeit instrumentalisieren wir sie. Aber dagegen instrumentalisiert sie auch uns mit der Undankbarkeit. Sie gibt als Mutter hingebungsvoll dem sprachlerischen Sohn alles, was er auch immer für *das kommunikative Mitteilen* oder für *das im-munikative Ausdrücken* in Anspruch nimmt. Aber im Gegenzug fordert sie ihn ganz streng zur Einhaltung, besser noch, zur *Respektierung der „Sittlichkeit der Sprache“* auf. Sie hat als Mutter die beiden gegensätzlichen Gesichter für den sprachlerischen und gleichsam sprachspielerischen Sohn, nämlich das eine warmherzige und das eine andere kaltblütige, ganz genau so wie die Mutter in der Natur. Sie gibt ihm die Sprachregel, ganz gleichgültig, ob für die Semantik oder für die Syntax oder für die Pragmatik oder für die Phonetik, für welche er sprachsittlich sorgen sollte und gar muss. Diese „*Sittlichkeit der Sprache*“ wurde von der analytischen Sprachphilosophie nicht nur verneint, sondern eher für die Verifizierung entwertet, wohingegen sie vom sprachlichen Strukturalismus als gesichtslose, gefühllose Struktur verstanden wurde.

Aber warum konnte und sogar musste sie als unmenschlich, ja lieber als

mechanisch angesehen werden? Aber wie konnte denn überhaupt die vitale Bindung des sprachlerischen Sohns an die Sprache, bzw. Muttersprache vollständig gelöst werden? Sie ist nämlich bei Leibe nicht gesichtslos und gefühllos, wenn sie anscheinend auch mechanisch wirkt. Wie konnte die Sprache eigentlich als Maschinerie vollbracht werden? Der alte, uralte Sprachbildner hatte auch die beiden entgegengesetzten Gesichter, zumal er einesteils als Mörder, aber doch anderenteils als Künstler an ihrer Herausbildung und gleichsam an der grammatischen Ausgestaltung arbeiten musste. Er musste zunächst mit den Wörtern und so dann mit ihrer Zusammenstellung die lebendige Welt ermorden. Aus diesem Zusammenhang war er als Sprachbildner schuldig. Aber er konnte sich eben deshalb so gleich für seine Schuld rechtfertigen, weil er sich als Künstler unermüdlich dafür engagierte, dass er lebhaft, bedeutungsvoll und nicht zuletzt aspektreich die gesamte Welt zum Ausdruck bringen kann. Er vermochte sie in der Tat immerhin lebhaft zu übertragen *dank der dynamischen Sprache*. Sowohl als Künstler denn auch als Mörder ist der ehemalige Sprachbildner, um es mit Nietzsche zu sagen, „menschlich allzu menschlich“ gewesen. Er konnte sich bei Leibe und bei Seele auch nicht vorstellen, dass die Sprache nur eine bloße mechanische Maschinerie sei. Denn er hatte *dank der anthropomorphen Sprache* der Welt auch menschlich warme Gesichter zu verleihen. Aber wie konnte und musste sie trotzdem nicht nur als unmenschlich, sondern darüber hinaus als mechanisch verstanden werden? Zugegeben, dass sie mit der „*Sittlichkeit der Sprache*“ wie eine Struktur und ein System halt maschinell wirkt, so ist sie dennoch bei Leibe *wertvoll* und blutwarm wie ein lebendiger Organismus. Haben wir schon wieder vergessen, dass die Sprache erst mit der Alphabetisierung, welche auf dem kontrastreichen Lautwertssystem basiert, zu Stande zu bringen war und bahnbrechenderweise vorangetrieben werden konnte?

Also ist die Sprache *wertvoll* und zugleich anthropomorph. Sie wirkt erst dann nur mechanisch wie eine selbstläuferische Maschinerie, wenn der Sprachler vergisst, dass sie nicht nur eine Sprache, sondern eben seine Muttersprache ist und dass er sie als Sohn *verhältnis-mäßig respektieren* sollte, ferner wenn er damit nur für die bloße Erkenntnis allein etwas zu begründen oder einer Sache zu widersprechen versucht. Die Sprache stellt sich als Mutter ganz gleichgültig gegen jeden Sprachler als Sohn zur Verfügung, selbst wenn er im tiefsten Schlaf wie erdichtend weiterträumt. Sie bevorzugt gar keinen einzigen sprachlerischen Sohn, weil sie als Mutter völlig unparteiisch ist. Sie gibt sich ihm selbst erst dann vollkommen, wenn er sie als Sohn, *in engster Nähe ansprechend*, in Anspruch nimmt. Sie gibt sich ihm selbst erst dann vollständig hin, wenn er sie als Sohn, *sich sorgfältig an sie als seine Mutter wendend*, anzuwenden hat. Sie gibt uns erst mit der „*Sittlichkeit der Sprache*“ die *kom-munikative* erfolgreiche Handlungsmöglichkeit überhaupt und zugleich die *im-munikative* dynamische

Selbstäußerungschance schlechthin. Ohne diese Sprachsittlichkeit haben wir gar keine Rolle mehr, gar keine Kont-rolle mehr in der tätigen, mehr noch, tatkräftigen Handlung zu spielen. Das tatkräftige, das dynamische Rollenspiel des Sprachlers vermöge der Sprache begibt sich spielerisch und gar schau-spielerisch erst mit der *respektvollen* Einhaltung der „*Sittlichkeit der Sprache*“. Diese zwingt uns als Zwangsjacke überhaupt nicht so wie geglaubt und gar behauptet, sondern im ganzen Gegenteil verleiht, besser noch, schenkt sie uns erst den freien Handlungsraum dafür, dass wir uns als Sprachler und gleichsam Sprachspieler ein- und ausdrucksvoll ins „*dynamische*“, auf Deutsch, *bedeutungsvolle* Spiel *be-geben* können, ferner dass wir als solche *bedeutungsvoll* das Sprachspiel ausgestalten können.

Jedes Spiel muss durchaus zunächst mit den angemessenen Regeln *eingeschränkt* reguliert werden, um doch gespielt zu werden. Der Raum für das *Statt-finden* eines Spiels ist erst mit dieser positiven und gar notwendigsten Einschränkung allein freizugeben natürlich mit der aktiven, ja *inter-aktiven* Beteiligung des Spielers. Kein Spiel, gar kein Spiel kann ohne die unentbehrlich einschränkenden Spielregeln *statt-finden*, weniger noch, erfolgen. Aber welcher Spieler beschwert sich denn eigentlich dagegen? Kein Spieler wollte sein Spiel nicht spielen gerade wegen der prinzipiellen Spielregeln. Ganz umgekehrt klagt er jammervoll und gar wütend über ihre derben, sittlicher noch, über ihre *un-gemein* gemeine Verletzung, eben weil er erst recht nicht spielerisch sein Spiel spielen darf. Dies ist auch der Fall für das Sprachspiel! Für das Sprachspiel ist dies auch gültig. Was sollten wir eigentlich als Sprachler, besser noch, gerade als Sprachspieler mit Recht gegen die Sprachregeln, gegen die Grammatik und zwar gegen die „*Sittlichkeit der Sprache*“ einwenden? Und wie sollten wir sie als Sprachspieler *un-gemein* gemein despektieren? Sie muss lieber *respektvoll* respektiert werden. Das ist die nackte Wahrheit für das bedeutungsvolle Sprachspiel und „*das deutende Ich*“ insgleichen. Natürlich können wir mit Fug und Recht aus unserem eigenen aktuellen Interesse sinnvollerweise bestimmte Sprachregeln ergänzen. In der Tat hat sich die Sprache in ihrer Kontinuierlichkeit mehr oder weniger ändern lassen, weil jeder spätere Sprachler entsprechend seinen lebenswichtigen, lebensnotwendigen Bedürfnissen die Sprachregeln zu modifizieren hatte. Das bestätigt sich ganz exemplarisch mit der grammatischen Regeländerung für das Subjekt innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie, wovon in dieser intersprachlichen Untersuchung lange die Rede war.

Die Bedeutung des Sprachspiels liegt erst recht nicht in den Sprachregeln, sondern eher, sondern vielmehr in der aktiven, besser noch, in der ebenso *handlungstüchtigen* wie *inter-aktiven* Rolle des betreffenden Sprachspielers. Aber er wird gleich dann davon ganz hart betroffen, wenn er, seine einzigartig bedeutungsvoll zu spielende Rolle und Kont-rolle insgleichen außer Kraft setzend,

die „*Sittlichkeit der Sprache*“ vergisst und in jenen unheimlichen, ungeheuerlichen Sprachbann, der ihn gleich wie ein furchtbarer tropischer Sumpf weiter herunterzieht, bis er sprachlos wird, hineingerät. Die Sprache selbst ist mit ihrer Sprachsittlichkeit bei Leibe nicht mechanisch, sondern nur *wertvoll*. Aus diesem Grunde wollte sie am liebsten *respektvoll* respektiert werden, gleichsam als ob sie als Mutter von dem Sprachler als Sohn sorgsam angesprochen in Rücksicht genommen würde. Die Sprache und zwar die Muttersprache ernährt uns seit wir ein Säugling waren jeden Tag, jede Nacht, ja jeden Augenblick. Sie ist auch der Mutterschoß für die Kultur gemeinhin und zugleich für den Intellekt überhaupt. Zunächst *mittels* der Sprache und so dann *vermöge* der Sprache und endlich noch *dank* der Sprache sind wir allesamt schon der Künstler der Künstler, selbst wenn kaum einer von uns dessen innewird. Sollten wir gerade *undank* der anscheinend mechanisch und gar selbstläuferisch wirkenden „*Sittlichkeit der Sprache*“ diese verhunzen und gar entwerten? Können wir uns in der Tat von der Muttersprache, welche uns hingebungsvoll das lebensspendende und gleichsam lebensfördernde Fruchtwasser ununterbrochen liefert, abnabeln lassen? Wie? Wie so? Aber was wäre dann das einmalige Dasein überhaupt? Sollten wir oder sogar müssen wir ausgerechnet ein Nebelkratzer, der allerdings beileibe nichts mehr zu begreifen hat, welcher doch gleichwohl vergeblich und zwar *bedeutungsleer* die sprachlose Welt weiter in den Griff zu bekommen versucht, werden? Dieser Nebel, dieser graue, dieser graue grauenhafte Nebel der Sprachlosigkeit wird uns bei Leibe, bei Leibe und Seele insgleichen gar keinen lebensverklärenden grünen Nimbus geben, es sei denn, dass wir bereits die Schwelle zwischen Leben und Tod überschritten hätten. Aber wir müssen doch noch, um *dank der sorgsame Sprache für das sprachspielerische Dasein* farbenfroh und gleichsam lebensfroh unsere eigene aspektvollgeladene Welt ausmalend auszugestalten, als „*das deutende Ich*“ weiterzusprechen, weiterzuschreiben und nicht zuletzt weiterzudenken lernen, bis sich das Leben mit der *befreienden* Sprachlosigkeit endlich, letztendlich abschließt. Bis dahin müssen wir doch *in der Tat* an die Sprache, an die Muttersprache ganz fest gebunden werden, damit das Dasein seine einzigartige Bedeutung bei Leibe nicht und bei Seele auch nicht verlieren kann. Erst diese lebensnotwendigste Gebundenheit, anders ausgedrückt, erst „*die Unfreiheit zur Sprache*“ verwirklicht uns Sprachspieler jede Art von Freiheit. Die freiwillige Freiheit von der Sprache, das kann nur der tragische Selbstmord für jeden Sprachler und zugleich der reinste und unsittlichste Mord an der Mutter heißen. Erst *dank der Sprache* lässt sich das Leben „*des deutenden Ichs*“ zur *dynamisch* aufschwingenden Melodie verherrlichen, mehr noch, zum „*ausgesprochen-ausgezeichneten Intel-lect*“ aufwerten. Das Leben ist nämlich in der Sprache als Mutter allein *bedeutungshochschwanger!*

Anhang

1. Ausgaben der Werke und Briefe Nietzsches

BAW: Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 1-5, hrsg. v. H. J. Mette, K. Schlechta u. C. Koch, München 1933

GOA: Werke(Großoktavausgabe), Leipzig 1901 ff.

MusA: Gesammelte Werke(Musarionausgabe), Bd. 1-23, München 1920-1929

KGW: Werke. Kritische Gesamtausgabe, hrsg. v. G. Colli u. M. Montinari(fortgeführt von: W. Müller-Lauter, K. Pestalozzi, N. Miller u. V. Gerhardt), Berlin/ New York 1967 ff.

KGB: Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, hrsg. v. G. Colli u. M. Montinari, Berlin/ New York 1975 ff.

KSA: Werke. Kritische Studienausgabe, hrsg. v. G. Colli u. M. Montinari, Berlin/ München/ New York 1988

KSB: Briefwechsel. Kritische Studienausgabe, hrsg. v. G. Colli u. M. Montinari, Berlin/ München/ New York 1986

2. Nietzsches Werke in chronologischer Reihenfolge

GT: Die Geburt der Tragödie

UB: Unzeitgemäße Betrachtung

- DS: 1. Stück: David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller

- HL: 2. Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben

- SE: 3. Stück: Schopenhauer als Erzieher

-WB: 4. Stück: Richard Wagner in Bayreuth

MA: Menschliches, Allzumenschliches

-VM: 1. Teil: Vermischte Meinungen und Sprüche

-WS: 2. Teil: Der Wanderer und sein Schatten

M: Morgenröthe

FW: Die fröhliche Wissenschaft

Za: Also sprach Zarathustra

JGB: Jenseits von Gut und Böse

GM: Zur Genealogie der Moral

W: Der Fall Wagner

GD: Götzen-Dämmerung

AC: Der Antichrist

EH: Ecce homo
Dionysos-Dithyramben
NW: Nietzsche contra Wagner
N: Nachgelassene Fragmente 1869-1889

3. Nietzsches Frühschriften

Das griechische Musikdrama
Socrates und die Tragödie
Die dionysische Weltanschauung
Die Geburt des tragischen Gedankens
Sokrates und die griechische Tragoedie
ZB: Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten
CV: Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern
- 1. Vorrede<PdW>: Ueber das Pathos der Wahrheit
- 2. Vorrede: Gedanken über die Zukunft unserer Bildungsanstalten
- 3. Vorrede: Der griechische Staat
- 4. Vorrede: Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur
- 5. Vorrede: Homer's Wettkampf
Ein Neujahrswort an den Herausgeber der Wochenschrift "Im neuen Reich"
PhtZ: Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen
WL: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne
Mahnruf an die Deutschen

4. Sekundärliteratur

Albrecht, Jörn: „Friedrich Nietzsche und das ‚sprachliche Relativitätsprinzip‘“ in: Nietzsche-Studien Bd. 8, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1979, S. 225-244
Behler, Ernst: „Nietzsches Sprachtheorie und der Aussagecharakter seiner Schriften“ in: Nietzsche-Studien Bd. 25, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1996, S. 64-86
Blondel, Eric: „Vom Nutzen und Nachteil der Sprache für das Verständnis Nietzsches: Nietzsche und der französische Strukturalismus“ in: Nietzsche-Studien Bd. 10/11, Berlin/New York : Walter de Gruyter 1981/82, S. 518-537
Chomsky, Noam: *Aspects of the theory of Syntax*, Cambridge, Massachusetts: The MIT Press, 1965
Ders. : *Language and Mind*, New York: Harcourt Brace & World, 1968
Ders. : *The Minimalist Program*, Cambridge, Massachusetts: The MIT Press, 1995
Derrida, Jacques : *Éperons – Les styles de Nietzsche*, Paris: Galilée 1974
Gerber, Gustav: *Die Sprache als Kunst* Bd.1, Bromberg, 1871
Goth, Joachim : *Nietzsche und die Rhetorik*, Tübingen : M. Niemeyer 1970
Hennigfeld, Jochen: „Sprache als Weltansicht. Humboldt – Nietzsche – Whorf“ in: Zeitschrift für philosophische Forschung Bd.30 1976, S. 435-451
Hödl, Hans Gerald: *Nietzsches frühe Sprachkritik*. Lektüren zu ‚Ueber Wahrheit und

- Lüge im aussermoralischen Sinne‘(1873). Wien, 1997
- Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften, Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. v. Albert Leitzmann, Berlin 1907, Bd. 7. Der siebte Band entspricht dem Werk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*(1836)
- Hofman, Johan Nepomuk : *Wahrheit, Perspektive, Interpretation. Nietzsche und die philosophische Hermeneutik*, Berlin/New York : Walter de Gruyter 1994
- Kofman, Sarah : *Nietzsche et la métaphore*, Paris : Payot 1972
- Mauthner, Fritz : *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, 3Bde. Stuttgart: Cotta, 1901-1902
- 1. Bd.: *Zur Sprache und zur Psychologie*
 - 2. Bd.: *Zur Sprachwissenschaft*
 - 3. Bd.: *Zur Grammatik und Logik*
- Meijers, Anthonie: „Gustav Gerber und Friedrich Nietzsche. Einige Bemerkungen zum historischen Hintergrund der sprachphilosophischen Auffassungen des frühen Nietzsche“ in: Nietzsche-Studien Bd. 17, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1988, S. 369-390
- Saussure, Ferdinand de : *Cours de linguistique générale*, éd. critique établie par T. de Mauro, Payot, 1972
- Schlechta, Karl : „Nietzsche über den Glauben an die Grammatik“ in : Nietzsche-Studien Bd. 1, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1972, S. 353-358
- Seidel, Tom: „Sprach- und Erkenntniskritik bei Friedrich Nietzsche“ in: Nietzscheforschung Bd. 7, Berlin: Akademie Verlag 2000, S. 243-256
- Simon, Josef : „Grammatik und Wahrheit. Über das Verhältnis Nietzsches zur spekulativen Satzgrammatik der metaphysischen Tradition“ in : Nietzsche-Studien Bd. 1, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1972, S. 1-26
- Ders. : „Sprache und Sprachkritik bei Nietzsche“, in: Mathias Lutz-Bachmann(Hrsg.), *Über Friedrich Nietzsche. Eine Einführung in seine Philosophie*, Frankfurt/M. 1985, S. 63-97
- Ders. : „der gewollte Schein. Zu Nietzsches Begriff der Interpretation“ in : Mihailo Djuri u. Josef Simon(Hrsg.), *Kunst und Wissenschaft bei Nietzsche*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1986
- Ders. : *Philosophie des Zeichen*, Berlin/New York : Walter de Gruyter 1989
- Ders. : „Philosophie des Zeichen und Ethik“ in : Allgemeine Zeitschrift für Philosophie Bd. 20, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 3-18
- Stegmaier, Werner: „Nietzsches Zeichen“ in: Nietzsche-Studien Bd. 29, Berlin/New York: Walter de Gruyter 2000, S.41-69
- Thurnher, Rainer: „Sprache und Welt bei Friedrich Nietzsche“ in: Nietzsche-Studien Bd. 9, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1980, S. 38-60
- Whorf, Benjamin Lee: *Language, Thought, and Reality*. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf, edited by John B. Carroll, Cambridge, Massachusetts: The MIT Press, 1956
- Zaratta, Benedetta: „Die in der Sprache versteckte Mythologie und ihre Folgen fürs Denken. Einige Quellen von Nietzsche: Max Müller, Gustav Gerber und Ludwig Noiré“ in: Nietzsche-Studien Bd. 38, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2009, S. 269-298

5. Personenregister

Albrecht, J. – 34, 36, 38
Apollon – 181
Aristoteles – 29, 30, 32, 36, 92, 121, 122, 151, 178, 184, 196
Behler, E. – 29, 34
Blondel, E. – 34
Bobb, F. – 31
Chomsky, N. – 25, 30, 36
Demokrit – 131
Derrida, J. – 33, 62
Descartes, R. – 32, 46, 47, 49, 53, 61, 62, 97, 213
Dionysos – 181
Foucault, M. – 33, 62
Gebrüder Grimm – 31
Gerber, G. – 28, 29
Goth, J. – 33
Hermes – 9
Heidegger, M. – 154
Hennigfeld, J. – 38
Hamann, J.G. – 28
Herder, J.G. v. – 28
Hödl, H.G. – 28
Humboldt, W. v. – 28, 31, 38, 39, 63
Kant, I. – 28, 121, 122, 130, 161, 184
Kofman, S. – 29, 33
Konfuzius(孔子) – 78, 158, 185, 197, 198
Laozi(老子) – 78, 158, 161, 162
Mauthner, F. – 33, 34
Meijers, A. – 28
Meister Eckhardt – 154
Mengzi(孟子) – 78, 158, 197, 198
Müller, M – 28
Narziss – 63
Newton, I. – 128
Nietzsche, F. – 14, 25-41, 44, 45, 46, 61, 64, 65, 66, 71, 93, 95, 100, 105, 108, 120, 130, 131, 135, 138-141, 143, 144, 151, 152, 156, 164, 167, 168, 169, 171-179, 181, 194, 195, 209, 212-215, 218

Noiré, L. – 28
Parmenides – 27, 30
Platon – 28, 29, 30, 31
Qinshihuang(秦始皇) – 183
Saussures, F. de – 17
Schlechta, K. – 29, 33, 34, 35
Schlegel, F – 31
Schopenhauer, A. – 140, 219
Seidel, T. – 34
Simon, J. – 28, 33, 34, 35, 40
Stegmaier, W. – 40
Thurnher, R. – 30
Whorf, B.L. – 36, 38
Zarathustra – 139, 175
Zaratta, B. – 28, 36
Zhuangzi(莊子) – 78, 158, 161, 162, 163
Zhu Xi(朱熹) – 161

6. Sachregister

Abeonim(아버님) – 84
Ablativ – 58, 102, 103, 104, 105, 135
: Ablativus absolutes – 105
Absicht – 22, 89, 139, 207
AcI – 105
AcP – 105
Adäquanz – 28
Adjektiv – 146, 147, 148, 149, 162, 166, 182, 195
: Verbaladjektiv – 102, 103
Adverb – 147, 148, 193, 195
Ätiologie – 151
Akkusativ – 22, 58, 124, 125
Akteur – 113
Aktionsart – 110
Aktiv – 56, 62, 63, 64, 106, 144, 149, 210, 221
: Aktivisch – 71, 74, 102, 103
: Hyperaktiv – 62
: Interaktiv – 63, 64, 91, 106, 210
: Interaktivisch – 71, 74, 79, 91
: Reaktiv – 93
Alphabet – 8, 16-18, 186, 187, 202, 203

Altaische Sprachfamilie – 21, 84
 Analogie – 22, 117, 127, 187
 Antiontologie – 172, 174, 176
 Aorist – 117, 118, 124, 133, 208
 : Aoristbezogen – 116
 : Aoristform – 208
 Aphasie – 13
 Arete – 93
 Artikel – 88, 160, 166, 167
 : Der bestimmte Artikel – 167
 : Artikelsystem – 166
 : Artikulierung – 8, 9, 10, 20
 Aspekt – 14, 15, 16, 18, 20, 21, 34, 35, 38, 41, 45, 72, 102, 103, 104, 108, 116, 117, 118, 121, 124, 133, 134, 136, 138, 150, 191, 192, 200, 204, 208, 211, 217, 218
 Aspektswort – 119
 Aspekt der Sprache – 14, 18
 Aspektualisierung der Sprache – 20
 Atom – 46, 131, 207
 Attribut – 8, 24, 71, 77, 84, 190, 217
 Attributiv – 21, 22, 23, 24, 60, 129, 137, 146, 147, 167, 168, 169, 171, 173, 199, 200, 211
 Aussage – 44, 91, 92, 101, 141, 173, 174, 188, 196
 : Aussagesystem – 91
 : Aussageweise – 65, 79
 Aussprache – 8, 9, 16, 17, 159, 202, 203
 Autorität – 86, 93, 94, 95
 : Autoritätsausdruck – 91, 93
 : Autoritätsrede – 65, 66
 : Selbstautorität – 94
 Babylonische Verwirrung – 11
 Barbar – 3, 12, 16
 Barbarei – 86
 Bedeutung – 3, 9, 16, 19, 20, 24, 26, 27, 29, 31, 32, 45, 47, 55, 62, 64, 67, 68, 69, 80, 82, 84, 85, 90, 91, 92, 94, 95, 96, 97, 100, 101, 103, 104, 117, 118, 120, 123, 127, 128, 134, 136, 140, 150, 151, 157-163, 166, 172, 183, 185, 194, 199, 200, 202, 205, 207, 221
 : Bedeutungsdimension – 3
 : Bedeutungsebene – 21, 27, 28, 32, 33, 37, 38, 40, 69, 94, 95, 101, 103, 104, 106, 128, 160, 167, 169, 218
 : Bedeutungsentwicklung – 94, 164
 : Bedeutungsentwicklungsgeschichte – 161
 : Bedeutungshochschwanger – 222
 : Bedeutungsleer – 222
 : Bedeutungslos – 9, 165
 : Bedeutungslosigkeit – 111-114
 : Bedeutungsträchtigt – 110
 : Bedeutungssprache – 18, 184, 187
 : Bedeutungsverlust – 111
 : Bedeutungsverschiebung – 130
 : Bedeutungsvoll – 18, 23, 24, 25, 31, 37, 47, 58, 63, 67, 99, 106, 109, 110, 113, 114, 116, 126, 134, 142, 164, 178, 183, 192, 195, 198, 210, 212, 214, 221
 : Sonderbedeutung – 55
 Bewusstsein – 51, 55, 58, 61, 63, 64, 68, 69, 100, 103, 110, 117, 128, 131, 137, 142, 153, 154, 160, 177, 202, 203, 209, 214, 215, 217
 : Gemeinbewusstsein – 82
 : Ichbewusstsein – 63, 82
 : Überbewusstsein – 13, 210
 : Un-bewusstsein – 44
 : Wirbewusstsein – 82
 : Zeitbewusstsein – 120, 121, 123, 125, 127, 134, 138, 193, 194, 210
 Bibel – 52, 119
 : Bibelübersetzung – 82, 87
 Binyu(宾语) – 193
 Brüderlichkeit – 54
 Buchstabe – 16, 17, 18, 186, 187, 202
 Buddhismus – 82, 161, 162, 183, 184, 197, 198
 Bugu(不穀) – 79
 Causa efficiens – 151
 Causa finalis – 151
 Causa sui – 150
 Chen(臣) – 79

Christentum – 49, 52, 53, 82, 119, 150,
 161, 183, 184, 199
 Cogito – 46, 47, 62
 Cogito ergo sum – 47, 49, 62
 Consequutio temporum – 194
 Cunzai(存在) – 157, 158
 Das Alte Testament – 87
 Das asketische Ideal – 45
 Das denkende Ich – 23, 192, 193, 198
 Das deutende Ich – 218, 219, 221, 222
 Das grammatische Ich – 53, 209
 das grammatische Subjekt – 39, 45, 47,
 48, 68, 103, 104, 106, 178, 179, 192,
 194, 212
 Das Jüngste Gericht – 50, 150
 Das kausgebundene Ich – 97
 Das Neue Testament – 87, 119
 Das respektive Ich – 40
 Das retrospektive Ich – 40
 Das seiende Nichts – 168, 169
 Das sittliche Ich – 198, 199, 200, 205,
 206, 206, 207, 218
 Das sprachsittliche Ich – 192
 Das souveräne Individuum – 41
 Das subjektivische Ich – 23, 63, 120,
 121, 127, 129, 133, 136, 143, 153, 165,
 171, 178, 179, 183, 191, 192, 193, 204,
 205, 206, 209, 210, 213, 214, 216, 218
 Das substanzielle Ich – 13, 121, 129, 132,
 133, 136, 143, 144, 151, 166, 178, 179,
 206, 207, 218, 219
 Das täterische Ich – 143, 144, 152, 153,
 195, 209
 Das Zeichen-erfinderische Mensch – 41
 Der Aspekt der Sprache – 14, 18
 Der blinde Wille – 140
 Der freie Geist – 219
 Der freie Wille – 26, 120, 152
 Der Kalte Krieg – 18
 Der reaktive Mensch – 93
 Der Satz von der Identität – 189, 196
 Der Satz vom Widerspruch – 168, 189,
 196
 Der unbewegte Beweger – 151
 Der Wille zur Macht – 138, 139, 140,
 141, 219
 Die bedeutungsschwangere Urtragödie –
 13
 Die Dynamik des Lebens – 14
 Die finale Prospektivität – 192
 Die goldene Regel – 109
 Die Instrumentalisierung des Sprachlers
 – 13
 Die Instrumentalität der Sprache – 12,
 13, 15, 19, 22
 Die kausale Retrospektivität – 190, 192
 Die Liebe der Mutter – 99
 Die Rache der Sprache – 3, 12
 Die Rolle und Kontrolle der Sprache –
 12
 Die reine Vernunft – 121, 122, 130
 Die respektive Sittlichkeit – 204, 205
 Die retrospektive Kausalität – 204, 205
 Die Philosophierung der Sprache – 25,
 26
 Dasein – 3, 9, 10, 13, 16, 50, 94, 172,
 173, 175, 176, 177, 191, 203, 204, 205,
 206, 207, 210, 211, 215, 217, 218, 219,
 222
 Dativ – 58, 101, 102, 103, 124, 125, 135
 : Dativus auctoris – 102, 104
 : Dativus commmodi – 102
 : Dativus incommodi – 102
 Deklination – 63, 97, 108, 147, 188
 Demokratie – 75, 93, 94
 Demonstrativpronomen – 170
 Despektiv – 21, 23, 199
 Deuseyo(드세요) – 84, 85
 Devanagari – 19, 81
 Diathese – 55, 104
 Diktatur – 94
 Dongbangyeyujiguk(동방예의지국,
 東方禮儀之國) – 88
 Dynamis – 92
 Ecce homo – 141, 164, 165, 172, 175,
 177

Ego – 47, 57, 59, 62, 69, 71, 74, 75,
 79, 96, 97, 210
 Egoismus – 53, 64, 71, 72, 74, 75, 80,
 81, 106
 Ehrensprache – 84, 85, 86, 87, 95
 Emanzipation – 93, 115, 119
 Energieia – 92
 En-fant – 203
 Entität – 187
 Epistemologie – 23, 37, 38, 95, 120, 121,
 123, 144, 151, 153, 187, 190, 191, 195,
 198, 205, 208, 214
 Essentia – 146
 Essenz – 187, 192
 Es war – 139, 141, 145
 Es wird – 140, 152, 153
 Femininum – 96, 167
 Finalität – 11, 22, 23, 137, 138, 139, 140,
 141, 142, 150, 151, 175, 191
 Flexion – 50, 63
 Folge – 133, 135, 142
 Freiheit – 54, 64, 97, 156, 162, 163, 222
 Fremdsprache – 9, 20, 66
 Fremdsprachler – 3, 16, 24, 70, 84, 118
 Gan(干) – 182
 Gebrabbel – 9
 Genealogie – 45
 Genitiv – 13, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
 104, 107, 124, 125, 137
 : Genitivus absolutus – 105
 : Genitivus subjectivus – 98, 100, 101,
 104
 : Genitivus objectivus – 98, 101, 104
 Genus – 96, 181
 : Genus verbi – 109, 110, 111, 112, 115,
 116, 211
 : Genusdifferenziert – 96, 97
 Gerundivum – 102, 103
 Gezeiten – 126
 Gleichheit – 25, 48, 54
 Gott – 11, 26, 49, 54, 87, 131, 150, 158,
 184, 194, 203, 206
 : Sonnengott – 181
 Grammatik – 12, 13, 16, 25, 29-36, 44,
 46, 48, 50-58, 61, 62, 63, 70, 71, 72, 74-
 78, 80, 81, 83-87, 89-91, 96, 97, 99, 101,
 103, 104, 105, 107, 109, 111, 113, 114,
 115, 117, 122, 128, 131-137, 147, 148,
 149, 156, 166, 174, 178, 181, 193, 195,
 196, 203-206, 208, 212, 214, 216, 217,
 219, 221
 : Grammatikalisierung – 20
 : Grammatikbedingungen – 172
 : Grammatikkenntnisse – 78
 : Grammatiklehre – 106
 : Grammatikzwang – 60
 : Grammatiker – 49
 : Grundgrammatik – 45, 46, 47, 52, 143
 : Satzgrammatik – 33
 : Schulgrammatik – 55, 64, 86, 89, 91
 : Sondergrammatik – 68
 : Universalgrammatik – 30, 31
 : Urgrammatik – 49, 51, 54, 62
 Grammatik von Port-Royal – 30, 31, 36
 Gu(孤) – 79
 Guaren(寡人) – 79
 Hananim(하나님) – 87
 Handlungsmalerei – 148, 195
 Handlungsperson – 48, 55, 64, 66, 67,
 103, 106, 109, 110, 113, 115, 208, 210,
 211, 218, 219
 Hieroglyphen – 19, 81
 Höflichkeitsrede – 92, 93, 94, 95, 98,
 110, 205
 Höflichkeitssprache – 84, 85, 86, 89, 95
 Homo absolutus – 64, 207, 210
 Homo faber – 11, 136
 Homo politicus – 16, 75
 Homo textus – 64
 Horror vacui – 154, 160, 184
 Ichismus – 80, 95
 Ida(이|다) – 145
 Identität – 27, 81, 98, 105, 107, 121,
 124, 131, 153, 162, 172, 173, 174, 175,
 176, 181, 185, 189, 194, 196, 197
 : Identitätswechsel – 175

Idios/Idiot – 51
 Im-munität – 19
 Imperativ – 90, 91, 92, 93, 95, 133
 Indikativ – 90, 92, 93, 108, 132
 Individuum – 11, 41, 51, 53, 54, 57, 64
 Individualismus – 51, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 80, 81, 91, 95
 Infinitiv – 92, 118, 146, 149, 150, 165, 166, 167, 170, 208
 Instinkt – 19, 26
 Instrumental – 15, 22, 40, 135, 136, 137, 202
 Instrumentalisierung der Sprache – 7, 137
 Instrumentalität – 10, 11, 12, 13, 15, 19, 22, 23, 61, 135, 136, 137, 138, 139, 141, 142, 143, 144, 150, 191, 195
 Instrumentalität der Sprache – 12, 13, 15, 19, 22
 Indoeuropäische Sprachfamilie – 24, 27, 38, 48, 59, 76, 80, 88, 96, 100, 105, 108, 110, 133, 139, 145, 147, 155, 162, 166, 186, 192, 196, 215
 Intellekt – 201, 217, 218, 219, 222
 Inter-Esse – 210
 Islam – 82
 Issda(있다) – 145, 164
 Ist-Zustand – 90
 Ja(자, 子) – 88
 Jahwe – 87
 Jeo(저) – 68-76, 81, 88, 89, 96, 205, 213, 216
 Jeohui(저희) – 73, 74
 Jhi(知) – 108
 Jhixingyizhi(知行一致) – 198
 Jinji(진지) – 84, 85
 Jonjae(존재) – 146
 Kasus – 13, 22, 49, 56, 57, 58, 89, 96, 98, 99, 100, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 112, 124, 125, 128, 135, 136, 137, 162
 : Der schräge Kasus – 57, 58
 Kategorie – 23, 36, 120, 128, 137, 174, 194
 Kausalität – 22, 23, 124, 130-138, 140, 141, 142, 143, 150, 175, 191, 195, 196, 199, 204, 205,
 Kausal-Interpretation – 23, 91, 119, 131, 132, 133, 135, 143, 153, 190, 191, 194, 205
 Kausativ – 90, 91
 Kollektivismus – 75, 81, 94
 Kommunismus – 75, 94
 Kom-munität – 19
 Konfuzianismus – 80, 82, 86, 87, 161, 162, 179, 180, 183, 184, 197, 198, 199, 205
 : Neokonfuzianismus – 86, 161, 198
 Kongruenz – 28, 113, 147, 188
 Konjugation – 63, 108, 112, 188
 Konjunktiv – 90, 92, 93, 98, 133, 134, 135, 195
 Konsonant – 8, 16, 17
 Kontext – 39, 77, 78, 100, 104, 110, 134, 142, 145, 185, 208
 : Kon-text – 64, 201, 207, 208, 218
 : Kontextfrei – 64
 : Kontextgebunden – 100
 : Kontextgerecht – 107, 167
 : Kontextmäßig – 142, 165, 192, 207, 210
 Konvention – 28, 95
 : Urkonvention – 58
 Kopula – 145, 146, 147, 150, 153, 173, 174, 178, 187, 188, 189, 196, 214
 Korrespondenz – 28
 Krabbelkrause – 9, 203, 219
 Kultur – 10, 15, 19, 20, 24, 25, 32, 37, 39, 49, 51, 54, 72, 73, 74, 80, 86, 143, 197, 199, 203, 219, 222
 : Kulturell – 13, 18, 31, 50, 140, 198
 : Agrarkulturell – 179
 : Interkulturell – 13, 18, 31, 50, 140, 198
 : Multikulturell – 38
 : Kulturabhängig – 31, 39
 : Kulturkritisch – 38
 : Kulturspezifisch – 39

: Kulturmenschengerecht – 32
 : Kulturmenschenspezifisch – 32
 Kunsttrieb – 28
 Kyeongyeo(경어) – 83, 84, 86, 87
 Kyumsonyeo(겸손어) – 83, 84, 86, 87
 Laut – 16
 Lautbruch – 16
 Lautkontrast – 202
 Lautmalerei – 8, 148, 195
 Lautsprache – 18, 184, 186, 187, 202
 Lautsprachsystem - 8
 Lautwert – 17, 18, 114, 159, 186, 187, 202
 Laut-Wert – 16, 17, 202
 Lautwertsystem – 203, 220
 Leben – 3, 9, 10, 12, 13, 25, 40, 51, 63, 73, 79, 82, 94, 107, 108, 129, 143, 152, 156, 175, 183, 194, 198, 199, 214, 216, 217, 218, 219, 222
 Leere – 160, 161, 162, 163, 168, 176, 184
 Li(禮) – 198
 Lingua – 203
 Logik – 30, 32, 185, 187, 189, 192, 196
 Logos – 25
 Lokativ – 125
 Lun(倫) – 20
 Lunli(倫理) – 20
 Malsseum(말씀) – 87
 Maskulinum – 96, 167, 181
 Mehr Sein als Schein – 153
 Meine Wenigkeit – 89
 Metapher – 27, 28, 32
 Metaphorik – 8
 Metaphysik – 17, 18, 23, 26, 29, 30, 32, 35, 121, 146, 149, 151, 156, 171, 177, 183, 184, 191, 214
 : Metaphysiker – 26, 27, 28, 40, 45, 63, 174, 176
 : Metaphysiklehrmeister – 121
 : Seinsmetaphysik – 32, 34, 37
 : Sprach-Metaphysik – 131
 Ming(明) – 187
 Mittel – 11, 15, 19, 22, 26, 27, 31, 52, 69, 86, 135, 136, 137, 139, 143, 152, 176, 185, 190, 191, 194, 206
 : Ausdrucksmittel – 193
 : Gegenmittel – 11
 : Hilfsmittel – 11, 77, 134, 137, 176, 194
 : Mittelsmangel – 28
 : Sprachmittel – 89
 Modalität – 136, 142
 Modalverb – 138, 159
 Modus – 55, 90, 91, 93, 110, 111, 112, 133
 : Modus verbi – 49, 115, 116, 133, 195, 211
 Munbeop(문법, 文法) – 87, 204
 Muttersprache – 20, 24, 27, 37, 61, 62, 69, 70, 71, 74, 76, 82, 83, 95, 118, 122, 141, 177, 214, 215, 216, 217, 220, 222
 : Großmuttersprache – 57
 Muttersprachler – 16, 20, 36, 58
 : Deutschmuttersprachler – 70
 : Englischmuttersprachler – 125
 Na(나) – 68-74, 76, 213
 Nationalsozialismus – 45
 Natur – 10, 19, 20, 180, 203, 219
 Negation – 155, 159, 160, 163, 164, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 176, 196
 Neglektion – 218
 Neng(能) – 159
 Neutrum – 167, 176
 Nexus – 36, 37, 38, 40, 46, 91, 132, 135, 144, 178, 195, 209, 213
 Niao(鳥) – 185
 Nichts – 23, 39, 44, 131, 154-165, 167, 168, 169, 170, 172, 173, 174, 176, 179, 180, 184, 197, 213
 Nicht-Seiende – 144, 155, 157, 160, 162, 168, 169
 Nicht-Sein – 160, 164, 210
 Nihilismus – 161
 Nomen – 97, 100, 146, 169, 195
 Nominalismus – 31
 Nominativ – 56, 57, 59, 61, 97, 98, 101,

Nominativ ..102, 103, 104, 105, 107, 124
 Numerus – 96
 Objekt – 15, 22, 28, 34, 36, 48, 59, 64,
 65, 81, 84, 85, 86, 87, 99, 100, 101, 107,
 120, 122, 123, 154, 173, 190, 191, 193,
 204, 205
 : Das direkte Objekt – 98, 99, 172, 173
 : Das indirekte Objekt – 58, 102
 Ontologie – 24, 32, 34, 37, 38, 105, 144,
 146, 149, 150, 151, 156, 158, 171, 172,
 174, 176, 177, 178, 179, 187, 190, 191,
 192, 195, 208, 209, 214
 Optativ – 90
 Ort – 3, 4, 22, 120, 121, 129, 157, 158,
 162, 163
 Ousia – 146, 151, 187, 191
 Panghuang(彷徨) – 161, 162, 163
 Partes orationis – 34
 Partizip – 118, 138, 142, 146, 149, 150,
 166, 168, 208
 Passiv – 49, 102, 103, 104, 105, 165
 Perfekt – 118, 133, 134, 195
 : Plusquamperfekt – 118
 Personalpronomen – 55, 56, 57, 58, 60,
 61, 62, 64, 67-79, 83, 84, 87, 88, 89, 92,
 96, 97, 157, 188, 208, 218
 : Das verbundene und unverbundene
 Personalpronomen – 56, 58
 : Das betonte und unbetonte
 Personalpronomen – 57, 58, 59, 60
 : Das schwach- und starkbetonte
 Personalpronomen – 61, 62, 113
 Personalpronomensystem – 56, 59, 69,
 70, 71, 72, 76, 78, 79, 80, 98, 112, 113,
 213
 : Doppelpersonalpronomensystem – 57,
 58, 60, 61
 : Unpersonalpronomensystem – 67
 Perspektive – 14, 27, 36, 179, 191, 199,
 211, 215, 216
 Perspektivismus – 20, 27
 Phone – 202
 Phonetik – 18, 219
 Piktogramm – 159
 Platzhalter – 65, 165
 Polis – 16, 51
 Prädikat – 8, 34, 35, 36, 38, 46, 47, 52,
 53, 54, 55, 61, 62, 64, 65, 84, 85, 86,
 100, 101, 105, 106-111, 113, 115, 117-
 123, 129, 131, 135, 143, 147, 148, 166,
 169, 170, 173, 178, 190, 193, 195, 205,
 208, 209, 211, 212
 Prädikatsnomen – 146, 172, 173, 174,
 187, 188, 189, 190, 195
 Pragmatik – 219
 Präsens – 108, 117
 : Präsensform – 173
 : Präsensaspekt – 117
 Prospektiv – 21, 24, 191
 Prospektivität – 192
 Qi(氣) – 183
 Ratio – 130
 Raum – 3, 4, 35, 54, 72, 81, 88, 93, 101,
 121, 169, 180, 184, 187, 210, 221
 : Bewegungsraum – 147
 : Existenzraum – 207
 : Gedankenraum – 202
 : Handlungsraum – 207, 208, 221
 : Sprachraum – 24, 39, 74, 212, 213
 Raumangabe – 126
 Räumlichkeit – 22, 125, 127, 128
 Relativsatz – 167, 168, 169, 171, 173
 Religio(n) – 82, 83
 Ren(仁) – 198
 Renaissance – 50, 51, 53, 57, 58
 Respektiv – 21, 23, 24, 199
 Respektivität – 190, 199
 Retrospektiv – 21, 24, 191
 Retrospektivität – 190, 192
 Ri(日) – 187
 Romanische Sprache – 49, 52
 : Romanische Zweigsprachfamilie – 59,
 127, 166
 SAE (Standard Average European
 Languages) – 36
 Schein – 134, 152, 153, 154, 156, 180

Scheinen – 153, 154, 181, 187
 Sechzig Jiazis(六十甲子) – 184
 Seiende – 30, 134, 144, 146, 149, 150, 153, 155, 157, 166, 167, 169, 170, 171, 172, 187, 194, 196, 197, 198, 202, 203, 207, 208, 214, 217
 Sein – 13, 14, 23, 26, 27, 28, 30, 35, 37, 38, 39, 40, 49, 95, 120, 131, 133, 134, 136, 143-158, 160, 162-174, 176-180, 183, 184, 185, 187-192, 194, 195, 196, 199, 204-210, 212, 213, 214, 218
 Semantik – 27, 219
 Schamanismus – 183
 Shi(是) – 145, 188
 Siezen – 85, 88, 93, 94
 Sinotibetische Sprachfamilie – 21
 Sittenwidrigkeit – 12
 Sittlichkeit der Sprache – 16, 18, 20, 45, 49, 51, 58, 61, 69, 70, 74, 76, 80, 84, 85, 86, 95, 106, 107, 202, 203, 215, 219, 220, 221, 222
 Soll-Zustand – 90
 Sophia – 25
 Sprache – 3, 4, 7-22, 24-30, 32-35, 38, 39, 40, 44-49, 51-55, 58, 60, 61, 62, 66-77, 79-88, 90, 94, 95, 98, 99, 102, 105, 106, 107, 109, 110, 113, 114, 116-119, 123, 125, 126, 128, 130, 131, 134, 135, 137, 138, 141, 147, 149, 150, 151, 154, 156, 157, 159, 163, 164, 167, 171, 177, 182, 185, 186, 189, 192, 193, 197, 198, 200-204, 207, 211, 212, 214-222
 Sprachbildner – 12, 13, 14, 15, 16, 63, 68, 69, 86, 105, 126, 128, 137, 185, 186, 203, 204, 220
 Sprachfamilie – 8, 20, 26, 31, 55, 58, 64, 88, 97, 101, 156, 176, 204, 205, 212, 217
 Sprachfamilienzugehörigkeit – 20
 Sprachler – 10, 11, 12, 14, 15, 16, 20, 51, 53, 55, 58, 59, 60, 62, 63, 64, 66-70, 74, 75, 76, 77, 82, 87, 98, 103, 106, 114, 116, 117, 118, 120, 122, 123, 127, 128, 133, 134, 136, 137, 140, 142, 148, 149, 154, 163, 178, 184, 185, 186, 187, 193, 202-207, 209, 211-218, 220, 221, 222
 Sprachnutzer – 3, 15, 50, 51, 55, 59, 63, 64, 65, 72, 80, 86, 94, 95, 105, 122, 128, 149, 156, 160, 163, 177, 185, 186, 193, 204, 212, 213
 Sprachspiel – 12, 194, 218, 221
 Sprachspieler – 221, 222
 Sprachverwandtschaft – 44
 Strukturalismus – 17, 34, 219
 Subjekt – 17, 31, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 44-57, 59-68, 70, 71, 72, 76, 83, 84, 86, 91, 92, 95-101, 103-115, 117, 119-123, 125, 127, 128, 131, 132, 134, 135, 143, 146-149, 153, 156, 157, 165, 166, 167, 169, 170, 171, 178, 179, 187-190, 193-196, 204, 208, 209, 212, 213, 214, 218, 221
 : Subjekt-Prädikat – 34, 36, 38
 Subjektivismus – 64, 66, 71, 95, 101, 104, 106, 107
 Substantiv – 17, 36, 99, 100, 105, 107, 146, 147, 148, 149
 Substanz – 13, 17, 26, 35, 46, 49, 65, 66, 104, 108, 120, 130, 131, 144, 151, 179, 186, 208, 213
 Syntax – 24, 25, 36, 110, 122, 219
 Taoismus – 161, 162, 180, 184, 197, 198
 Täter – 3, 10, 13, 14, 17, 36, 44, 46, 53, 55, 63, 65, 91, 95, 100, 105, 108, 109, 117, 119, 120, 121, 122, 127, 129, 130, 132, 133, 134, 136, 137, 141, 143, 144, 146, 150, 151, 152, 171, 178, 190, 191, 195, 205, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 218
 : Intensiv-Täter – 3, 43, 65, 109, 129, 130, 143, 209, 211
 Täterangabe – 58, 59, 102, 104, 113
 Täterschaft – 14, 120, 124, 143, 151
 Tatort – 119, 120
 Tatsache – 13, 23, 29, 36, 39, 49, 55, 56, 66, 68, 88, 90, 96, 99, 102, 120, 121, 124, 126, 128, 130, 136, 151, 163, 183, 206, 218

Tatzeit – 120
 Tautologie – 168
 Teleologie – 151
 Tempus – 22, 55, 65, 108, 109, 110, 115-124, 126-129, 132, 133, 134, 140, 148, 167, 190, 194, 195, 196, 209, 211
 Temporalität – 23, 123, 129, 132, 133, 173
 Text – 19, 64, 67, 77, 78, 81, 83, 207, 208, 218
 Theologie – 151, 184
 Totalität – 94
 Tyrannei – 86, 94
 Umgangssprache – 114, 147
 Unfreiheit zur Sprache – 207, 222
 Ural-altaische Sprachfamilie – 38, 39, 44, 66, 68, 84, 156, 212
 Uri(우리) – 73, 74, 76
 Ursache – 22, 91, 130-133, 135, 136, 138, 139, 142, 143, 144, 150, 151, 191, 195
 Urtragödie – 3, 13
 Verb – 21, 37, 38, 39, 63, 66, 70, 85, 99, 100, 105, 109, 118, 119, 122, 123, 130, 144-150, 153, 154, 158, 163, 164, 165, 167-172, 174, 176, 178, 179, 183, 187, 188, 195, 196, 202, 205, 208, 214
 : Verbalaktion – 99, 101
 : Verbalaspekt – 22, 64, 67, 103-111, 115-119, 121, 123, 124, 126, 127, 128, 133, 134, 140, 142, 148, 178, 193, 208, 209, 211
 : Dauer – Linear, Konativ, Iterativ – 116
 : Vollzug – Ingressiv, Effektiv, Komplexiv, Gnomisch – 116
 : Ereignis – Resultativ, Stativ – 116
 : Verbalendung – 36, 47, 50-55, 57, 59, 60, 62, 63, 66, 67, 70, 85, 90, 104, 108, 110-116, 123, 178, 208, 209, 211
 : Verbalendungssystem – 112
 : Verbalform – 115, 118, 120
 : Verbalfunktion – 115
 : Verbalmodus – 134
 : Verbalsystem – 109, 118, 147, 148, 170
 : Verbaltempus – 124
 : Verbalvorgang – 116, 117, 126
 : Verbalwurzel – 36
 : Verbalzustand – 126
 : Ersatzverb – 177
 : Grundverb – 21, 90, 144, 145, 150
 : Hilfsverb – 110, 111, 112, 137, 145, 146, 153, 154, 163, 165, 173, 174, 176, 193, 214
 : Modalverb – 137, 159
 : Vollverb – 145, 146, 147, 149, 150, 153, 154, 155, 160, 163-167, 169, 170, 173, 174, 176, 178, 187, 188, 189, 196, 208, 214
 Verbale Dynamik – 63
 Vergleichszeitalter – 82
 Vergleichsperspektive – 38
 Vernunft – 19, 25, 28-32, 35, 121, 122, 130, 131, 136, 137, 143, 152, 172, 190, 194, 198, 199, 205, 217
 Vokal – 8, 16, 17
 Vokativ – 89, 90, 105
 Wahrheit – 23, 25-28, 32, 33, 35, 45, 52, 63, 87, 131, 141, 153, 161, 164, 179, 190, 204, 206, 207, 210, 214, 217, 221
 Watasi(わたし) – 70
 Watakusi(わたくし) – 70, 205
 Wei(爲) – 188
 Weltansicht – 31, 38, 39
 Welt-Ausdeutung – 39, 44, 156
 Wen(文化) – 19
 Wenhua(文化) – 18, 19
 Werden – 39, 111, 131, 134, 152, 153, 154, 156, 171-174, 176, 179-182, 184, 187, 189, 193, 198, 213
 Wesen – 14, 15, 17, 27, 28, 62, 116, 134, 146, 175, 185, 186, 187, 189, 191, 192, 194, 197, 204
 Wille – 26, 70, 131, 138, 139, 140, 141, 176
 Wirismus – 72, 74, 75, 80, 81, 82, 94, 95
 Wirkung – 22, 130, 132, 133, 135, 136,

Wirkung ...143, 144, 191
 Wo(我) – 76
 Women(我们) – 80
 Wort – 3, 10, 12, 16, 17, 24, 25, 31, 32, 41, 45, 49, 51, 52, 63, 70, 85, 87, 90, 93, 94, 100, 101, 107, 116, 131, 138, 149, 152, 160, 162, 163, 174, 181, 185, 186, 187, 189, 200, 202, 203, 204, 211, 212, 214, 220
 : Antwort – 37, 49, 77, 119, 162, 163, 172, 197
 : Aspektswort – 119
 : Bezugswort – 147, 167, 169, 173
 : Ehrenwort – 85
 : Einzelwort – 87
 : Fragewort – 24, 128, 189, 195
 : Gastwort – 193
 : Gastgeberwort – 193
 : Gleichsetzungswort – 189
 : Hauptnegationswort – 159
 : Hinterwort – 84
 : Höflichkeitswort – 85
 : Normalwort – 85
 : Reizwort – 93
 : Stichwort – 107, 108
 : Tätigkeitswort – 63, 118, 119, 122, 123
 : Tunwort – 108, 209, 210, 211
 : Unwort – 94
 : Verbindungswort – 189
 : Vorwort – 3
 : Wesensfragewort - 196
 : Zeitwort – 118, 122, 123, 127, 148, 193
 Wortbruch – 16
 Wortgefecht – 15
 Wortschöpfer – 14
 Wortschöpfung – 51, 75, 87, 103, 144, 146, 148, 151, 155, 158, 159, 160, 177, 187, 193, 202
 Wortschöpfungsgeschichte – 14
 Wortstellung – 147
 Wörterbuch – 107, 108, 174
 Wu(吾) – 78
 Wu(武) – 19
 Wu(無) – 157-162, 164, 179
 Wu(舞) – 159
 Xin(心, 마음) – 200, 205
 Xiong(熊) – 160
 Xu(虛) – 161
 Xuwu(虛無) – 161
 Yang(陽) – 180, 181, 183, 187
 Yanggan(陽干) – 182
 Ye(예, 禮) – 87
 Yebeop(예법, 禮法) – 87
 Yeopda(없다) – 164
 Yeyeo(예어) – 83-88, 91, 93
 Yi(義) – 198
 Yijing(易經) – 181, 183
 Yin(陰) – 180, 181, 183
 Yingan(陰干) – 182
 Yongyeon(용언, 用言) – 146
 You(有) – 157, 158, 160, 161, 164, 180, 185
 Yuiji(의지, 意志) – 139
 Zanmen(咱们) – 80
 Zeichen – 4, 18, 19, 20, 28, 40, 41, 77, 81, 131, 158, 159, 185, 186, 187, 217, 218
 : Abzeichen – 130
 : Anführungszeichen – 35
 : Anzeichen – 81, 198
 : Bildzeichen – 19, 185
 : Schriftzeichen – 16-20, 203, 217
 Zeichensprache – 18, 187, 217
 : Bildzeichensprache – 187
 Zeit – 3, 8, 21, 22, 23, 27, 30, 31, 32, 48, 62, 78, 79, 82, 91, 109, 116, 117, 119, 120, 121, 123-132, 139, 140, 151, 152, 161, 167, 174, 175, 176, 178, 183, 184, 189, 190, 191, 193, 194, 202, 209, 210, 211, 212, 219
 :Zeitalter – 19, 25, 26, 38, 49, 82, 83, 94, 129, 207, 216, 217
 : Zeitbedingung – 194
 : Zeitform – 117

: Zeitgitter – 151, 152, 175, 194
 : Zeitlinie – 127, 139, 194
 : Zeitpräposition – 126
 : Zeitrechnung – 182
 : Zeitrechnungssystem – 182
 : Zeitstrecke – 11
 Zeitangabe – 22, 115-118, 124-128
 : Zeitangabesystem – 125
 Zeitbegriff – 127, 128, 129
 : Die zeitlose Zeitlichkeit – 118, 124
 : Die aspektuelle Zeitlichkeit – 118
 : Die kategorische Zeit – 127, 129, 132, 194, 211
 Zeitbewusstsein – 120, 121, 123, 125, 127, 134, 138, 193, 194, 210
 Zeitfenster – 117
 Zeitraum – 3, 125, 126, 128, 153, 209
 Zeitspann – 126, 127
 Zeitstufe – 109, 118, 123, 124, 128, 140, 143, 151, 175, 176, 194
 Zeitverhältnis – 23, 115, 118, 123, 132, 133, 142
 : Das relative Zeitverhältnis – 23, 115, 118, 123, 132
 : Das absolute Zeitverhältnis – 115, 118, 123
 Zeitwort – 108, 118, 122, 123, 127, 148, 193
 Zhi(支) – 182
 Zhuyu(主语) – 193
 Ziel – 11, 150, 151, 155
 Zurück zur Natur – 10
 Zweck – 11, 22, 58, 92, 124, 135-139, 191, 204
 Zweigsprachfamilie – 27, 54, 58,

Andere Sprachen, andere Gedanken, andere Sitten! Nietzsche versucht in seinen späteren Werken unermüdlich energisch, gerade mit den sprachlichen Gründen und Hintergründen schonungslos die Scheinbarkeit und zugleich die Scheinheiligkeit der absoluten Wahrheit des traditionellen Metaphysikers zu demaskieren. Obwohl Nietzsche ganz fest überzeugt seine unerhört scharfe Sprachkritik des substanziellen Gedankens überhaupt geübt hatte, konnte sie selbst leider noch nicht tiefgreifend auf der vergleichenden intersprachlichen, sprachphilosophischen und nicht zuletzt interkulturellen Bedeutungsebene ausreichend untersucht werden. Um die wesentlichen, bedeutungsvollen Differenzen zwischen den Sprachen und zwischen den Kulturen zum Ausdruck zu bringen, mehr noch, um uns dadurch neue fruchtbare Perspektiven, welche uns bisher aufgrund der sprachlichen Bedingungen kaum möglich gewesen sind, zu eröffnen, nicht zuletzt um uns nicht in der schrecklich sich anfeindenden despektiven, sondern eben in der bereichernd-befreundeten respektiven Art und Weise miteinander und füreinander verständigen zu können, eben dazu habe ich gerne meinen interkulturellen Vergleich angestellt, weil wir schon längst im globalen Zeitalter, in welchem nicht bloß kommunikativ, sondern darüber hinaus innovativ zu vergleichen ist, leben. Dürfen wir uns doch schon mal mit den fremden Federn schmücken, um unsere eingeschränkten Lebensperspektiven weiter zu verfeinern? Die Sprache, sei es die Muttersprache oder sei es eine Fremdsprache, ist nämlich ein unermesslicher Abgrund, der sich immer wieder ergiebig erschließen lässt.